

TUGEND

IN FELS
UND EIS

Archivexemplar
nicht ausleihbar

52 1136

Western Ex. under 8 By 3
" " 8 Mm 658

Jugend in Fels und Eis

Ein Ehrenmal gewidmet dem Helden vom Matterhorn

Toni Schmid

von seinen Kameraden

Bearbeitet von

Hans Baumeister

Im Eigenverlag

Herausgegeben vom Alpenkränzchen Berggeist

München 1934

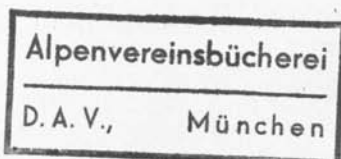


Mit 52 Tafeln

Für den Buchhandel bei der J. Lindauer'schen Universitäts-
buchhandlung (Schöpping) München

8 S 129 sonst. (1934

Archiv-Ex.



52 1136

~~8 C 23~~

Nachdruck verboten

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Die Verfasser
tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben
Copyright by Alpenkränzchen Berggeist München



Nach einem Gemälde von Oscar Wiedenhofer, München

Geleitwort

Von Hans Baumeister, Darmstadt

Das erhabene Pathos der Berglandschaft wurde von den Menschen der Ebene erst spät und zaghaft erkannt. Allmählich nur drangen Neugierde und Forscherlust in die durch Jahrtausende nahezu unbekannte Welt der Hochgebirge ein. Als aber der Bann gebrochen war, entwickelte sich rapid und sprunghaft in der kurzen Zeit eines Säkulums die weltumspannende Bewegung des Alpinismus. Die erforschende Tätigkeit wandelte sich desto eher zum Selbstzweck, als bald eingesehen wurde, daß eine Bergbesteigung mehr Spannung und Risiko, aber auch mehr wechselnde ästhetische und ethische Momente in sich barg, als etwa eine geruhsame Segelfahrt oder ein Waldspaziergang. Aus dem bequemen Genuß der Talwanderungen und Jochübergänge hob sich der Sehnsuchtsdrang nach den fern schimmernden Höhen. Und gerade das in deutscher Seele so wunderbar verwurzelte Streben, hohe Werte aus eigener Kraft zu gewinnen, fand hier die reichsten Möglichkeiten zu wirksamer Entfaltung. Das Begehren des Einzelnen ward zum Ehrgeiz, wo er andere gleichen Zielen entgegen hoffen sah. Der Wettbewerb, durch kein niederes Gefühl geschändet, ermöglichte schnellstens die restlose Erschließung unserer Alpen.

Nachdem die Hauptangriffsgelegenheiten erschöpft waren, kamen Nebenziele an die Reihe. Der Reiz, einen Aufstieg unterschiedlich zu gestalten, einen Berg von verschiedenen Seiten anzupacken, ja zu überschreiten, gab dem Latendrang neuen Auftrieb. Erst aus diesem scheinbar nebensächlichen Abfluß einer durch Mangel an bedeutenderen Aufgaben abebbenden Hauptbewegung entwickelte sich die heutige Technik des Eis- und Felsgehers.

Man kann deutlich vier Phasen alpinistischer Tätigkeit unterscheiden: Die ersten, mehr wissenschaftlichen oder ästhetischen Zielen gewidmeten Erkundungen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die sogenannte „goldene Zeit des Alpinismus“, die man etwa von 1860 bis zu den neunziger Jahren eingrenzen kann und die der Eroberung der Hauptgruppen und Gipfel galt.

Das Ende des Klassizismus durch die vollendete Erschließung der Alpen bis zum Schluß des ersten Jahrzehntes des zwanzigsten Jahrhunderts und schließlich der neue Rhythmus des Bergsteigens bis in unsere gegenwärtige Zeit.

Waren die ersten Bergsteiger bei aller Kühnheit im Grunde Romantiker des Herzens und des Geistes, deren Freude am einsamen Erleben der freien und wilden Natur galt, so ist heute, wo die Stille und Unberührtheit der Landschaft für immer dahin ist, der Jungalpinist mehr und mehr aus dem Romantiker zum Fanatiker des Erfolges geworden, dem die sieghafte Durch-

Kletterung einer bis dahin unbezwungenen Wandflucht mehr gilt als beschaulicher Naturgenuss. Er ist ein zäh verbissener Krieger, für den es nur Sieg oder Niederlage, aber keine Verbrüderung mit dem Gegner gibt. Das Aufgeben eines Planes, der Rückzug wird für ihn fast zur seelischen Katastrophe.

Demgemäß hat sich auch die Art und Weise, mit der man den Berg zu bezwingen sucht, geändert. Der Alpinist hat sich technisch umgestellt. Man ist sachlicher, kühler, nüchterner geworden. Die Empfindung prägt sich weniger in Worten aus; dagegen kontrolliert man aufs Sorgfältigste die Güte der Ausrüstung und macht sich vertraut mit allen Hilfsmitteln der einschlägigen Industrie. Wenn wir es auch ablehnen, das Bergsteigen als Sport zu bezeichnen, weil dem Sport an sich einestheils die großen ethischen Momente fehlen, andernteils bei ihm unter Voraussetzung von Wertung und Wettbewerb meist nur bestimmte Energiequellen zur Auswirkung kommen, so kann man doch die zum Fels- und Eisgehen nötige Vorübung und die dazu gehörigen technischen Hilfsmittel als solche sportlicher Art bezeichnen. Zwar sind die eigentlichen Waffen des Bergsteigers, Pickel und Seil, Steigeisen und Kletterschuh im Laufe der Zeiten die gleichen geblieben. Aber Material, Ausführung und Anwendungsmöglichkeiten haben sich vervollkommenet. Moderne Zutaten sind Mauer- und Eishaken, Karabiner und Kletterhammer.

Mit einer gewissen sachfremden Nüchternheit betrachten wir heute die Werkzeuge früherer Gipfelstürmer, die schwere Eisart Purtschellers, den derben Stoß und die primitiven Nagelschuhe Hoffmanns oder gar den Wurfanker Winklers und wir finden es in unserer Vollkommenheit fast unbegreiflich, daß Männer mit beinahe kindlichen Werkzeugen Eisriesen wie den Montblanc und Monte Rosa erstmalig angingen und eroberten.

Auch der Begriff des Gefährlichen und „Unmöglichen“ hat auf alpinem Gebiet eine Umwälzung erfahren müssen und die Normierung der „Schwierigkeitskala“ war wiederholt Gegenstand ernster Beratungen in Fachkreisen. Die Bergsteiger der klassischen Periode waren gewiß nicht weniger schneidige Draufgänger als die großen Fels- und Eisgeher unserer Zeit. Aber sie hatten zu viele Möglichkeiten vor sich, als daß sie das unmöglich Scheinende sonderlich gereizt hätte.

Wie ist es aber um die Gefahren der Alpen bestellt? Der Laie liest Jahr um Jahr eine lange Totenliste und verwünscht die „Bergfexen“, die so leichtsinnig mit den letzten Dingen zu spielen scheinen. Gewiß, die objektiven Gefahren sind dieselben geblieben. Wie zu Hannibals Zeiten rauscht die Lawine, heult der Schneesturm, hämmert der Schlag des fallenden Gesteins, lauert verdeckt die tödliche Spalte im Gletscher. Heute wie je fordern alljährlich die großen „Menschenfresser“ der Alpen ihre Hekatombe von Opfern und es

sind oft nicht die schlechtesten Steiger, die dem weißen Tod ins Auge sehen müssen. Vor solchen Gewalten der grausamen Natur schützen selbst Mut und Erfahrung nur in seltensten Fällen und der Bergsteiger sieht ihnen mit Fatalismus entgegen, wie der Soldat der Kugel, die auch nicht für jeden gegossen ist.

Die subjektiven Gefahren der Berge aber, die ihre Ursache ja hauptsächlich in einem Versagen der menschlichen Energie haben, sind heute für den tüchtigen Alpinisten ganz erheblich gemindert. Kletterkunst und Eistechnik haben sich vervollkommenet und die sachgemäße Anwendung von Mauerhaken, Selbstsicherung und modernen Abseilmethoden verleihen dem guten Kletterer verlässlichen Schutz. Der Eispickel ist handlicher, der Kletterschuh geschmeidiger, Steigeisen und Tricouni-Sohle haftender geworden. Aber maßgebend wird immer die menschliche Leistungs- und Widerstandsfähigkeit bleiben!

*

Wir haben jetzt nach so vielen Jahren des Leidens und der Not den Aufbruch eines ganzen Volkes ins Heroische erlebt. Allen voran trägt die Jugend sieghaft das Sturmbanner und beweist in stets neuer Kräfteentfaltung ihren Satzwillen. Aus ihrer Vielfältigkeit heraus stoßen immer wieder einzelne vor, die durch außerordentliche Erfolge auf allen Gebieten zeigen, daß unsere neue Generation keineswegs darauf Verzicht zu leisten gedenkt, Großes zu wollen und zu schaffen.

Auch der heutige Alpinismus hat Heldentaten gezeitigt, die sich würdig allen früheren berühmten Ersteigungen zur Seite stellen, ja diese noch weit übertreffen.

Eine solche Höchstleistung des europäischen Bergsteigens ist die Eroberung der heißumstrittenen Nordwand des Matterhorns durch die Brüder Toni und Franz Schmid. So wie an jenem 14. Juli 1865 die Welt aufhorchte, als der erste Siegestruf Whympers vom Gipfel der berühmten Pyramide erklang, so war auch der 1. August 1931 dazu bestimmt, das Interesse des internationalen Alpinismus auf zwei junge Deutsche zu richten, die ihre Kräfte und ihr Leben für ein großes ideales Ziel, das ihnen als Daseinsbedingung galt, einsetzten und im Ringen mit dem übermächtigen Dämon des Matterhorns Sieger blieben.

Ihre Leistung war nicht nur das Einzelergebnis eines glückhaften Zufalls. Sie lag entstehungsbereit in den Herzen Tausender verborgen. Ihre Vollendung wächst deshalb zum Symbol neuertwachenden Heroentums.

Wir wissen und erleben es jeden Tag, wie schwer es gerade die heutige Jugend hat, ihrem Geltungsbedürfnis zu genügen. Kommt es doch für sie nicht

darauf an, ausgetretene Pfade zu wandern und bereits Vollbrachtes blind nachzuahmen. Für sie wertet die Freude an der neuen eigenen Leistung als Ausdruck stolzester Männlichkeit. Ihr Wunsch Neues zu entdecken, entspricht durchaus dem Gesetz der Entwicklung der Individualitäten. So entstand ein hartes, gestähltes Geschlecht, das vor keiner Gefahr, vor keiner Schwierigkeit zurückscheut und würdig ist, sich mit seinen großen Vorgängern an kühnsten Problemen zu messen.

*

Dies Buch „Jugend in Fels und Eis“ ist geschaffen und bestimmt, den stürmenden Latendrang unserer alpinen Jungmannschaft unter Verweis zu stellen. Es soll zweierlei Zeugnis ablegen: Einmal das Leben und die Leistungen eines Menschen schildern, der trotz seines kurzen Erdenlaufes durch seine kraftvolle Persönlichkeit ausersehen war, als führendes Beispiel zu dienen. Zum andern soll es, aus Kameradschaftsgeist entstanden, Ränder und Werber eben dieses Geistes sein!

Die Angehörigen des Alpenkränzchens „Berggeist“, der bekannten hochalpinen Münchener Vereinigung, der Toni Schmid lange Zeit hindurch bis an sein Ende ein aufopferndes Mitglied war, haben sich zusammengetan, ihrem Freunde Treue mit Treue über das Grab hinaus zu vergelten. Sie haben in diesem Buche Schilderungen außerordentlicher Bergfahrten heutiger Zeit zusammengetragen, die vereint mit dem Verbliebenen oder in seinem Geist ausgeführt worden sind. In sorglichem Bemühen, das uns das Bild des toten Kameraden Tag für Tag neu erstehen ließ und in steter Anregung von Seiten jedes Einzelnen, dessen Hand oft Pickel und Seil kunstvoller zu führen verstand als die Feder, haben wir Stein um Stein zusammengetragen zu einem Erinnerungsmal, das Wert und Leistung unseres Freundes der Nachwelt erhalten soll. Es soll in unseren Herzen auch die Erinnerung an jene wachhalten, die gleich Toni Schmid für große Ziele fielen, wie sein unglücklicher Nachfolger in der Matterhornwand, unser unvergeßlicher Gustl Kröner.

Vielleicht wird dieses Buch auch manchem Gelegenheit zum Nachdenken geben über den Reichtum der Berge, die ihm bisher fremd waren. Ruft doch aus diesen Zeilen die Stimme all der kostbaren Werte, die uns die Hochwelt schenkt. Und deren sind wahrlich nicht wenige: Mut, Zähigkeit, Aufopferung, Pflichtgefühl, Natur- und Schönheitsinn, Entschlußkraft und Achtsamkeit, Durchhalten bis zum letzten — solche Tugenden lassen die Berge uns am Beispiel des Kameraden erproben und moralisches Versagen bekämpfen.

Dies Buch ward nicht der Abenteuer wegen geschrieben, die es in reicher Fülle enthält. Aber es soll die heldische Kraft aufzeigen, die in einem starken

jungen Geschlecht wohnt. Der Bergsteiger von heute kennt nicht mehr die Lyrik sanften Naturerlebens. Er sieht nur die geballte Faust des dräuenden Berggottes und seine Prometheusnatur häumt sich gegen die zürnende Gebärde des Übermächtigen. Aber sein Kampf ist kein planloses Anstürmen. Wochenlang faßt er sein Ziel sorgsam ins Auge, erwägt jede Möglichkeit des Gelingens. In harter Übung wird der entbehrungsgewohnte Körper gestählt, bis die Glieder bedingungslos jener durchdachten Technik gehorchen, die heute das Grundgesetz jeder schweren Bergfahrt bildet.

Knapp sind heutzutage die Mittel; aber der junge Bergsteiger ist glücklich, wenn das vorhandene Geld nur für Seil und Eisenzeug reicht. Nahrung und Notdurst des Körpers tritt in den Hintergrund und immer wieder hören wir, daß Hunger und Durst ständige Begleiter der Fahrt waren, weil das Gewicht des mitzunehmenden Proviantes zuviel Kräfteinsatz verbraucht hätte.

Das Fahrrad dient als Transport- und Reismittel und das härteste Biwaß wird dem anspruchslosen Jungmann unter Zeltbahn und Zbarskysocke zu einer kaum erwähnenswerten Angelegenheit. Sport und Entsagung haben ihn wehrhaft gegen Wetterumbilden gemacht. Er unterscheidet nicht mehr empfindsam zwischen Tag und Nacht, sondern fühlt das Dunkel nur als lästige Unterbrechung seines Latendranges.

Wie anders können solche Leistungen ausgeführt werden, bei denen es weder anfeuerndes Publikum noch Schiedsrichter gibt, auf deren Erfüllung kein Preis gesetzt ist, als aus reinstem, edelstem Idealismus? Was anderes, als innerster Drang und glühender Wunsch der Seele läßt den Menschen unter Einsatz des Lebens einem trügerischen Phantom nachjagen, über das die große Menge stets verständnislos den Kopf schütteln wird? Schwer ist es den Grund deutlich zu machen, wenn dieser auch unbewußt im Herzen jedes echten Bergsteigers schlummert.

Keine unberechenbare Augenblickslaune treibt uns zu den lichten Höhen empor, kein Haschen nach Beifall, kein Jagen nach Gewinn! Es ist die Triebkraft sittlichen Urgefühls, die mehr oder weniger stark in jedem Herzen pulst. Es ist Kampfgeist, Abenteuerlust, Freude am eigenen Können, tiefes Naturempfinden und ein zages Hintasten zu jener höheren Macht, die wir Gott nennen. Es ist die Sehnsucht nach einem fernen Drplid, nach jener Wiege inneren Gelöstseins und seraphischer Reinheit, wie wir sie hoch über den Dünsten der Niederung nur auf den ragenden Altären der Welt finden. Es ist all das, was den Menschen aus dem Alltag ins Gesilde der Ideale hebt, was den Träumer zum Denker, den Trägen zum Mann formt und dem Jagenden die Hoffnung wiederchenkt nach dem Wort der Bibel: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt!

Auch der Held unseres Buches, der „Held vom Matterhorn“, Toni Schmid trug in reichster Fülle alle Geschenke der Berge in sich und er hat ihnen zum Dank sein ganzes kurzes und doch so reiches Leben gewidmet. Er war mit seinem Siegfriedslachen das Vorbild echten deutschen Mannestums. Sein Herz jauchzte dem Kampf entgegen, sein Körper glühte in jedem Nerv vor Latendurst. Aber in seinem Kopf wohnte neben idealer Schwärmerei kühlfeste Überlegung, blitzschnelle Entschlußkraft und sein Inneres war jeder weichen Regung zugänglich. Ihm galten die Berge als Schutz vor dem grauenvollen Alleinsein, zu dem die Natur den denkenden Menschen zeitlebens verurteilt hat, wenn auch dieser Gedanke vielleicht erst in den letzten Tagen seines Erdenlebens in ihm Klarheit gewann.

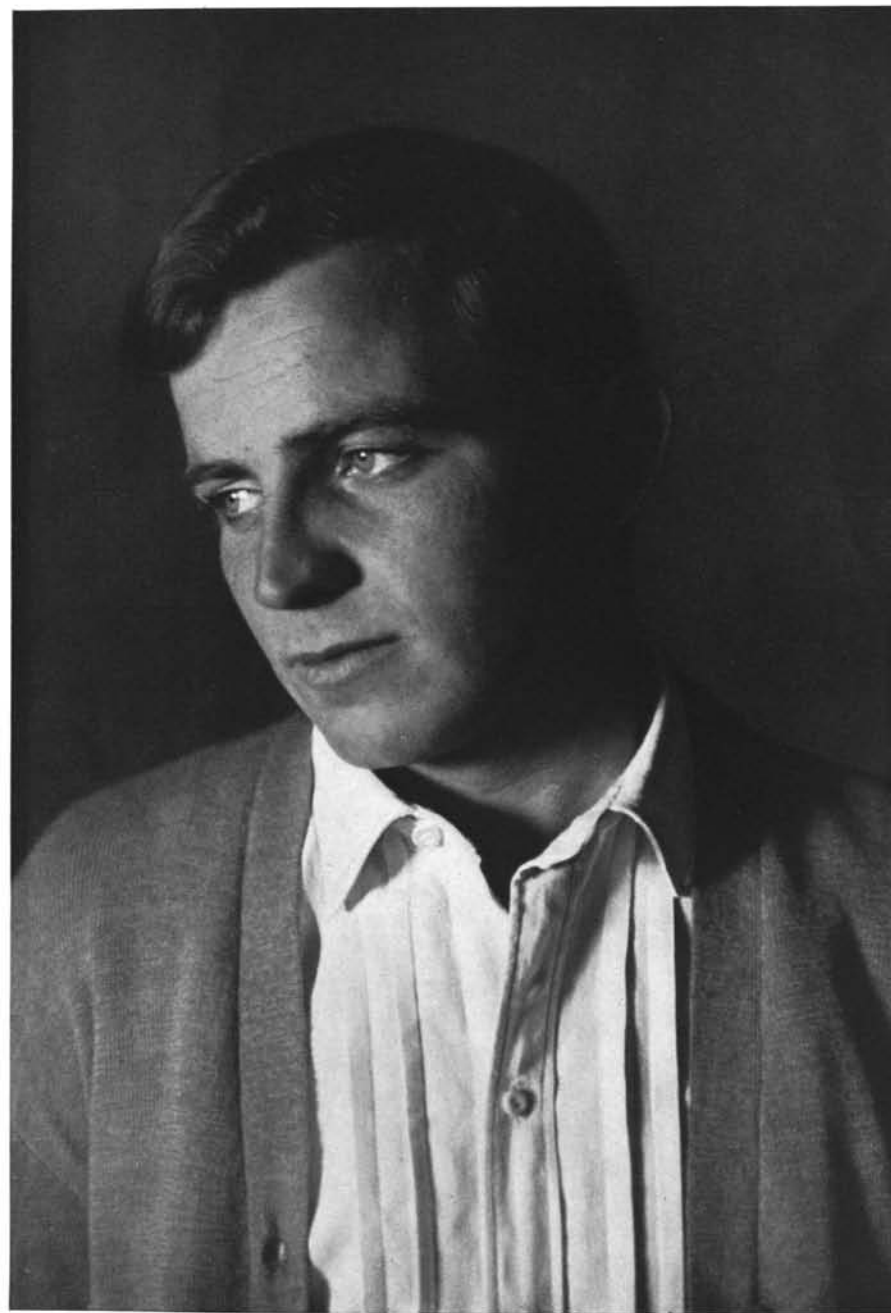
Toni Schmid ist seit Georg Winkler, dessen Leben, Erfolg und Ende viel mit dem seinen gemein haben, durch die zielbewußte Linie der alpinen Betätigung eine der hervorragenden Gestalten des deutschen Bergsteigertums geworden, die ihren beispiellosen Siegeszug in Erstlingsfahrten über die allerschwierigsten Routen leider allzufrüh beenden mußte.

Der bedingungslose Einsatz seines Willens, das sorglose Ausstrahlenlassen jugendlicher Kräfte, sein Vertrauen auf die eigene Persönlichkeit, das Emporwachsen seines idealen Strebens über Zweifel und Schwäche ist es, was unsern dahingegangenen Freund zum Wegbereiter aus den Reihen der Mitmenschen hob. In ihm ward klar und eindeutig sichtbar, wieviel Mut, wieviel Willensstärke und Latendrang noch in unserer Jugend schlummert, trotz des trostlosen Leidensweges, den wir seit langen Jahren zu wandeln hatten. Das Beispiel Toni Schmid's wird hundert verschüttete Kraftquellen neu sprudeln lassen und den Siegerwillen in tausend jungen Herzen wachrufen!

Nicht Rekorde sind der Maßstab dessen, was uns Toni war! Wertvoller als die von ihm erreichten Ziele sind uns die ethischen Werte, die in seiner Brust ruhten: Der hohe Idealismus, der ihn immer wieder hinaustrieb, um seine Körper- und Geisteskräfte mit den Naturgewalten zu messen; die Freude an der vollbrachten Tat und nicht zuletzt die große heilige Liebe zu Welt und Schöpfer, die er in sich barg. Wo solche Liebe, solche Verehrung für die Natur und ihre Schönheit lodert, da härtet und stählt sich mit den Jahren auch ein edler wertvoller Charakter!

*

Das große Drama „Mensch und Berg“ wird gespielt werden, solange die Welt steht. Und es wird immer Männer auf dieser Bühne geben, die die staunende Menschheit durch die Kühnheit ihres Auftretens entflammen, die leiden und kämpfen wie die Helden der antiken Tragödie und die, wenn das Schicksal den Vorhang zieht, stumm und klaglos zu sterben wissen!



Toni Schmid †

Toni Schmid, der Bergsteiger

Von Dr. Anton Schmid, Landshut

Toni Schmid wurde am 22. August 1909 in Furth im Baprischen Wald als Sohn des Postinspektors Anton Schmid geboren und kam durch Versetzung seines Vaters, erst sechs Wochen alt, im Steckfisen nach München. Die Alpenstadt an der Isar wurde nun Tonis und seiner Geschwister Heimat.

Toni war ein sehr aufgeweckter Knabe. Er selbst erzählte später gern von seinen Jugendstreichen und wilden Spielen mit dem Bruder Franz: „Ein Lausbua war i, oh mei! Aber i hab's auch büßen müssen!“ In der Schule zu jedem Unfug bereit, stand er doch immer für seine Taten ein; denn Ehrlichkeit und Verantwortungsgefühl prägten sich schon früh in seinem Charakter aus. Es kommt ja nicht selten vor, daß im späteren Leben erfolgreiche Männer hinsichtlich ihres Betragens keine Musterschüler waren; für sie schienen natürlich alle gesetzten Schranken zu eng und reizten zum Überschreiten.

Mit 11 Jahren trat Toni in den Wehrkraftzug 14 von Jungbayern ein, dessen Oberfeldmeister August Feldmeier war. Die Betreuung durch diesen zielbewußten Mann, der später sein guter und treuer Freund wurde, war für die weitere Entwicklung Tonis von bemerkenswerter Bedeutung. Lernte er doch seinen Eigenwillen hier händigen und ungebärdigen Jugendübermut und Leichtsin in die Bahnen der Selbstbeherrschung lenken. Trotzdem wurde er durch solche Erziehung kein Mucker oder Spießer und Feldmeier berichtet in launiger Art manch tollen und lustigen Streich des ungebärdigen Jungen:

„Noch in den letzten Monaten seines Lebens sagte mir Toni, wenn wir Erinnerungen aus der Zugzeit auffrischten: „Als Bua hast mi net mög'n!“ Er war aber auch ein richtiggehender Lausbub! Über fünfhundert Jungen habe ich in den acht Jahren meiner aktiven Führertätigkeit betreuen dürfen; ich weiß keinen, der mir soviel Ärger und Sorgen bereitet hat, wie Toni. Er war der jüngste im Zug und der schwächste und kleinste unter den 60 oder 80 Jungens, die mit mir Sonntag für Sonntag hinaus zogen in die Umgebung der Stadt und mit denen ich auf Wanderungen in den Ferien die Heimat erlebte. Auf jeder dieser Fahrten mußte ihm bald der schwere Rucksack abgenommen werden. Ja einmal mußte man ihn selber ein Stück tragen und

eines Tages fiel er mir während des Marsches um. Es war auf einer Pfingstwanderung zum Starnbergersee; die Nacht wurde auf dem Strohlager verbracht und am Morgen des ersten Feiertages hieß es: Antreten zum Kirchengang! Toni meldete sich bei mir und behauptete, er könne so früh nicht in die Kirche gehen; es würde ihm sonst schlecht. Freilich, meinte ich, den Krampf glaube ich nicht! Und Toni mußte wohl oder übel mit zur Frühmesse. Einige Stunden später — es war ein glühend heißer Tag — kam die Meldung zu mir: der kleine Schmid ist umgefallen! Völlige Sorge und Aufregung eilte ich zu dem Patienten und unter sachgemäßer Pflege erholte er sich bald wieder. Bei der Mittagsrast stand er triumphierend vor mir: Sell'n G', ich hab's Ihnen g'sagt, daß mir schlecht wird!" Von nun an war er vom Besuch des Gottesdienstes befreit.

Wenn nach dem Geländespiel einer fehlte, so war es der kleine Schmid; der „kleine“ deshalb, weil auch der „große“ Schmid, sein Bruder Franzl bei mir war. Toni war auch ein vorbildlicher „Gruppenführer“. Wenn irgendwo gerauft wurde, er war dabei! Wenn etwas kaputt oder verbogen war, so befand sich zufällig in der Nähe der „kleine“ Schmid. Deshalb gehörte ihm bald auch meine besondere Fürsorge und Aufmerksamkeit. Ich möchte hier das Vorwort wiederholen, das Toni bei seinem Vortrag über sein Matterhornenerlebnis vor dem Wehrkraftverein in München sprach. Ich höre noch die frohe sieghafte Stimme, die durch den heimischen Dialekt einen so lustigen Klang bekam:

„Liebe Wehrkraftler!“ begann er. „Es ist mir eine große Freude, daß ich heute zu Ihnen über unsere Matterhornfahrt sprechen darf; waren doch mein Bruder Franz und ich selbst vor etlichen Jahren waschechte Wehrkraftler im Zug 14 bei unserm geliebten Feldmeister August Feldmeier. Ich konnte ihm die Bitte nicht abschlagen, hier zu sprechen; hatte er doch früher seine liebe Not und manchen Kummer mit uns. Besonders ich verursachte ihm oft Kopfschmerzen durch meine leichtsinnigen, wenn auch stets gut gemeinten Streiche. Unter Herrn Feldmeiers Anleitung machte ich auch meine ersten Kletterversuche am Georgenstein im Hartal. Ich kann mich noch ganz gut an eine Wehrkraftwanderung im Kampenwandgebiet erinnern, schon wegen des großen Kraches, der sich aus dem Munde meines lieben Zugführers über mein sündiges Haupt entlud. Das kam aber so: Wir hatten unterhalb der Kampenwand unseren Lagerplatz. Der Feldmeister suchte einige ältere Jungen aus, mit denen er zum Gipfel der Kampenwand aufstieg, darunter auch meinen Bruder. Ich war damals der jüngste im Zug und hatte also gar nichts zu meckern. Nach langem Betteln wurde ich aber doch noch abgestellt. Ich sollte eine halbe Stunde später mit einem Kessel frischen Wassers und

der Zugsapotheke nachkommen. Mir wurde nur ganz ausdrücklich der Befehl ans Herz gelegt, unter allen Umständen kurz unterhalb der Felsen zu warten. Wer war froher als ich!

Die andern zogen ab und ich saß ungeduldig am nur spärlich laufenden Brunnen, jedes Tröpflein auffangend, damit der Feldkessel sich möglichst rasch füllte. Während dieser nervenaufpeitschenden Arbeit sah ich wehmütig zu, wie die andern in die Felsen einstiegen und meinen Blicken entschwanden. Schließlich konnte ich meine Ungeduld nicht mehr bezähmen. Um das langweilige Verfahren des Wasserfassens abzukürzen, schöpfte ich ganz einfach den Kessel aus dem sumpfigen Brunnentrog voll und machte mich eilends auf den Weg. Bald hatte ich den Einstieg erreicht, wo ich befehlsgemäß warten sollte. Aber nur wenige Minuten konnte ich dem Wunsch widerstehen, den andern nachzusteigen. Nur ein bißerl klettern! dachte ich mir, sie werden mich schon nicht gleich erwischen. Dann turnte ich lustig die Felsen empor.

Ich war noch gar nicht weit gekommen, als mich plötzlich nahende Stimmen erschreckten. Dann tauchte um die Ecke „da Felde“ — wie der Führer auf gut Münchenerisch bei uns hieß — mit seiner kleinen Schar auf. Wie ein Gespenst starrte er mich an und was dann folgte, darüber will ich lieber den Mantel tiefster Verschwiegenheit breiten. Noch lange nachher zeigten sich meine Ohren rot und langgezogen, während das Echo des berühmten Führerbasses in den Wänden verhallte. Und als dann noch die Durstigen das von mir heraufgeschleppte Sumpfwasser, das natürlich ungenießbar war, wegschütten mußten, fing der Tanz von neuem an.

Solche Erlebnisse, die noch lange in mir nachhallten, gab es fast bei jeder Übung. Ich bin halt nicht verstanden worden!“

Schon in frühester Jugend lehrten Tonis naturbegeisterte Eltern und Geschwister ihn die Schönheit der Berge erkennen. Mit zwölf Jahren betrat er, geführt von seinem älteren Bruder Franz, der sein alpiner Lehrer war und sein treuester Gefährte blieb, seinen ersten Gipfel, die Scheibwand im Schiemgau.

Toni hat in der Zeit von 1922 bis 1929 ausführliche Tourenbücher geführt, in denen alle seine Bergfahrten verzeichnet sind und die manche wertvolle Bemerkung über ihre Durchführung enthalten. Anfänglich klebte Toni in die sehr liebevoll und sorgfältig behandelten Bücher Karten und Photos ein; später hat er sie nur mehr mit seinen flotten eigenhändigen Zeichnungen ausgeschmückt, die ganz seine tiefe Liebe zu den Bergen widerspiegeln.

Zu Pfingsten 1922 besteigt Toni, noch nicht ganz dreizehnjährig mit seinem Bruder Franz und Bekannten den Wallberg, Geggberg, Rifferkogel, Planenstein und die Alplspitze. Im Tourenbuch erwähnt er bei dem Eintrag des Auf-

stieges zum Wallberghaus einen „herrlichen Sonnenuntergang“ und eine „Kletterübung am Hafnerstein bei Mondschein“.

Im gleichen Jahr erklimmen die beiden Brüder noch die Kuchenköpfe über den Westgrat und überschreiten die Kampenwand. Es folgt eine Reihe von Touren in den Vorbergen und im Kaiser mit Angehörigen seiner Familie; darunter Mitterkaiser-Kleinkaiser (5. Begehung des Ostwand-Kamins), Totenkirchl (Führerkamin-Leuchsvariante).

Das Jahr 1924 beginnt mit der ersten Schitur, die ihn auf die Bodenschneid führt. Zu Ostern besucht er mit den langen Hölzern Stümpfling, Kofskopf und Stolzenberg. Die erste Sommertour gilt der Überschreitung der Partenkirchener Dreitorspitze. Mit dem Vater und seinen beiden Schwestern besteigt er die Zugspitze durchs Höllental und hält trotz Witterungsumschlages den Weg zum Gipfel durch. Neben der Empfänglichkeit für die Größe der Natur zeigt sich hier schon in ihm eine wichtige bergsteigerische Eigenschaft — der Wille zum Durchhalten. Es folgen zwei Besteigungen der Kuchenköpfe durch den Dülferriß (mit Alfred Müller und mit Franz). Eine Herbsttour mit der Mutter auf die Bodenschneid und eine Schitur auf den Hochfellen beschließen das Jahr.

Franz hatte bald Tonis bedeutende Veranlagung zum Klettern entdeckt und nahm ihn deshalb immer öfter in den Münchener „Klettergarten“, jene steilen Wände, die das Ufergelände der Isar bei Baiernbrunn bilden, mit, um ihn in die hohe Schule der feineren Felstechnik einzuweihen. In Toni wiederum setzte sich die Überzeugung fest, daß nur eisernes Training zum Erfolg führen kann und so mußte er jede freie Stunde aus, um sein Können zu steigern, seinen Willen zu stählen. So war er für den kommenden Sommer gut vorbereitet und Franz konnte sich für seine schweren Felsfahrten keinen besseren Begleiter wünschen als seinen Bruder.

Das Jahr 1925 verzeichnet zunächst eine Reihe von Schituren in den bayerischen Vorbergen. Auf dem Spielberg holt er sich bei einem Jugendabfahrtsrennen den dritten Preis. Im Sommer fährt er mit dem Vater und Franz ins Kaisergebirge. Sie überschreiten den Predigtstuhl vom Bozongkamin zur Angermannrinne. Mit Schwester Luzie und mehreren Kameraden besteigt Toni die Fleischbank aus dem Schneeloch und weiter mit Franz denselben Berg durch die Ostwand.

Nun war Toni in die hohe Schule der Kletterkunst eingeweiht. Es ist ein seltenes Schauspiel, daß sich zwei Brüder zu schweren Felsfahrten zusammensinden; für sie waren es beglückende Erlebnisse. Man konnte seine Freude haben, wenn man die beiden am Werk sah, wie sie mit überlegener Ruhe über kleinste Haltepunkte hinweg Risse und Traversen meisterten.

Schon während des Jahres 1925 hatte Franz seinen nunmehr sechzehnjährigen Bruder mit zu den Abenden des Alpenkränzchens Berggeist gebracht, einer Vereinigung, die hauptsächlich schwierige und außerordentliche Bergfahrten pflegte. Tonis sonnenhaftes Wesen machte ihn dort sofort beliebt und Franz schien sehr stolz auf den jüngeren Bruder. Es war auch etwas Außergewöhnliches, welches Interesse dieser junge Mensch an der Schilderung schwerster Felsfahrten empfand; wenn er den andern bescheiden zuhörte, leuchteten seine Augen und seine Freude drückte sich durch frohes Lächeln aus.

Toni war übrigens auch ein guter Klavierspieler; er hat uns Clubbrüdern vom A.K.B. manchen Abend mit seiner Kunst verschönt und uns in Begeisterung versetzt. Der Zeichnerlist gehorchte ebenfalls willig seiner kunstgeübten Hand und so manche Skizze zeigt, wie sich ihm die sehnsüchtig geliebten Berge in Auge und Seele widerspiegelten.

Schriftstellerisch oder am Vortragspult betätigte er sich jedoch höchst ungern. Als später sein bergsteigerischer Ruhm weite Kreise zog, drückte er sich, wo er konnte, vor den Anfragen der Vereine und Zeitungen. Sagte er jedoch ausnahmsweise in seiner netten höflichen Art einen Artikel zu, so hatte er die unwillkommene Last meist im nächsten Augenblick wieder abgeschüttelt und vergessen. Führte er aber die übernommene Aufgabe durch, so konnte man gewiß sein, daß sie vorzüglich von ihm gelöst wurde und daß er auch auf diesem Gebiet durch schlichte und natürliche Darstellung zu schönen Leistungen berufen war.

An seine bergsteigerischen Aufgaben trat er mit kluger Überlegung heran und war sich seiner Kräfte ebenso wie der Grenzen oder noch vorhandenen Lücken seines Könnens wohl bewußt. Bescheidenheit und Vorsicht bändigten den jugendlichen Stürmerwillen. Um sich auch theoretisch für seine hohen Ziele Schritt für Schritt vorzubereiten, studierte er mit Vorliebe alle erreichbaren Fachschriften älteren wie jüngeren Datums, wobei er sich gleichermaßen für die Zeit des klassischen Alpinismus, wie für die moderne Bewegung interessierte.

Die Freude jener glücklichen Tage war die einer jungen heldenhaften Seele! Das Leben in den Bergen begeisterte ihn, weil es Kampf war. Das Glücksgefühl, das er beim Überwinden von Schwierigkeiten empfand, denen er so jung und wie selbstverständlich gewachsen war, kommt auch in manchen Bemerkungen seines Tagebuches zum Ausdruck. So schreibt er über die erwähnte Durchsteigung der Fleischbank-Ostwand kurz folgendes: „In herrlicher Kletterei über Risse, Quergänge und Wände zum Gipfel!“ Solche Ausserungen der Begeisterung kehren in verschiedenen späteren Einzeichnungen wieder. Er unterschätzt dabei aber keineswegs die Schwierigkeiten, sondern verzeichnet gewissenhaft auch die äußerst schweren Kletterstellen.

Eine weitere Eigenschaft Toni's, die schon zu Anfang seiner Bergsteiger-

laufbahn auffällt, ist seine Entschlußkraft. Oft findet sich in seinen Tagebüchern die Bemerkung „sofortiger Aufbruch“, sei es nun, daß dieser bei der Ankunft am Ausgangsort oder bei Beginn der eigentlichen Kletterfahrt gemeint ist. Interessant ist auch Tonis Einstellung zur Verwendung von künstlichen Hilfsmitteln. Paul Hübner berichtet darüber an anderer Stelle: „Wenn Toni Schmid auch nicht die seinerzeit von Paul Preuß so temperamentvoll und geistreich verteidigte und bis zur äußersten Grenze stets durchgeführte Verpönung solcher Hilfsmittel gutheißen wollte, so war er doch ein Gegner der übertriebenen „Schlosserei“. In mancher Kaiser- und Dolomitenwand hat er die Haken entfernt, wo sie nicht hingehörten und damit auch für die Reinheit des sportlichen Stils im Fels gesorgt. Er vertrat den Standpunkt von Altmeister Lammer, daß jedes künstliche Verringern der Gefahr die Tour schrittweise entwertet.“

Charakteristisch für Tonis Bescheidenheit und Einsicht zeigt sich auch seine Ansicht über die Verleihung der Adlerplakette nach seinem Matterhornserfolg, die, wie Hübner weiter erzählt, er sowohl wie sein Bruder nicht als persönliche Auszeichnung, sondern als Zeichen der Erreichung eines besonderen Abschnittes in der Entwicklungsgeschichte des Alpinismus betrachtete. Ja, er hätte sogar gern die von ihm hochgeschätzte Dekoration aus dieser Einstellung heraus dem Alpenverein überlassen, wenn er gewußt hätte, daß mit einer solchen Stiftung der Hauptauschuß für Leibesübungen und der Vorstand des Alpenvereins, der ja ausdrücklich die Genehmigung zu dieser Ehrung gab, einverstanden gewesen wäre. Es ist nicht von der Hand zu weisen, meinte Toni mit vollem Recht, daß durch solche Ehrungen angelockt, junge Bergsteiger künftig Probleme angehen, denen sie nicht gewachsen sind und die sie deshalb nicht beantworten können. Dagegen hegte er bei seinen zahlreichen Auszeichnungen für seine Erfolge auf den Schiern diese Bedenken nicht, da er wußte, daß sie für ausgesprochen sportliche Wettkampfleistungen gegeben worden waren. Der Alpinismus jedoch hätte seiner Meinung nach mit solchen Auszeichnungen nichts zu tun! Bei diesem ginge es allein um ideale Forderungen, um Ewigkeitswerte, denen das innere Erleben stets die wahre Triebfeder bleiben müsse.

Bald erkannte man auch in andern Kreisen den aufgehenden alpinen Stern. Er wurde Mitglied der Jugendgruppe der Alpenvereins-Sektion Oberland, kurz darauf ordentliches Mitglied und einer der tatkräftigsten Anhänger der Hochtouristengruppe. 1927 nahm ihn auf Grund seiner hervorragenden Eignung das Alpenkränzchen „Berggeist“ auf, dessen zweiter Vorsitzender er bereits nach drei Jahren wurde. Auch als Schiläufer im Lang- und Sprunglauf stand er in erster Reihe.

Im Jahre 1926 steigern sich rasch seine Leistungen. Zu Anfang verzeichnet er wieder zahlreiche Schituren in seinen geliebten bayerischen Bergen. Auf der Hochriß holte er sich den ersten Preis beim Oberlandlauf. An Sommer-turen gibt es die vollständige Nordwestwand der Kleinen Halt (mit Georg Wieber und Leo Kittler), Predigtstuhl-Südgrat, Abstieg Bogongkamin (mit Franz, Schwester Luzie und Kameraden), Musterstein-Südwand, Hannemannroute (mit Wieber), Totenkirchl-Krafftkamin (mit Hezenecker und Wieber), Totenkirchl-Schneeloch-Südostgrat (mit dem Vater, Franz, Luzie und Bekannten), Predigtstuhl-Nordkante-Doppelvariante (mit Franz, Luzie und Bekannten), Goingerhalt-Nordgrat (mit dem Vater), Eggersteig am Totenkirchl (9. Begehung mit Franz), Totenkirchl-direkte Westwand (mit Franz Großmann). Daß Großmann, der seinerzeit als „Westwandenspezialist“ galt, den erst siebzehnjährigen Toni auf eine so schwierige und lange Felsfahrt mitnimmt, zeigt, daß man bereits auch außerhalb der Familie seinem bergsteigerischen Können Beachtung schenkt. Toni besteht die Feuerprobe glänzend, denn er „führt“ den an diesem Tage schlecht disponierten Freund über den zweiten großen Quergang und die folgenden äußerst schwierigen Stellen. Damit hat er sich den Befähigungsnachweis geschaffen für die gleich darauf unternommene dritte Begehung der Fleischbank-Südostwand und die vierte Begehung der Fiechtl-Weinberger-Route am Predigtstuhl-Nordgipfel.

Anschließend an diese stolzen mit seinem Bruder Franz ausgeführten Kaiserfahrten gelingt den Beiden die erste Ersteigung des Oberen Berggeistturmes im Oberreintal (Wetterstein). In Gemeinschaft mit Georg Wieber bezwingen sie noch im selben Sommer die Schüsselfar-Südwand und die direkte Westwand des Totenkirchls.

Winterturen auf folgende Gipfel beenden das Jahr: Trainsjoch, Bodenschneid, Marienbergjoch-Höllkopf-Schwärzerscharte, Grubigstein.

In seinen Vorträgen über die Fleischbank-Südostwand und die Schüsselfar-spitze-Südwand erzählte Franz mit besonderer Freude, wie ausgezeichnet sich sein Bruder bei diesen schweren Fahrten gehalten hat. Folgende Stelle aus der Tagebucheinzeichnung über die letztere Tour läßt wieder kurz die jugendliche Begeisterung Toni's ausleuchten: „Durch überhängende Risse zur 8 Meter-Wand, in herrlicher Kletterei über sie hinweg zur Pendeltraverse“.

1927 war er noch eifriger in den Bergen tätig als früher. Neben den üblichen winterlichen Vorbergfahrten wendet er sich diesmal besonders den Rißbühlern zu, wie Hocheßkogel, Rißbühler Horn, Salzachgeier, Tristkopf, Steinbergstein, Lodron. Auch in diesem Jahr gewinnt er wieder den ersten Preis beim Oberlandlauf im Hochrißgebiet und weiterhin sichert er

sich beim Sprunglauf des D.S.V. an der Bodenschneid in der Kombination den ersten Platz.

Mit der Erstbesteigung des Baperländerturmes und der Gehrenspitze beginnen die Sommerfahrten. In den Loferer Steinbergen erreicht er mit Franz und G. Kuglstatter über den Südgrat den Gipfel des südlichen Reifhorns in teilweise äußerst schwerer Kletterei (vgl. Jahresbericht des A.K.B.). Mit G. Wieber bezwingt er die Predigtstuhl-Dülfer-Westwand.

So gern Toni immer wieder das Kaisertal durchwandert, hat es ihm doch auch das stille, verlassene Oberreintal angetan, auf dessen unbewirtschafteter Hütte er bald ein gern gesehener Gast ist. Dem mächtigen Nordwestgrat der Dreitorspitz, dem sogenannten „Eichhorngrat“ gilt sein nächster Wunsch. Begleitet von Georg Wieber, mit dem ihn seit dieser Fahrt innigste und echte Bergkameradschaft verbindet, erreicht er nach zehnstündiger Kletterei unter denkbar schlechtesten Verhältnissen den Gipfel. Vom Einstieg weg regnet es in Strömen; der Regen geht bald in Schnee über und auf der messerscharfen Gratkante, über die der eisige Sturm fegt, haben die beiden Kletterer nicht nur mit schwierigstem Fels, sondern auch mit dem Loben der Elemente um ihr Leben zu ringen.

Er begeht ferner zum zweitenmal die Nordwand des Dreitorspitz-Mittelgipfels (mit Theo Lesch). Gelegentlich einer Vermistensuche der Bergwacht, der er angehörte, kommt er auf die Elmauerhalm, die Hintere Karlspitze, durchklettert die Fleischbank-Ostwand und steigt am selben Tag noch auf Hintere und Vordere Karlspitze. Inzwischen waren die Vermisteten am Scheffauer lebend gefunden worden. Mit Franz und Georg Wieber durchsteigt er dann die Lalidererwand. Er schreibt von dieser Tour kurz: „In zehnstündiger Kletterei durch die 800 m hohe Niesenmauer. Eine gewaltige Tour in herrlichem Fels. Oben etwas brüchig.“

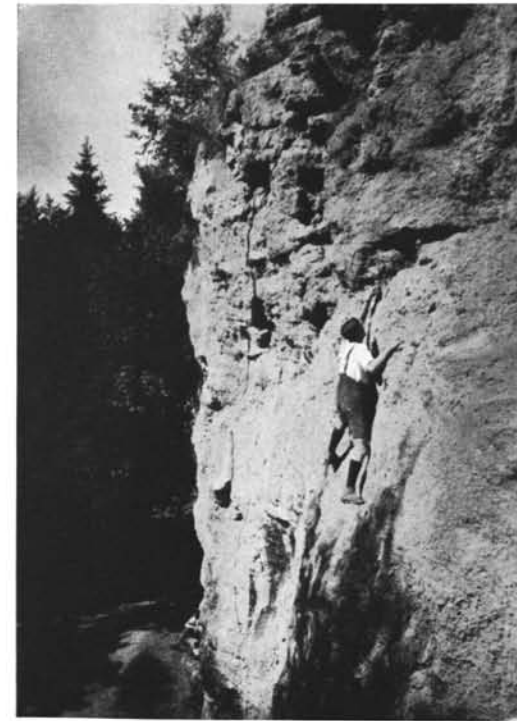
Im August kommt er dann mit Franz und Wieber in die „vielzackige Welt der Dolomiten“. Campanile Toro (zweite Begehung der Nordostwand). Campanile di Val Montanaia (Überschreitung von Süd nach Nord). Torre Bertti (zweite Erstbesteigung). Torre Hübel (sechste Erstbesteigung). Campanile Irma (zweite Erstbesteigung) waren die Ausbeute in den Karnischen Voralpen. Aus verschiedenen Bemerkungen ist zu schließen, daß es Toni in diesem Gebiet sehr gut gefallen hat. Unter anderem sagt er einmal: „... wo wir angesichts einer herrlichen Zackenwelt unser Zelt aufschlugen“.

Vom Campanile di Val Montanaia hat er eine eindrucksvolle, ganzseitige Zeichnung seinem Tagebuch beigelegt. Die drei Freunde machen auch noch dem Civettagebiet einen Besuch. Toni schreibt: „Kurz nach Andraz erblicken wir zum erstenmal die Niesenmauer. Furchterweckend schießt die Nordwest-

1 2



Franz (1) Toni (2)

Toni im
Münchener Klettergarten

Alpine Frühzeit



Letzte Aufnahme
am 9. Mai 1932



Toni als Wettläufer

wand zum Himmel." Infolge eines Wettersturzes müssen Franz und Toni, nachdem sie 300 m in der Wand vorgeedrungen waren, wieder zurück. Am nächsten Tage ersteigt Toni den Gipfel der Civetta über die verschneite Südseite, um die von Wieber tags zuvor dort hinterlegten Bergschuhe zu holen. Im Herbst ist er noch auf dem Hochwanner und besucht die „Winteralm“ (Schönfeldalm). Von Weihnachten bis Neujahr hält er sich beim Trainingskurs des DGB. im Kreuztal-Hochalmgebiet auf.

Luren in den bayerischen Vorbergen wechseln wieder mit Schifahrten in den Rißbühlern. Bei der bayerischen Schimeisterschaft in Traunstein am 11. und 12. Februar wird er in der Kombination Fünfter. Ein paar Tage hernach bricht er mit seinem Freunde Georg Wieber nach St. Moritz zu den Olympischen Winterspielen auf. „Wir hatten uns vorgenommen, bis Landeck zu fahren und von da nach St. Moritz zu laufen in Anbetracht des schmalen Geldbeutels.“

Von Ardez aus besteigen sie den Piz Cotschen. Am 18. Februar fahren sie mit der Bahn nach Celerina unterhalb St. Moritz. „Klopfenden Herzens näherten wir uns der Riesenschanze, wo das Kombinationspringen bereits in vollem Gange war. Herrlich, majestätisch brausten die durchtrainierten Gestalten durch die Luft, totsicher den Aufsprung abfangend“. Nachmittags sehen sie sich das Konkurrenzspringen an: „Von nun an waren wir während dreier Stunden ganz in den Bann dieses herrlichen Sportes geschlagen. Wie hier Schlag auf Schlag der Welt erste Springer ihr Bestes zeigten, da konnte man nur mitjubeln vor Begeisterung. Besonders, was hier die Skandinavier darboten mit der ihnen eigenen Sicherheit auf solche Weiten zu gehen, das war prachtvoll; und erst als Eulin Thams zum Schluß noch 73 Meter erreichte, wenn er auch leider stürzte, nahm der Beifall kein Ende mehr... Um neun Uhr abends waren wir wieder in Ardez in unserm düsteren Quartier; doch heute leuchtete in uns der Glanz der großen Welt noch fort und führte uns im Traum nochmals zurück zu ihr!“ Auf dem Heimwege besuchten sie noch Lazid, Alpkopf, Furgler und Kübelgrubenkopf.

Mit Freund Wieber und einigen Kameraden von „Oberland“ macht er dann von der Schmittenhöhe aus in zwei Tagen den bekannten „Pinzgauer Spaziergang“ über vierzehn Gipfel. Besuche des Iskogel, der Königsleitens und des Schaffsiedel schließen die winterliche Tätigkeit ab.

Im Sommer führt er folgende Fahrten im Wetterstein- und Kaisergebirge durch: Musterstein-Südostrwand (mit Wieber), Dreitorspiz-Östflanke, Unterer Berggeisturm, zweite Begehung der Westwand (beide Luren mit L. Rittler), Wetterflanke (mit Wieber), Oberreintalturm, fünfte Begehung der Südwestflanke, Nördlicher Zundernkopf-Östwand, Scharnitzspiz (letzte drei Luren

mit Karl Schnizer), Fleischbank-Ostwand „durch die Modewand zum Gipfel“ (mit K. Schnizer), Schüsselkarspitze-Südwand (mit Bruder Franz und K. Schnizer), Totenkirchl-Westwand (mit Franz, Schnizer und Friedl Brandt), Wetterkante (mit K. Schnizer).

Die Einträge für dieses Jahr schließen mit dem Satz: „An den letzten Sonntagen des Jahres Trainingsturen in den Schliersee- und Garmischer Bergen für den Wintersport.“

Durch öftere Wiederholungen sehr schwerer Bergfahrten in den letzten Jahren hatte Toni seine Leistungsfähigkeit im Klettern auf eine hohe Stufe gesteigert. Im Jahre 1929 geht er dazu über, besonders schwierige, an der Grenze des Möglichen liegende Aufgaben auszuführen. Das Tagebuch für dieses Jahr wird eröffnet mit einer Federzeichnung der Civettawand, vom Alleghesee aus gesehen.

Anfangs des Jahres tummelt er sich wieder auf seinen Schiern. Die ersten Sonntage sind verschiedenen Rennen gewidmet. Im Februar zieht er dann mit Werner Schaarschmidt, dessen Operateur Zahn und Bruder Franz zu Filmaufnahmen ins „Zermatter Paradies“, das er zum erstenmal kennen lernt. Es wird gelegentlich die Cima di Jazzi erstiegen. „Von dort Einblick in die wuchtige Monte Rosa-Ostwand!“ Auf die Zermatter Unternehmung folgen wieder einige Schierrn-Sonntage. Mit Ernst Krebs fährt Toni im März zum Dreitorspitzgatterl und besteigt Törlspitzen und Frauenalpkopf. Dann beteiligt er sich am Abfahrtslauf des Schigauers München vom Stolzenberg. Ende März erfolgt eine zweite Unternehmung mit Ernst Krebs. Sie fahren mit dem Motorrad nach Garmisch und durchklettern am letzten Tage des Monats die Musterstein-Südwand auf der Hannemann-Route. Da der Westgrat zuviel Schnee aufweist, steigen sie auf dem gleichen Wege zu den Schiern zurück. Im April nimmt er mit Ernst Krebs die Kampenwand-Südwand. Nachdem er bei einem Schispringen auf der Hochalm Anfang Mai den ersten Preis erhalten hat, beginnt er Mitte dieses Monats mit Krebs die Sommerturen. Es werden erstiegen: Zundernkopf über die Ostwand, Fleischbank über die Ostwand, Schüsselkarspitze-Südwand, Totenkirchl über die direkte Westwand, der Hochwanner über die direkte Nordwand (dritte Begehung).

Mit seiner Schwester Luzie und Kameraden überschreitet er dann den Grat von der Zugspitze zur Alpspize. Am 8. und 9. August durchklettert er mit Ernst Krebs die riesige Nordwestwand der Civetta (dritte Begehung).

Die Tagebuchnotiz darüber beginnt mit den Worten: „Endlich war es so weit, daß ich mich dieser Mauer nähern durfte, mit der meine Gedanken seit unserm abgeschlagenen Versuch stets beschäftigt waren.“

Acht Tage später eilt er mit Hans Unger in das Glocknergebiet und durchsteigt mit dem Freund unter den schlechtesten Verhältnissen, vom Steinschlag ständig bedroht, die Pallavicini-Rinne. Auch diesem Eintrag hat Toni wieder eine saubere eindrucksvolle Federzeichnung beigelegt. Acht Tage später durchklettert er mit seinen beiden Schwestern und Unger die Ostwand der Dreitorspitze.

Nun folgt eine Tur, die so recht zeigt, in welcher ausgezeichneten Verfassung damals Toni und Krebs waren. Sie überschreiten vom Stripsenjoch aus an einem Tage den Predigtstuhl mit Aufstieg über die Fiechtl-Weinberger-Route und die Fleischbank mit Aufstieg über die Ostwand, und kehren am gleichen Tage nach München zurück. Die Zeiten sind folgende: 4 Uhr ab Hütte. 6.15 Einstieg. „In flottem Tempo stürmen wir die senkrechte Wand. 8.15 Uhr, nach genau zwei Stunden stehen wir am Gipfel. Da es noch so früh ist, beschließen wir, die Fleischbank-Ostwand auch noch zu durchklettern. Rasch geht es den Bogongkamin hinunter. Einstieg in die Ostwand um 10.30 Uhr. Gipfel: 1.10 Uhr. Auf der Herr'schen Route in die Steinernen Rinne und zum Stripsenjoch. Dort an um 3 Uhr. Abmarsch 4.20 Uhr. Ruffstein an: 6.45 Uhr.“ Auf dieser Tur wurde ein weiterer kühner Plan geschmiedet, der acht Tage später bereits zur Ausführung kam. Die beiden jungen Kletterer begeben zum erstenmale die direkte und äußerst schwierige Nordroute der Lalidererwand. Der Eintrag über diese Tur ist der letzte im Tagebuch.

Mit Karl Schnizer und Friedl Brandt erklimmt er dann noch den Dülferriß an der Fleischbank und durchklettert zum erstenmal vollständig die Westwand des Predigtstuhl-Mittelgipfels. Diese Tur gehört zu den schwersten Unternehmungen im Fels und mit den Leistungen dieses Jahres war Toni in den Kreis der ganz wenigen Meisterkletterer aufgerückt.

An Winterturen für den Anfang des Jahres 1930 verzeichnet er: Höllentorkopf, Wetterwandeck, Schneefernerkopf.

Seine Sommerturen beginnt er mit einer Erstigung der Törlwand von Süden und des östlichen Törlturmes über die Südostkante. Dann wiederholt er die schon bekannten schweren Felsfahrten auf die Fleischbank über die Ostwand, auf die Schüsselkarspitze über die Südwand, und durch die Lalidererwand. Diese stolzen glatten Wände scheinen es ihm besonders angetan zu haben.

In den Ostalpen gewinnt er Wagespize, Wildspize, Fluchkogel und Kesselwandspize. Mit Willi Leiner begeht er zum erstenmal die Südwand des Brunntalkopfes und zweimal dessen Westwand. Dann kommt er wieder in die Dolomiten. Mit Dr. Walter Fischer-Dresden und K. Schnizer erklettert er die drei Cellatürme, den Langkofel über die Nordkante, die Marmolata

über die Südwand (zweimal), die Fünffingerspitze durch den Schmittkamin, die Grohmannspitze über die Südwand und die Schierspitze durch den Adangskamin. Mit W. Leiner bezwingt er als fünfter Ersteiger die Ostwand der Guglia di Brenta (Preußwand).

Den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht er im Jahre 1931. An Winter-
turen verzeichnet der Jahresbericht des AKB.: Wetterwand (zweimal),
Schneefernerkopf (zweimal), Hochwanner, Alpspitze.

Im Sommer durchklettert er mit Ernst Krebs den Dülferriß an der Fleischbank und ersteigt mit Rittler die Kofskuppe im Gesäse über die Nordwestfante. Mit D. Krammer begeht er die Nordwand der Glockerin, mit seinem alten Freunde G. Wieber wiederholt er dann die Nordwand der Sprizkar-
spitze zum drittenmal. Die weitere bergsteigerische Tätigkeit führt ihn wieder mit seinem Bruder Franz zusammen. Anfangs Juli durchklettern die Brüder zum erstenmal die mächtige, äußerst schwierige Nordwand der Grubenkar-
spitze im Karwendel (vgl. Jahresbericht des AKB.) und schließlich gelingt ihnen am 31. Juli und 1. August die Eroberung der bisher kaum für möglich gehaltenen Nordwand des Matterhorns. Dies war der höchste über die ganze Welt klingende Triumph der beiden Brüder und Toni hat mit seiner Unternehmungslust viel zur Durchführung der kühnen Tat beigetragen.

Nach Ablauf der großen, von ihnen unerwarteten Ehrungen in Zermatt ersteigen die beiden mit Friedl Brandt, Hans Ertl, Dr. Andreas Seiler und Otto Furrer aus Zermatt das Weißhorn. Toni zieht mit Ertl noch in das Montblancgebiet, wo sie den Gipfeln der Aiguille du Tacul, der Aiguille du Pierre Joseph, der Aiguille du Midi, des Dent du Géant und der Aiguille de Rochefort bei verhältnismäßig unsicherem Wetter ihren Besuch abstatten.

Nun kam eine Zeit, in der sich die Menschen darum rissen, etwas von den beiden Brüdern über die Eroberung der Matterhornwand zu erfahren, wo sie, überall geehrt und geachtet nahezu ganz Deutschland zu Vortragszwecken bereisen mußten. Aber weder Franz noch Toni ließen sich durch diese Teilnahme der Bevölkerung in ihren Zielen beirren. Sie hatten ja das Matterhorn nicht eiflen Ruhmes wegen, sondern rein um des Bergsteigens willen bezwungen, wie Toni selbst einmal in Abwehr verschiedener Angriffe sagte: „Ich gehe nicht in die Berge, um zu renommieren. Ich gehe aus Liebe zum Berg und zum Kampf!“

Er stand deshalb auch im Winter, soweit es die Vortragstätigkeit erlaubte, wieder eifrig auf den Bretzeln. Auf der Olympiaschanze zu St. Moritz sprang er 60 Meter, auf der Bretaye-Schanze bei Villars 64 Meter. Für den Sommer hatte er wieder große Unternehmungen vor. Am 1. Mai durchstieg er mit Ernst Krebs die Südwand der Kampenwand. Hernach verbrachte er

gelegentlich einer Vortragsreise schöne Frühlingstage in Sachsen bei der zu Niederjedlitz wohnhaften Familie Dr. Paul Kauffmann, die den jungen Helden mit freundschaftlicher Sorgfalt umhegte und in deren Haus er eine zweite Heimat finden sollte, wenn es das Schicksal nicht anders beschlossen hätte. Von hier besuchte er das im Blütenschmuck prangende sächsische Bergland und erstieg im Elbsandsteingebirge mit W. Ehrlich und anderen Kameraden verschiedene schwierige Türme, darunter auch die berühmte Barbarine. Aus der lieblichen Pfingstpracht heraus zog es ihn aber wieder mit magischer Gewalt nach Süden in die majestätische Herbeheit der Eisgebirge, wo sein junges Leben in der Nordwestwand des Wiesbachhornes ein so frühes Ende finden mußte.

*

Toni war ein Mensch seltener Art. Man sah ihn kaum anders als lächelnd. In seinem sonnenhaften Wesen zeichneten sich überzeugende Schlichtheit, Natürlichkeit und Bescheidenheit ab, überstrahlt von goldenem, schelmischem Humor. Die wundervolle Verbundenheit einer zarten, empfindlichen Seele mit der kraftvollen Spannung eiserner Energie, die seine außergewöhnlichen Leistungen wie selbstverständlich wirken ließ, übte einen zwingenden und begeisternden Einfluß auf seine Umgebung aus. Wohin er kam, überall flogen ihm die Herzen zu! In einer Art unbekümmerten Heldentums, ganz auf sich und seine Kraft gestellt, sich selbst verantwortlich, führte er seine Taten aus, so recht geschaffen, das große Bollwerk der Matterhornwand zu überwinden in furchtlosem, siegfriedhaftem Idealismus. Er war einer der Kühnsten seiner Zeit, in dem sich in wohl einzigartiger Mischung die Meisterschaft im Fels, im sportlichen Schilau und im Eis verband.

So steht seine schlanke sehnige Gestalt unvergeßlich vor uns mit den blauen, treuherzigen Augen, den blonden Haaren und dem lebensbejahenden Lächeln und aus ihrer Erscheinung leuchtet trotz aller Nöte der Nachkriegszeit der deutsche Geist ursprünglich und klar, wie die Türme und Grate, die er bezwang, leuchten im Strahle ewigen Lichtes. Die Berge, die er so liebte mit aller Kraft seiner hingebenden Seele, bleiben die Zeugen seiner Taten; über alle ragend das gewaltige Matterhorn, „sein Berg“, — ein Denkmal, dauern-
der als Erz!

*

Commer-Bergfahrten

1922.

Wallberg, Geßberg, Rifferkogel, Planenstein, Alplspitze, Ruchenköpfe (Westgrat), Kampenwand, Blomberg, Zwiesel, Herzogstand—Heimgarten, Rotwand, Rotwandköpfl, Wendelstein—Wildalmjoch—Goin—Hochsalwand—Lechnerköpfl—Kampoldplatte, Stripsenkopf, Mitterkaiser—Kleinkaiser (V. Begehung des Ostwandkamines), Totenkirchl (Führerkamin—Leuchsvariante), Brunnstein, Benediktentwand.

1924.

Dreitorspizze, Zugspizze (aus dem Höllental), Ruchenköpfe—Dülferriß (zweimal), Bodenschneid.

1925.

Predigtstuhl (Aufstieg Boßong, Abstieg Angermannrinne), Fleischbank (aus dem Schneeloch), Fleischbank (Ostwand).

1926.

Kleine Halt (Dülfer-Nordwestwand), Predigtstuhl (Südgrat, Abstieg Boßong), Musterstein (Südwand, Hannemann-Route), Totenkirchl (Krafft-kamin), Totenkirchl (Schneeloch—Südostgrat), Predigtstuhl (Nordkante—Doppelvariante)—Goingerhalt (Nordgrat), Eggersteig am Totenkirchl (IX. Begehung), Totenkirchl (direkte Westwand), Fleischbank (III. Begehung der Südostwand), Oberer Berggeistturm (1. Erst.), Predigtstuhl (Nordgipfel, IV. Begehung der Fiechtl-Weinberger-Route), Schüsselkarspizze (Südwand), Hinteres Sonnwendjoch, Totenkirchl (direkte Westwand).

1927.

Bayerländerturm, Gehrenspizze, Südliches Reifhorn (1. Erst. über den Südgrat), Predigtstuhl—Westwand (Dülferroute), Dreitorspizze—Nordwestgrat (5. Erst.), Elmuerhalt, Hintere Karlspizze (zweimal), Vordere Karlspizze, Fleischbank—Ostwand, Laliderernordwand, Campanile Toro—Nordostwand (2. Erst.), Campanile di Val Montanaja (Überschreitung von Süd nach Nord), Torre Berti (2. Erst.), Torre Hübel (6. Erst.), Campanile Irma (2. Erst.), Civetta, Hochwanner.

1928.

Musterstein—Südostwand, Dreitorspizze—Ostkante, Unterer Berggeistturm—Westwand (2. Erst.), Wetterkante, Oberraintalturm—Südwestkante

(5. Erst.), Nördlicher Zundernkopf—Ostwand, Scharnispizze, Fleischbank—Ostwand, Schüsselkarspizze—Südwand, Totenkirchl—direkte Westwand, Wetterkante.

1929.

Zundernkopf—Ostwand, Fleischbank—Ostwand, Schüsselkarspizze—Süd- wand, Totenkirchl—direkte Westwand, Hochwanner—direkte Nordwand (3. Erst.), Zugspizze—Alpspizze (ganzer Grat), Civetta—Nordwestwand (3. Erst.), Großglockner—Pallavicinrinne, Dreitorspizze—Ostwand, Predigt- stuhl—Fiechtl—Weinbergerroute, Fleischbank—Ostwand, Lalidererwand— direkte Nordwand (1. Erst.), Fleischbank—Dülferriß, Predigtstuhl—Mittel- gipfel—Westwand (erste zusammenhängende Erst.).

1930.

Törlwand—Südwand, Östlicher Törlturm—Südostkante, Fleischbank— Ostwand, Schüsselkarspizze—Südwand, Laliderer—Nordwand, Wagespizze, Wildspizze, Fluchtkogl, Kesselwandspizze, Brunnalkopf—Südwand (1. Erst.), Brunnalkopf—Westwand (zweimal), Drei Cellatürme, Langkofel—Nord- kante, Marmolata—Südwand (zweimal), Fünffingerspizze—Schmittkamin, Grohmannspizze—Südwand, Schierspizze—Abdangkamin, Guglia di Brenta— Ostwand (Preußwand, 5. Erst.).

1931.

Fleischbank—Dülferriß, Rosßkuppe—Nordwestkante, Glockerin—Nord- wand, Sprizkarspizze—Nordwand, Grubenkarspizze—Nordwand (1. Erst.), Matteredhorn—Nordwand (1. Erst.), Weißhorn, Aiguille du Tacul, Aiguille du Pierre Joseph, Aiguille du Midi, Dent du Géant, Aiguille de Rochefort.

Winterturen

1924.

Bodenschneid, Stümpfling, Rosßkopf, Stolzenberg.

1925.

Spielberg, Hochriß, Bodenschneid, Stümpfling, Spielberg, Jägerkamp, Rosßkopf, Stümpfling, Nagelspizze, Alplspizze, Raubkopf.

1926.

Längensfelderkopf, Hochriß, Jägerkamp, Alplspizze, Ruchenköpfe, Boden- schneid.

1927.

Trainsjoch, Bodenschneid (dreimal), Höllkopf, Grubigstein, Brauneck, Benediktenwand, Rißbühlerhorn—Hocheßkogel, Predigtstuhl (an der Hochriß), Wasser Spitze, Hinteres Sonnwendjoch, Salzachgeier, Tristkopf, Steinbergstein, Lodron, Friederspitze.

1928.

Abendspitze, Galtjoch, Stümpfling—Stolzenberg, Raubkopf, Feldalpenhorn—Turmfogel, Piz Gotschen, Lazid, Alpkopf, Furgler, Kübelgrubenkopf, Pinzgauer Spaziergang, Iskogel, Königsleiten, Schaffsiedel.

1929.

Bodenschneid, Cima di Jazzi, Thörlspitzen, Musterstein—Südwand (Hannemannroute), Stolzenberg, Kampenwand—Südwand.

1930.

Kirchstein, Raubkopf, Laubenstein, Mauerchartenkopf, Höllentorkopf, Schneefoppe, Wetterwandeck, Zugspitze, Schneefernerkopf.

1931.

Wetterwandeck (zweimal), Schneefernerkopf (zweimal), Hochriß, Rotwand, Hochwanner, Mauerchartenkopf, Alpspitze.

1932.

Wendelstein, Zugspitze (zweimal), Schneefernerkopf, Westliche Karwendelspitze, Kampen-Südwände.



Toni Schmid im Quersprung



Neujahrsspringen am Gudiberg

Der Schiläufer

Von Dr. Erwin Hoferer, München

Bergsteigen und Schiläufen gehören für den jungen Münchner zusammen. Er geht ins Gebirge mit Schi, ohne Schi, je nach der Jahreszeit. So war es auch beim jungen Toni Schmid. Er kam als Bergsteiger zum Schiläufen, aus der Schule und aus den Anschauungen seines Bruders Franz, der damals, Mitte der zwanziger Jahre, als bester Münchner Kletterer unbedingt anerkannt war, der selbst jedoch als ausgesprochener Bergsteiger trotz seines schiläuferischen Könnens bis zum Jahre 1934 sich noch an keinem Schirennen beteiligte. Aber Toni war jung, leistungsfähig und selbstbewußt. Es war ihm zu wenig, nur Schigipfel zu fahren oder zu sammeln; seine Veranlagung und sein Können führten ihn wie selbstverständlich zum sportlichen Schilauf. Er begnügte sich nicht mit den üblichen Turen und ihrem winterlichen Hüttenleben.

Die rein technische Seite des Kletterns, wie es von der modernen Jugend betrieben wird, und bei der Leistungen und Zeiten gegeneinander abgeschätzt und verglichen werden, kann wohl ebenfalls als Sport gelten; allerdings ein Sport, bei dem es keine offiziellen Zeitnehmer, Schiedsrichter oder amtliche Rekorde gibt, der aber doch — immer in den strengen Grenzen des Wortes „Technik“ — seine bestimmten, wenn auch ungeschriebenen Gesetze hat. (Auf den Alpinismus im allgemeinen übertragen, müßte die Bezeichnung „Sport“ allerdings abgelehnt werden, da das Bergsteigen als solches ganz andere Belange ethischer und geistiger Art in sich birgt!) Für die „sportliche“ Kletterübung jedoch bilden im Hochwinter, wenn die bergsteigerische Betätigung in den Hintergrund tritt, die Schirennen einen gewissen Ausgleich. Vor allem bei uns im Oberland, wo die Rennen in ihrer Gestaltung durch das Gelände von den Bergen beeinflusst werden und immer einen mehr oder weniger alpinen Charakter tragen, der im großen alpinen Abfahrtslauf seine ganz besondere Prägung gefunden hat. Nicht, daß Toni Schmid kein winterlicher Bergsteiger gewesen wäre; er hat Hochtouren auf Schiern gern ausgeführt. Aber es war für ihn auch selbstverständlich, an Stelle der üblichen Sonntags-tour, die ihn vielleicht auf die Rote Wand oder die Bodenschneid geführt hätte, ein Schirennen zu fahren und so auch im Winter beim Schiläufen, wie im Sommer beim Klettern nach Höchstleistungen zu streben und um den Sieg zu kämpfen.

Toni hatte kaum angefangen, sich auf den langen Hölzern sicher zu fühlen,

als er sich auch schon im Springen betätigte, um sein Verlangen nach sportlicher Leistung zu befriedigen. Auf selbstgebauten Sprunghügeln, bei der Angelalm oberhalb von Seitau wurde unermüdblich geübt, zunächst auch unter Anleitung von Bruder Franz. Auf dessen schweren Turenschieren bestritt Toni auch seine ersten Sprungrennen, bis er sich endlich selbst richtige Sprungschier zulegen konnte. Überhaupt hatte Toni besonders fürs Springen Vorliebe; es war ihm eine reine Freude.

Allmählich wurde dann auch der Langlauf systematisch geübt. Hier führte ihn ein gutes Geschick mit Ernst Krebs, dem seinerzeit besten deutschen Langläufer, zusammen. Eifrig liefen sie im Herbst in den Vorbergen durch Wälder und über die frisch beschneiten Höhen mit ihren Stöcken bergauf und ab. Die Gemeinsamkeit der Anschauungen machte sie zu Freunden.

Konstitutionell war Toni zum Schilaulen sehr gut veranlagt. Hochgewachsen, dazu muskelkräftig und mit unverwüßlicher Ausdauer der Organe begabt. Deshalb erwarteten auch seine Freunde, ihn bald bei den Rennen unter den Besten zu finden. Und, wie die später angefügte Fahrten- und Kennliste ausweist, war es für ihn während seiner kurzen Lebensspanne ein ständiger Erfolg, ein ununterbrochenes Ansteigen von Leistung und Können.

Er begann als Jugendmitglied der Schiläuferabteilung des Deutschen Sportvereins (jetzt M.S.V. München). Das erste öffentliche Rennen, an dem er sich beteiligte, waren die Münchner Schiwettläufe. Die folgenden Rennen brachten ihm einen Erfolg nach dem andern. Dabei führte Toni Schmid kein zimperliches, allzu peinlich genaues Training durch. Er besaß auch gar nicht die Mittel, Zeit und Gelegenheit dazu, denn er mußte nebenbei ja studieren und Examen machen. Aber die Vorsehung hatte ihn von Natur aus mit allen nötigen Eigenschaften ausgerüstet, die der Schiläufer braucht. Kraft und Ausdauer vereinigten sich in glücklicher Harmonie mit stürmischem zähem Willen, mit rascher Entschlußfähigkeit und Auffassung. Seine Kühnheit zeigte sich beim unbeschwertem Sprung über große Schanzen. Dazu kam eine Freude, eine Begeisterung für Rennen und Springen, die soweit führte, daß er im Februar 1928 mit seinem Freunde Georg Wieber zu Fuß fast das ganze Engadin hinauf bis St. Moritz wanderte, um bei der Olympiade zuzuschauen und lernen zu können. Er überwand den Mangel an Geldmitteln mit dem der heutigen Jugend eigenen eisernen Willen und einem an Strapazen und Entbehrungen gewöhnten Körper.

Das ist Toni Schmid, der Schiläufer. Kein ängstlicher Streber, sondern frisch und froh in reiner Jugendkraft, ausgerüstet mit einem Können, das sich in den kommenden Jahren der Vollkraft erst ganz ausgewirkt hätte, wenn nicht der Tod auch diese Entwicklung jäh unterbrochen hätte.

Schiwettkämpfe

Jahr	Veranstaltung	Art d. Wettl.	Klasse	Platz	Zeit	Note
1926	Schilaulfabt. D. Sport-V. (M.S.V.)	Abfahrtslauf	Jungm.	Sieger	5:44	
	do.	Sprunglauf	"	"		10.525 Gewinner des Neureuthpreises
	do.	2-fache Kombi.	"	Bester		12.249 Gewinner des Neureuthpreises
1927	do.	Lang- u. Sprungl.	"	Sieger		
	Ruffstein Gau München	Sprunglauf Langlauf	" "	III. II.	38:55	
1928	do.	Komb. 3-fach. Lang, Abf. u. Sprunglauf	"	IV.		13.896
	Bayer. Meisterschaft Bayer. Verbandspringen	Sprunglauf Sprunglauf	" "	III. II.		
1929	Gau München	Sprunglauf	"	II.		17.361
	do.	Jungmannenlauf	"	II.	16:28	
	do.	Komb. 2-fach	"	I.		
	(Gau Werdenfels (Rochel) Verbandspr. (Partenk.)	Langlauf Sprunglauf	" "	II. II.		19.375 292
	Allgäuer Jubiläums-Ski- meisterschaft Nesselwang Bayer. Meisterschaft	Langlauf Sprunglauf Langlauf	" " "	III. V. VII.	22:29	16.208
(Gau Oberland (Tegernsee)	Kombination Großer Langlauf	" II	II. IX.		17.792	
1930	15. Allgäuer Meisterschaft Oberstaufen	Langlauf Sprunglauf Kombination	II II II	VII. III. II.		129.35 295.30 592.30
	Gau München Garm.-P.	Langlauf Abfahrtslauf	II II	VI. VIII.	1:12:46 0:06:17	192.0 134.4
	M.S.V. München A.B.O. Oberland	Sprunglauf Alp. Geländelauf 7 km	I I	II. Sieger	49:02	316.1
1931	Mannschafts-springen um den Wanderpokal des L.B.A.G. in Baiernbrunn	1. Springen 2. Springen	I I	" "		218 316.1 Endgült. Gewinn
	Gau München	Abfahrtslauf Langlauf Sprunglauf Komb. Abf. u. Spr.	I I I I	VI. X. Sieger III.	10:01 1:30:08	200.9 327.9

Jahr	Veranstaltung	Art d. Wettl.	Klasse	Platz	Zeit	Note
1931	Gau München	Komb. Langl. u. Spr.	I	IV.		376.4
		" Langl. u. Abf.	I	VI.		302.5
		" 3-fach	I	IV.		503.4
	Kameradschaftsspringen Schliersee	Sprunglauf	I	III.		299.44
	Osterspringen Platt	Sprunglauf	I	VIII.		200.2
1932	Allgäuer Verbands- Sprunglauf Oberstdorf	Sprunglauf	I	IV.		309.9
	Schweiz. Schirennen Bermatt	Langlauf	I	XXI.		
		Sprunglauf	I	XV.		
		Kombination	I	XII.		
	Adelboden	Sprunglauf	—	—		
	Villars sur Bex	Sprunglauf	—	—		
	auf der Mammutschanze	Sprunglauf	—	VI		
	St. Moritz	Sprunglauf	—	VI		
	auf der Olympiaschanze	Sprunglauf	—	VI		
	Lenzerheide	Sprunglauf	—	—		
Kandaharabfahrtslauf vom Galzig	Abfahrtslauf	—	—			
Springen am Berg Isel bei Innsbruck	Sprunglauf	—	VI			

Olympia-Ehrung

Die Verleihung der Goldenen Olympischen Medaille
an die Brüder Franz und Toni Schmid

Von Dr. Karl Ritter von Halt, München

Im fernen Los Angeles fanden sich an einem heißen, wolkenlosen Tage des Jahres 1932 die Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees im großen Saale des berühmten Biltmore Hotels zusammen, um wichtige sportliche Fragen zu erörtern. Inzwischen waren im olympischen Stadion alle Vorbereitungen zu Ende gebracht, die die Spiele in würdiger Weise zur Durchführung leiten sollten. Auf allen Trainingsplätzen wurde eifrig geübt und die Vertreter aller Nationen und aller Übungsarten des Sportes waren mit Hochdruck bemüht, ihre persönliche Höchstleistung für den bevorstehenden Kampf zu erzielen. Die Verbände der beteiligten Völker hielten ihre Sitzungen ab. Neue Rekorde wurden genehmigt. Das vielumstrittene Amateurproblem wurde immer wieder von frischen Gesichtspunkten aus betrachtet. Man diskutierte sportliche Fragen. Die Hebung der Leistungsfähigkeit des Körpers stand im Mittelpunkt der Beratungen. Das Prinzip der Höchstleistung als Endziel, gewissermaßen als das Führerprinzip des Sportes überhaupt, wurde stets aufs Neue und in allen möglichen Variationen erörtert.

An einem solchen Arbeitstag trafen sich auch die Mitglieder des I.O.C. zur Beratung. Viele wissen nicht, was das I.O.C. bedeutet. Es ist die oberste Instanz des weltumfassenden Sportes, die die Aufgabe hat, die edle olympische Idee zu verkörpern und die in ihrem Sinne vorbereiteten Spiele durchzuführen. In den Reihen des I.O.C. sitzen Männer aller Nationen; als Höchstzahl drei jedes Landes. Die Führung hat der angesehene und gewandte Graf Baillet Latour. Er übernahm sie aus den Händen des französischen Barons de Coubertin, den man als den Gründer der modernen olympischen Spiele bezeichnen darf.

Von deutscher Seite sitzen auf Lebensdauer im Komitee Erzellenz Lewald, Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg und der Verfasser dieses Artikels. Das Zusammenarbeiten und Sichverstehen ist ganz ausgezeichnet. Eine wahrhaft olympische Übereinstimmung schwebt über dem Ganzen und das gemeinsame Schaffen des Komitees kann nur mit dem Wort Freundschaft und Kameradschaft richtig gekennzeichnet werden.

An jenem Sommertag erhob sich nach längeren Beratungen Erzellenz Lewald und beantragte, den beiden Brüdern Schmid aus Anlaß ihrer kühnen und überall bewunderten Besteigung der Nordwand des Matterhorns die Goldene Olympische Medaille zu verleihen. Er begründete eingehend die Leistung als alpine Glanztat und schilderte in beredten Worten die Begleitumstände, die die beiden jungen Menschen zum Siege führten. Lewald sprach mit herzlicher Wärme. Er schilderte den gewaltigen Berg, dessen schwerste Wand schon manchen Kletterer zum Aufgeben seines verwegenen Planes gezwungen hat. Er malte die Gefahren gerade dieses Weges aus, der bisher noch von keinem begangen war. Er sprach von dem Idealismus der beiden Brüder, die als reine Amateure und nur aus Begeisterung für die Berge jene Tat gewagt und sieghaft durchgeführt hatten. Die alte Erzellenz, die im Comité großes Vertrauen genießt, erwärmte sich so an der Schilderung der Besteigung, daß alle Mitglieder des I. D. C. lautlos den bildhaften Worten lauschten.

Als Lewald wieder seinen Platz eingenommen hatte, stand unser Freund, Graf Aldo Bonacossa, der Vertreter Italiens von seinem Sitz auf, stimmte in allen Einzelheiten den Worten des deutschen Redners zu und betonte vor allem, daß er selbst Zeuge jener Tat gewesen sei und die ungeahnten Schwierigkeiten dieses Berges aus eigener Erfahrung kenne. Er bat alle Kollegen des I. D. C., den Antrag der Erzellenz Lewald ohne Diskussion anzunehmen, da es sich hier um eine Tat handelte, die wahrhaft olympisch und unübertrefflich sei. Die Leistung müsse grandios genannt werden und stünde einzig in der Welt da.

Graf Baillet Latour frag die anwesenden Mitglieder, ob sie mit den beiden Anträgen einverstanden seien. Jeder stimmte mit begeistertem Beifall zu und damit waren unsere beiden Brüder Schmid Träger der Goldenen Medaille, der höchsten Auszeichnung, die der internationale Sport überhaupt zu vergeben hat. Ich fühlte mich in diesem erhebenden Augenblick überaus glücklich, denn ich wußte, daß eine große Tat ihren würdigen Lohn gefunden hatte. Ich freute mich, daß gerade meine Landsleute ausgezeichnet wurden; aber in diese Freude mischte sich ein bitterer Tropfen der Trauer darüber, daß der eine der beiden Helden nicht mehr unter den Lebenden weilte und seine Kühnheit bereits mit dem Tode bezahlen mußte.

Über hunderttausend farbenfroh gekleidete Menschen füllten das herrliche Stadion, diese wundervolle Stätte so vieler prächtiger Kämpfe, diese Stätte höchsten Glückes und herbster Enttäuschungen. Die Sonne strahlte festlich vom wolkenlosen mattblauen Himmel. Vom Dzean her wehte eine erfrischende Brise. Die sonst so nüchternen Amerikaner verstanden es, den Schlußakt

dieser so glänzend organisierten Spiele zu einer machtvollen, tiefgehenden Feier für den sportlichen Gedanken zu gestalten. Und auch die Deutschen erlebten noch erhebende Augenblicke. Nach einer endlosen Reihe von Verleihungen und Ansprachen stieg am mittleren der drei Fahnenmasten für die Siegerehrungen die deutsche Fahne allein hoch. Es war das einzige Mal während der ganzen Veranstaltung, daß nur dieser Mast eine Flagge trug, da es eine zweite und dritte bei der folgenden Ehrung nicht gab. Sie galt den beiden Brüdern Schmid, von denen der eine leider bereits aus der Reihe der Lebenden abgeschieden war. Die Leistung dieser Wackeren war vielleicht größer als alles das, was zweitausend Kämpfer in den 16 Tagen eines beispiellosen Rekord-Olympia vollbracht hatten. Jetzt feierte man sie am Schlußtag dieser wundervollen und begeisternden Ereignisse. Der Präsident des I. D. C. trat zum letzten Male vor die Siegerrampe und ließ durch den Lautsprecher verkünden:

„Für die Ersterbesteigung der Nordwand des Matterhorns erhielten die beiden Brüder Franz und Toni Schmid aus München die Goldene Olympische Medaille!“

Tiefbewegt sahen hunderttausend zu der Fahne empor, die ein leichter Windstoß vom Stillen Dzean her entfaltete. Manchem mochte das Herz schwer werden bei dem Gedanken, daß einer der beiden Helden nimmer die gewaltige Bewegung empfinden konnte, mit der die Sportenthusiasten einer ganzen Welt sich von ihren Sitzen erhoben und schweigend die deutsche Hymne, die so selten erklingen war, anhörten.

Erzellenz Lewald wurde vom Präsidenten gebeten, die beiden Medaillen in Empfang zu nehmen und nie war der alte Führer des deutschen Sportes ergriffener und stolzer, als in diesem Augenblick, wo er die Auszeichnungen in seinen Händen hielt. Das deutsche Lied verklang, die Fahne sank langsam am Mast hernieder. Das olympische Feuer wurde gelöscht. Einer der erhebendsten Augenblicke der ganzen so großartigen Spiele war vorüber.

In meiner Vaterstadt München wurde den olympischen Kämpfern ein großartiger Empfang bereitet. Ich hatte den Auftrag, die beiden Medaillen an Franz Schmid und für den gefallenen Toni an dessen Vater zu überreichen. Im Tiefsten ergriffen erlebte ich diesen stolzen Augenblick und fühlte, der Geist des Helden vom Matterhorn, der Geist unseres allzufrüh dahingegangenen Toni war uns nah!

München und sein Held

Von Adolf Gotier, München

In den ersten Tagen des August 1931 saß ich auf einer Dienstreise im tiefsten bayrischen Wald, als mir in einem dortigen Lokalblatt unter den wenigen telegraphischen Nachrichten die gesperrt gedruckte Notiz auffiel, die besagte, daß die heiß umworbene Nordwand des Matterhorns durch die Gebrüder Franz und Arthur Schmid aus München gefallen sei. Zuerst interessierte mich die Tatsache der Eroberung dieser gewaltigen Wand als solche, bis mir urplötzlich der Gedanke durch den Kopf fuhr, das sind ja keine Oberländer, die Gebrüder Schmid, die sich erst etwa vierzehn Tage vorher mit dem Beifügen abgemeldet hatten, sie wollten zu schweren Touren in die Schweiz. Freilich hatten sie mir damals nichts von ihren kühnen Plänen erzählt, sondern sich nur in allgemeinen Wendungen über ihre bergsteigerischen Projekte ausgelassen, und aus dem guten „Anton“ vulgo Toni Schmid war auf dem Wege von Zermatt über die Hauptstädte der Welt bis in den bayrischen Wald ein „Arthur“ Schmid geworden. Aber kein Zweifel bestand bei mir, daß es meine Sektionsgenossen Franz und Toni Schmid sein mußten, denen der große Wurf gelungen war. Und als ich dann nach München zurückkam, lag auch die persönliche Meldung der beiden Brüder über ihre erfolgreiche Tat vor. Ein Glückwunsch-Schreiben nach Zermatt war zunächst das Einzige, was ich tun konnte, um den plötzlich weltbekannt gewordenen Brüdern meine Anerkennung und den Stolz ihrer Sektion zum Ausdruck zu bringen.

Selbstverständlich tauchte schon damals der Gedanke auf, daß es unsere Pflicht sei, diesen Stolz und diese Anerkennung auch in einem größeren Rahmen zu zeigen und mancherlei Vorschläge wurden gemacht, wie dies geschehen könnte. Vorerst hatten wir Zeit zur Überlegung, denn Franz und Toni mußten schwere Tage in der Schweiz über sich ergehen lassen, um all die Feste und Feiern durchzumachen, die dort ihnen zu Ehren veranstaltet wurden. Aber die Wochen verstrichen und die Rückkehr unserer beiden berühmten Sektionsgenossen näherte sich. An einem feierlichen Empfang lag ihnen offenbar nichts; denn sie ließen über den Zeitpunkt ihrer Ankunft absichtlich nichts verlauten und eines Tages waren sie eben wieder da.

Ist es nun auch nicht Bergsteigerart, wegen alpiner Leistungen Aufsehen und Sensation zu erregen, so war es doch selbstverständlich, daß die Sektion die hervorragende Tat ihrer Mitglieder, von denen die ganze alpine Welt sprach, nicht sang- und klanglos vorübergehen lassen konnte und wollte. Aber dies hatten wir die Pflicht, ihnen unsere innere Teilnahme an ihrem Sieg



Goldene Olympische Medaille

Vorder- und Rückseite



A Adlerplakette
Vorder- und Rückseite

auch in einem äußeren Rahmen zu zeigen, ihnen unsere Freude über ihre glückliche Heimkehr und unseren Stolz darüber zum Ausdruck zu bringen, daß es Münchener Bergsteiger und „Oberländer“ waren, die das internationale bergsteigerische Problem gelöst hatten.

So wurde im Verein mit dem Alpenkränzchen „Berggeist“, dem die Brüder ebenfalls angehörten, beschlossen, ihnen einen Ehrenabend zu geben, bei dem die alpine Welt Münchens anwesend sein sollte.

Der erste Vortragstermin für das Winterhalbjahr 1931 wurde hierzu ausersehen und es ward ein großer Abend des Alpinismus, der ja eines der Lebenselemente Münchens ist. Selbstverständlich war es, daß an diesem Ereignis auch Regierung und Stadtrat persönlichen Anteil nahmen. So saßen an der langen Tafel der Ehrengäste neben den Gefeierten und ihren Angehörigen der Regierungspräsident Erzellenz von Knöbinger, Bürgermeister Geheimrat Dr. Küffner, Ministerialrat Baumann, der Referent des Ministeriums des Innern für alpine und Alpenvereinsbelange, Geheimer Sanitätsrat Dr. Höslmayr vom Verband für Leibesübungen, der erste Präsident des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und die Auslese der mit alpinen Fragen befaßten Männer und der Vertreter der bergsteigerischen Aktivitas.

Aber alle wären mit leeren Händen gekommen, wenn nicht ganz unerwartet von außen her der Anstoß auch zu einer sichtbaren Ehrung gegeben worden wäre. Staatssekretär Dr. Lewald, der Präsident des deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen war es, der diesen Anstoß gab. Zufällig war er selbst Zeuge der begeistertsten Anerkennung, die die Tat der Gebrüder Schmid in Zermatt in den internationalen Bergsteigerkreisen gefunden hatte, und aus eigenem Antrieb stellte er beim Reichsausschuß den Antrag, die „Adlerplakette“ an die tapferen Matterhornbezwinger zu verleihen, was auch auf einstimmigen Beschluß geschah. Gerade noch in letzter Stunde kam die Plakette in unsere Hand und Geheimer Sanitätsrat Dr. Höslmayr, der Vorsitzende des Landesauschusses für Bayern hatte die freudige Aufgabe übernommen, diese Auszeichnung mit zündenden Worten des Dankes und der Anerkennung den also Geehrten zu überreichen. Jubelnder Beifall folgte, als er mit dem Wunsche schloß, „es möge diese Plakette für die lieben, netten Kerle“ der Anfang einer langen Reihe von Auszeichnungen in ihrem weiteren Leben sein!“

So war die hohe Ehrung, die unter andern Köhl und von Hünefeld, Rademacher und Houben zuteil wurde, auch zum erstenmal für eine bergsteigerische Tat verliehen worden und zum erstenmale nach München gekommen. Sie ist der äußere Ausdruck der Freude und des Stolzes, den die Vaterstadt und mit ihr unsere ganze alpine Welt für die Tat deutscher Jugend und deutschen Kämpferwillens um ideale Ziele empfunden hat!

Matterhorn

Erlebnis in Zermatt

Von Hans Baumeister, Darmstadt

Hochauf bäumt sich der Löwe von Zermatt über der beherrschten Landschaft. Die Berge am Talschluß von Nikolai weichen schein nach beiden Seiten, als wagten sie es nicht, die Ruhe des Monarchen zu bedrängen. So reckt der Riese, fernab von seinesgleichen, mit der tragischen Gestalt des Einsamen das Haupt in die ziehenden Wolken, den granitenen Leib umgürtet mit dem eisigen Panzer unnahbarer Strenge. Manchmal und von manchen Seiten gesehen ändern sich Züge und Gestalt dieses Einmaligen. Das welsche Breuil sieht ihn als lang hingestrecktes Drachengespenst mit dräuend geschupptem Rücken. Den Wanderern im Tale von Zmutt erscheint er gekrümmten Leibes als tückischer Dämon, der seine glitzernden Gratarme menschenfängerisch zu Tal streckt. Und wenn Gewitterwolken seine Stirn umpeitschen, Eis- und Felslawinen in gellendem Losen die Flanken furchen, wird sein Anblick zum Schrecknis der Täler.

Aber ewig groß und adelig blickt selbst über brauende Nebel und ziehende Wolkenschatten das Antlitz, das der steinerne Riese gen Norden kehrt. Hier ist nichts mehr von jenem grimmvoll zerrissenen Hohn seiner himmelstürmenden Flanken und Grate zu sehen. Hier umhüllen Ruhe und Wucht einsamer Größe den steingewordenen Gott. Ernst und ewigkeitsnah schaut er über die Welt und aus den Falten der düsteren Steilhänge glimmt verhangen in Schwermut der ekstatische Blick eines trauernden gestürzten Giganten. Im edelsten Gleichmaß hängen die Grate von der weißleuchtenden Stirn zu beiden Seiten als strenggefaltete Schleier hernieder. Wie erstarrte Tränenbäche ziehen eisige Rinnen über die altersgeschwärzten Wangen und verschwinden im weißen Gletschergebirge der Niederung.

Jahrtausende zogen dahin über die blitzerspellten Runen des majestätischen Antlitzes. Es sah die Welt, aus der es mit urgewaltigem Beben hervortauchte, schwinden; sah den Wechsel der Zeiten kommen und gehen und langsam, im zögernden Gleichmaß endloser Jahre senkt sich nun Müdigkeit der vorgeahnten Dämmerung über das Haupt des einsamen Gottes. Verwesung

knistert und bröckelt in ihm; rasende Wetter rütteln sein starres Geblock; Blutstrahlen der Sonne zernagen die furchigen Wangen.

Kleines emsiges Zwergengeziefer erklimm seinen Nacken und schlug ihn in Fesseln und Bande. Aber stolz und in weltferner Trauer schaut noch immer der Berg gen Norden, als erwarte er von dorthier sein Schicksal. Nur einmal sah er Menschen dicht vor seinem Auge. Menschen, die keck seinem Scheitel das Kleinod der Unberührtheit entrisen hatten. Zorn dunkel ward sein Blick. War es ein unmerkliches Zucken der verhängten Brauen? Riß Schreck über die eigene Vermessenheit die Erdgeborenen zu Tal? Ein spukhaftes Poltern und Losen — und zerspaltene Leiber durchglitten in rasender Todesfahrt die starren Furchen und Falten des reglosen Löwengesichtes.

Ruhig und weltentrückt lag seitdem wieder das verschattete Antlitz. Wohl regte sich unablässig kühner Ersteigerwille im Tal und mancher zog aus, das Geheimnis der granitenen Runen zu enträtseln, dem unheimlichen Riesen ins düstere Auge zu schauen. Aber so erdenfern und unnahbar drohte sein Blick, daß auch der Kühnste hoffnungsbar von dannen zog.

Zeiten kamen und gingen. Jugend brach auf. Deutsche Jugend sprengte die Fesseln langer Notzeit, um nach erzwungener Rast Leib und Seele neu erstarren zu lassen am Jungquell der Gotteswelt, die geschmeidigen, unverbrauchten Glieder hinaufzutragen zu den Höhen der Erde auf Pfaden, die keiner vorher betrat. Alte Ordnung stürzte; längst gewohnte Vorurteile schmolzen am glühenden Willen stählerner Muskeln und Sehnen. Was unnahbar galt bis jetzt — kecker Wagemut sprang es an und bezwang es. Die Gebirge der Erde begannen ihre Schleier zu lüften vor letzten Rätseln und es schlug auch die Stunde, wo der Löwe von Zermatt besiegt sein lang bewahrtes Geheimnis dem Jugendmut und Siegerwillen der neuen Zeit enthüllen mußte.

Wie es geschah? — Held und Mitwelt erzählen das große Erlebnis, in dem alte Götter stürzten und junges frisches Leben zum Thron der Unsterblichkeit gehoben ward.

*

Der steinerne Riese, der so schwer und düster über den sonnigen Matten von Zermatt wuchtet, ist heuer ungnädig gestimmt. Lagerweise schimmern seine Flanken von Neuschnee, bis die Sonne unter dem trügerischen weißen Glitter wieder die schwarzen drohenden Felsfluchten hervorgräbt. Aber meist verhüllt sich schon um die Mittagsstunde das Löwenhaupt wieder grämlich in wallende

Nebel. Er ist den Bergsteigern nicht günstig, dieser Sommer von 1931!

Heute spannt sich wieder einmal tiefblau der Himmel über dem Nikolaital. Zermatt rüstet zur Feier des 1. August, des schweizerischen Nationalfeiertages. Fahnen und Guirlanden schmücken die Häuser. Gegen Abend belebt sich die Hauptstraße; hunderte von Sommergästen lassen die kleine Schar der Einheimischen fast verschwinden. Viel Engländer; ganz vereinzelt hört man deutsche Worte.

Freund Hübel und ich steigen von einer Übungstur auf das Rimpfischhorn zu Sal. Herrliche Stunden weihvollen Bergerlebens hat uns dieser trotz seiner leichten Besteigbarkeit interessante Viertausender geschenkt. Nun trotten wir müde und gebeugt unter dem Gewicht des Rucksacks die staubige Straße von Findelen herab, froh, der drückenden Rückenlast bald ledig zu sein.

Wir sind mit einigen Klubkameraden heuer nahezu die einzigen deutschen Alpinisten im Ort. Unsere Berglertracht, verraut und verschliffen in manchem harten Strauß mit Eis und Fels, taucht unter zwischen den Smokings und eleganten Abendkleidern. Niemand stößt sich an diesen Gegensatz. Zermatt ist seit Whympers Zeiten an solche Mischung gewöhnt.

Durch die Dämmerung blitzen die ersten bengalischen Flämmchen der Illumination; Musik und Raketen. Vor dem Seilerhotel staut sich die Menge. Patriotische Reden und Lieder klingen auf. Aber trotz allem ist der Jubel nicht ganz echt. Die Feststimmung hat eine sorgenvolle Unterströmung. Viele Augen prüfen den jetzt schwarzumwölkten Abendhimmel, die finsternen Nebelschwaden ums Matterhorn. Führergruppen debattieren erregt. Das Fernrohr im Garten des Mont Cervin wird trotz der Dämmerung umlagert.

Freunde kommen entgegen, erzählen uns den Grund dieser Bewegung und auch unsere Stimmung ist keine freudige. Wissen wir doch selbst, daß zwei liebe Freunde gerade in diesen Stunden oben in der Nordwand des Matterhorns — nicht um den Sieg, an den glaubt kaum einer — sondern um ihr armes Leben ringen müssen. Ganz Zermatt nimmt teil an diesem Kampf. Denn diese berühmte Riesenvand bildet mit ihren jähren Eisrinnen und schwarzen Felsüberhängen, die sich 1200 m hoch aus dem zerschrundeten Gletschersockel emporbäumen, seit siebzig Jahren den Angelpunkt aller alpiner Interessen. Sie stellt das größte alpine Problem Europas dar, das bergsteigerischer Wagemut und technisches Können noch nicht bezwingen konnten. Mögen tausend andere Gipfel erklommen sein, mögen tausend schwierige Wege durch Fels und Eis bis an die Grenzen des Möglichen führen — immer wird der Wunschtraum des Alpinisten dieses schreckliche granitene Wunder umkreisen, diese ungeheuerliche Wand, über die am 14. Juli 1865 vier der Erstbesteiger des Matterhorns den Todessturz taten. Seit dreißig Jahren

versuchen kühne Sportsleute, Führer und Führerlose, den Bann dieses Bollwerkes zu brechen — sie mußten alle geschlagen abziehen.

Neue frische Jugend sprang in die Bresche. Zwei Münchener Studenten, Toni und Franz Schmid gingen mit unbekümmertem Mut ans schwierige Werk. Nicht um klingenden Lohn, wie emsige Scribenten voreilig wissen wollten; nicht aus Prahlucht, sich vor einer sensationslüsternen Menge zu zeigen — aus dem unweigerlichen und unerforschlichen Befehl ihres innersten Seins heraus, eine Tat zu vollbringen, die vor ihrer eigenen strengen Prüfung bestehen konnte, Muskeln und Willen an einem Gegner zu erproben, den bisher noch keiner bestand, aus dem schlichten Gefühl heraus, das jeden kämpferischen Menschen beseelt, Neues zu leisten, hingen sie ihre jungen Herzen an dies unerhörte Wagnis.

Mit Zeltack, Mauerhaken, Eishammer und Steigeisen ausgerüstet, 80 Meter Seil um die Schultern, radelten sie in fünf Tagen von Rorschach nach Zermatt, weil das Geld für die Bahn nicht langte. Wie Packesel beladen leuchteten sie mit ihrer eisernen Last hinauf nach Staffalalp, bauten ihr Zeltlager, besahen sich das Vorhaben zwei Tage lang und brachen dann auf ins Ungewisse.

Wir haben nur spärliche Kunde von ihnen. Führerpartien, die heute vom Gipfel des Matterhorns auf dem üblichen Wege niederstiegen, hörten von der Schulter aus in der Nordwand Stimmen, sahen die beiden und riefen sie an: „Wie geht's?“ — „Alles wohlauf!“ — „Braucht Ihr Hilfe?“ — „Nein!“ — Dann verschwanden die beiden im Nebel.

Die Nacht vergeht, ein strahlender Sonntag bricht an. Aber keine Partie steigt aufs Horn. Die beiden sind ganz allein im Kampf mit dem Riesen. Gerüchte schwirren: Abgestürzt? — Nein, sie sind umgekehrt! — Als ob eine Umkehr in diesen furchtbaren Steilhängen möglich wäre! Die Ungewißheit hält ganz Zermatt im Bann. Kein anderes Gespräch kommt auf. Aller Augen suchen die rastlos wallenden Nebel, die trotz des lichtfrohen Tages das Haupt des Matterhorns verhüllen, zu durchbohren.

Am Nachmittag hält es uns Freunde nicht länger. Urpöblich steht der Entschluß da: Wir müssen hinauf! Wir dürfen nicht tatenlos die Kameraden in Bergnot lassen! Selbst wenn sie sich durchgekämpft haben, brauchen sie Unterstützung und vor allem Lebensmittel! Zu wenig Augenblicke sind wir bereit und fünf Mann hoch auf dem Marsch. So schnell kam unser Entschluß, daß ich mir gar nicht die Zeit nehme, nachhause zu eilen, um die Bergstiefel anzulegen. Wie ich bin, mache ich mich mit den andern auf den Weg zur Hörnlühütte. Bis dorthin muß es auch so gehen! Wir schleppen schwer an Proviant, Seilen und wärmenden Hüllen.

Oberhalb von Staffelalp entdecken wir das Zelt der beiden. Ein Zettel liegt drin, der ihre Absicht kund gibt und uns sagt, daß zwei andere Kameraden, Erkl und Brandt, die mit Franz und Toni hierher gekommen waren, sich von ihnen getrennt haben, um die Nordwand der Dent d'Hérens zu versuchen. Sogleich wird Freund Hübel trotz der einbrechenden Dämmerung nach Schönbühl kommandiert. Er soll Erkl und Brandt, die wir von ihrer Expedition zurückwähnen, verständigen, wo wir sind. Auf dem Weg zum Hörnli erwischt uns ein schweres Gewitter. Triefend kommen wir zur Glubhütte. Der Hüttenwart gibt uns etwas Hoffnung. Er glaubt am Vormittag hoch oben in der Wand Rufe gehört zu haben. Vielleicht leben unsere Freunde noch!

Wir werfen uns in den feuchten Kleidern aufs Stroh. Frost und Sorgen bannen den Schlaf. Um drei Uhr nachts gießt es, was vom Himmel herunter will. Der Sturm heult. Keine Möglichkeit, aufzusteigen. Weiterdösen im Halbdämmer.

Um halb 7 Uhr schreit uns der Hüttenwart vom Lager auf. Wir stürzen ins Freie. Das Wetter hat aufgeklart. Man kann den Schweizergrat bis zur 4000 m hohen Solvay-Hütte verfolgen. Der Hüttenwart will bemerkt haben, daß der Laden des Hüttenfensters geschlossen wurde. Menschen müssen dort sein! Wer anders als unsere Kameraden!

Jeder späht und sucht in höchster Erregung durchs Fernrohr den Grat ab. Richtig! Dort oben bewegt sich etwas. Zwei winzige Figürchen — sie sinds!! Sie müssen es sein!! — Unser Jubel kennt keine Grenzen. Wir schreien, rufen, brüllen. Umsonst. Der rasende Sturm verweht jeden Laut. Meine Freunde fahren in die nassen Stiefel, werfen Seil und Rucksack um, klirren zum Einstieg hinüber. Ich muß meiner mangelhaften Beschuhung wegen schweren Herzens zurückbleiben und darf dafür zum feierlichen Empfang den Morgentee kochen.

Ein langes Warten hebt an. Der Berg ist heute böseartig. Eine dicke Neuschneesicht liegt auf seinen Flanken und hat jede Spur verdeckt. Ich sehe die beiden oben durchs Glas. Eben queren sie in die Ostwand. Weitab von der üblichen Route. Sie kennen ja den Abstieg nicht. Wollen die Wagehälse wirklich dort herunter? Aber die eisgepanzerten glatten Fluchten? Wir signalisieren vergeblich. Die Entfernung ist zu groß. Aber da wird der Berg lebendig! Lawinen und Steinschläge fegen über die Ostflanke und schlagen krachend und stäubend in den Furgg-Gletscher. Jetzt kommt den beiden oben die Gefahr auch zum Bewußtsein und sie kehren zum Grat zurück.

Nach sechs Stunden der Spannung und Ungeduld, des frierenden Wartens höre ich endlich die nahenden Stimmen. Toni und Franz klettern wohlbehalten mit ihren jubelnden Begleitern die letzten Felsen herunter. Stürmische Begrüßung und endloses Erzählen folgt. Unterbrochen von heißhungrigem

Schlingen. Die beiden Helden sind kaum satt zu bekommen. Dreiundachtzig Stunden sind sie nun unterwegs.

Am Freitag, den 31. Juli, morgens zwei Uhr brachen sie auf. Durchqueren zwischen Spalten und Séracs den riesigen Gletscherbruch. Die Eiswand wird steiler — 50 bis 60 Grad. Eishaken müssen das Seil sichern. Die Steigeisen bohren sich tief in den unsicheren Grund. Um vier Uhr wird der Bergschrund erreicht und überschritten. Sie haben Glück! Der Neuschneebeleg hindert größeren Steinschlag. Mit achtzig Metern Seil zwischen sich beginnen sie die steilen, äußerst glatten und schwierigen Felsrippen zu erklimmen.

Eine Sicherung ist kaum möglich. Die Mauerhaken dringen nur selten fest genug in den plattigen Fels. Was sie später an Eisenzug wieder zu Tal tragen, ist stumpf und krummgehämmert. Sie arbeiten mit äußerster Vorsicht. Ein unsicheres Schwanken, ein Fehltritt, ein versagender Griff — und beide müssen hinunter in die gähnende Tiefe.

Vom Schweizergrat aus werden sie von Partien beobachtet und können sich durch Zurufe verständigen. Die Dunkelheit fällt über sie her. Noch fünf-hundert Meter bäumt sich die Wand auf. Sie suchen nach einem Bivouakplätzchen. Auf einer winzigen Felsnase verbringen sie aneinandergekauert und frostgeschüttelt schlaflos die lange Nacht.

Am Samstag Morgen um sieben Uhr beginnt das mühevollen Werk von neuem. Etwas leichtere Felsen geben anfangs frische Hoffnung. Aber bald folgen Überhänge und Wände, deren Bezwingung die Grenzen des Möglichen erreicht. „Ganz pfundige Sachen!“ wie Toni in seinem Münchener Dialekt sich erinnert. Ein Quergang auf schmalen glatten Ausbuchtungen ohne jede Sicherungsmöglichkeit spannt die Kräfte aufs Äußerste. Es ist ein Gang auf Leben und Tod! Endlich, endlich gibt sich der Berg geschlagen. Die Wand lehnt sich zurück; der Durchstieg ist frei!

Um zwei Uhr mittags erreichen die beiden Kletterer den italienischen Gipfel des Matterhorns (4502 m). Triumphierend jubeln sie auf. Der Löwe ist bezwungen, das große alpine Problem gelöst!

Aber ganz unterwirft sich der Berg noch nicht! Wolken ballen sich um sein finsternes Haupt. Ein Gewitter braust auf. Blitze zucken um den exponierten Gipfel. „Nacht nir!“ lacht der Toni, „hat uns die Wand nir getan, wird das bissel Blitzen auch nir schaden!“ Und juchzend machen sie sich an den Abstieg. Der Schnee fließt vom Himmel. Frierend kämpfen sie sich in langem Ringen zur primitiven Solvay-Hütte am Schweizergrat (4000 m) durch. Sie wickeln ihre durchnästen, halberstarrten Glieder in die vorhandenen Decken und schlafen wie die Dachs bis Sonntag mittag durch. Beim Er-

wachen wütet der Sturm mit doppelter Heftigkeit. An Abstieg ist nicht zu denken. Der Hunger meldet sich; aber der karge Proviant ist längst aufgezehrt. Einige alte weggeworfene Brotrinden klauben sie auf. In Schnee erweicht, ein köstliches Mahl! Aber das Frohgefühl der vollbrachten Tat besiegt Erschöpfung und Hunger; nur Siegesjubel lacht aus den jungen Augen.

Wüßt wie Wegelagerer sehen sie aus: Die Hosen hängen, von Felskanten und Steigeisen zerfetzt. Am Ellbogen blinkt das zerschundene Fleisch durch den Stoff; Bartstoppeln umwuchern die hageren Gesichter. Die Hände sind bedeckt mit Blasen und Schrunden. So stolpern die Helden müden Schrittes, aber ungebeugt zu Tal.

In Zermatt schwirren die Gerüchte. Führer und Touristen bilden dichte Gruppen auf der Straße. Das Fernrohr hat keinen Augenblick Ruhe. Ungeduldige eilen zum Schwarzsee hinauf. Als wir dort ankommen, empfängt ein Menschenschwarm die Sieger. Kodaks knattern. Bravos und Heilrufe mischen sich in das Beifallsklatschen. Die begeisterte Menge bemächtigt sich ihrer Opfer. Händeschütteln, Schulterklopfen, Fragen, Staunen, Enthusiasmus. Mühsam bahnen wir für die kühnen, jetzt etwas verlegenen Brüder den Weg ins Haus, wo eisgekühlte Flaschen ihrer warten.

In Zermatt das gleiche Bild. Alles will die Sensation auskosten. Das Hotel Mont Cervin ist umdrängt von Neugierigen.

Abends gibt Hotelbesitzer Dr. Seiler, der väterliche Freund aller zünftigen Bergsteiger, ein großes Bankett. In ihrer verschliffenen Berglertracht sitzen die beiden Münchener Studenten inmitten der feierlichen Smokings. Ihrer frohen Laune tut die ungewohnte Umgebung keinen Abbruch. Reden werden gehalten, Lieder erklingen und immer wieder suchen exaltierte Gäste auf Post- und Menükarten die Unterschrift der beiden glückstrahlenden Helden zu erhalten.

Vertreter der schweizerischen, österreichischen, englischen, französischen und holländischen Alpenclubs, der Walliser Bergführerschaft unter ihrem begeisterten Obmann Gentinetta und der internationalen Presse feiern die endgültige Eroberung des berühmten Berges, feiern die kühne Tat deutscher Jugend und der holländische Alpinist Dr. van Deelen schließt seine feurige Rede mit den Worten: „Ein Volk, das solche Söhne hat, kann nicht untergehen!“

Diese Worte aufgreifend schrieb später der bekannteste der italienischen Alpinisten Domenico Rudatis in la Gazette dello Sport: „Ein Volk, welches Söhne hat mit einem derart unbezähmbaren Willen, mit solch eisernen Nerven und solch unerschöpflicher Energie, Söhne, gehärtet durch den sportlichen Kampf in den Alpen und von einem heldenhaften Ideal beseelt, ist



Zuni†

Nach dem Sieg beim Abstieg vom Matterhorn

Stanz



Vor der Hörnli-Hütte mit den Klubkameraden
(Aufgenommen unmittelbar nach Rückkehr der Brüder vom Matterhorn)



Dr. H. Seiler mit den Brüdern Schmid

wahrhaftig ein Volk, das nicht untergehen kann! Denn in der Vereinigung von Körperkraft und Heldengeist liegt die innere Stärke einer Rasse.

Der Alpinismus von heute hat einen Fortschritt gemacht, der sowohl technisch, wie geistig stark ausgeprägt ist. Der erneuernde und aufbauende Geist der neuen Zeit stützt sich auf den klassischen Geist. So groß ist die heroische Begeisterung der tätigen Jugend, daß sie nicht einmal von der vergangenen Generation verstanden wird. Der Einstellung des klassischen Alpinismus, welcher in die Formel des berühmten Pioniers Ludwig Purtscheller gefaßt werden kann: „Im Gebirge gibt es nicht nur Dinge, die man nicht tun kann, sondern auch Dinge, die man nicht tun darf“ stellt der moderne Alpinismus die Einheit der körperlichen Kräfte, Heldensinn, Wagemut und Glauben entgegen, als Symbole des bewunderungswürdigen Könnens. Der Weg, von den Brüdern Schmid über die schreckliche Matterhorn-Nordwand gebahnt, ist eines dieser bezeichnenden Symbole.

Letzten Endes hat der moderne Alpinismus den seelischen Inhalt des klassischen nicht verloren, sondern ihn erhoben, indem er sich selbst in eine geistig höhere Sphäre erhob. Das Sterben jener pathetisch-heroischen Form ist, in einem gewissen Sinn, ein Sterben der Oberflächlichkeit zugunsten der Verinnerlichung, des Teils für das Ganze, der äußeren Erscheinung für das Wesen.

So sind heute die sportfeindlichen Proteste, die Kritiken einiger Vertreter der älteren Generation gegenüber dem modernen Alpinismus, gegenüber der unberührten Einheit der sportlichen und moralischen Kräfte nichts anderes als der Ausdruck blinden Vorurteils des Alters, welches der Jugend weichen muß.“

Nun beginnen frohe, unbeschwerte Tage der Erholung für die beiden Brüder. Fast wäre Zermatt das Capua für sie geworden. Als Dr. Seilers Gäste werden sie zur Sehenswürdigkeit für alle Fremden und können sich kaum auf der Straße zeigen, ohne gleich von neugierigen und begeisterter Damen umringt zu sein. Rührend ist die neidlose Bewunderung, die ihnen von der Zermatter Führerschaft entgegengebracht wird. Ein Abend bei Perren gibt Gelegenheit, diese Tatsache zu erproben. Hier hält Toni uns und zahlreichen Führern von Namen und Ansehen zum erstenmal einen zusammenhängenden Vortrag über die große Tur. Begeistert klatschen die Führer Beifall. Perren überreicht den beiden zwei prächtige Zermatter Eispickel neuester Konstruktion und der schwarzbärtige Lehner, bekannt nicht nur als Bergsteiger, sondern auch aus manchem Zentralfilm, bringt zu Ehren der Gäste ein selbstverfaßtes „Nordwandlied“ zum Vortrag. Der Jubel kennt keine Grenzen und hallt bis weit über Mitternacht.

Aber trotz währendender Auszeichnung und Ehrung seitens der Bevölkerung

und der Touristenkreise verschatten sich die Augen der beiden Brüder mehr und mehr. Sie haben genug von Ruhe und sattem Genießen. Immer wieder schweift ihr Blick zur Höhe. Sie sind nicht die Männer, ihre Tage tatenlos zu verbringen. Und eines Morgens sind sie verschwunden mit Sack und Pack. Neuen hohen Zielen entgegen, die sie hinaufführen, weg vom flachen Treiben des Alltags, empor zu den lichten Höhen einer schöneren — ihrer Welt!

Wie die Nordwand fiel

Erste Durchkletterung am 31. Juli und 1. August 1931

Von Toni Schmid † München

Am 14. Juli 1865 nennt die Geschichte des Alpinismus zum erstenmal den Namen dieser Wand. An diesem Tage taten anlässlich der ersten Begehung des Berges vier treue Gefährten Whymper über sie den Todessturz.

Jahrzehnte vergingen. Alle Grate und Wände des Matterhorns wurden erstürmt. Nur jene zu trauriger Berühmtheit gelangte Nordseite des stolzen Berges blieb unbezungen, obwohl auch dort zahlreiche Versuche von erstklassigen Bergsteigern unternommen wurden. Aber alle Bewerber ließen sich durch die unüberwindlichen Schwierigkeiten oder den schrecklichen Steinfall abweisen.

Im Winter 1928 stand ich zum ersten Male vor dem Matterhorn, sah zum erstenmal jene furchtbare Nordwand, deren Geheimnis mich lockte. Selbst meine kühnsten Erwartungen wurden übertroffen bei ihrem Anblick und all meine Sehnsucht und mein stilles Verben um ihre Jungfräulichkeit gingen unter im Donner der Stein- und Gislawinen, die Tag und Nacht jene düstere Flanke bestrichen. Aber der Wunsch nach Lösung dieses letzten größten Problems der Alpen ließ sich nicht aus meinem Herzen verdrängen. Jahrelang woben meine Gedanken um das heißersehnte Ziel und endlich — im Sommer 1931 sollte meine Sehnsucht gestillt, ein Bergsteigertraum Wahrheit werden!

Mit einem Fahrtenzuschuß unserer Sektion, mit Fahrrad und Zelt und mit dem Hauptziel Zermatt verließen wir am 21. Juli zu viert die Heimat: Hans Ertl, Friedl Brandt, mein Bruder Franz und meine Wenigkeit; alle vom Alpenkränzchen Berggeist, München.

Gerade noch vor Torfschluß durch die bekannte 100 Mark-Grenzsperre erreichen wir mit der Bahn Korschach. Dann besteigen wir unsere hochbeladenen Stahlrösser. Unermüdlich radeln wir bis in die späte Nacht hinein, nur erfüllt von dem Wunsch, möglichst bald ans heißersehnte Ziel zu kommen. Mühsam und schwitzend schieben wir unsere treuen Räder endlose Paßstraßen empor, um auf der anderen Seite jauchzend im mörderischen Tempo hinunterzufegen. Massenstürze, Hautabschürfungen, gebrochene Pedale — nichts hemmt unser frohes Jugendgestüm. Nachts schlafen wir im Zelt, baden in mondbeglänzten Seen und führen so ein lustiges, ungebundenes Räuberleben. Bald näßt uns der Regen, bald dörrt uns die Sonne, bis nach

fünf Tagen endlich, endlich das Nikolaital auf steilem schlechtem Pfad durchwandert ist und wir aufatmend, von der Bevölkerung ob unseres malerischen Banditenaufzuges bestaunt, die Räder im Schuppen eines uns bekannten Zermatter Bergführers zu langer Rast einstellen dürfen. Dann stürmen wir hinaus ins Freie.

Eng kuscheln sich die lieblichen braunen Holzhäuschen an die riesigen Hotelbauten. Darüber grüne Matten und herrliche Arvenwälder, die im wirkungsvollen Gegensatz stehen zu den leuchtenden Firndomen und der alles überragenden Felsäule des Matterhorns.

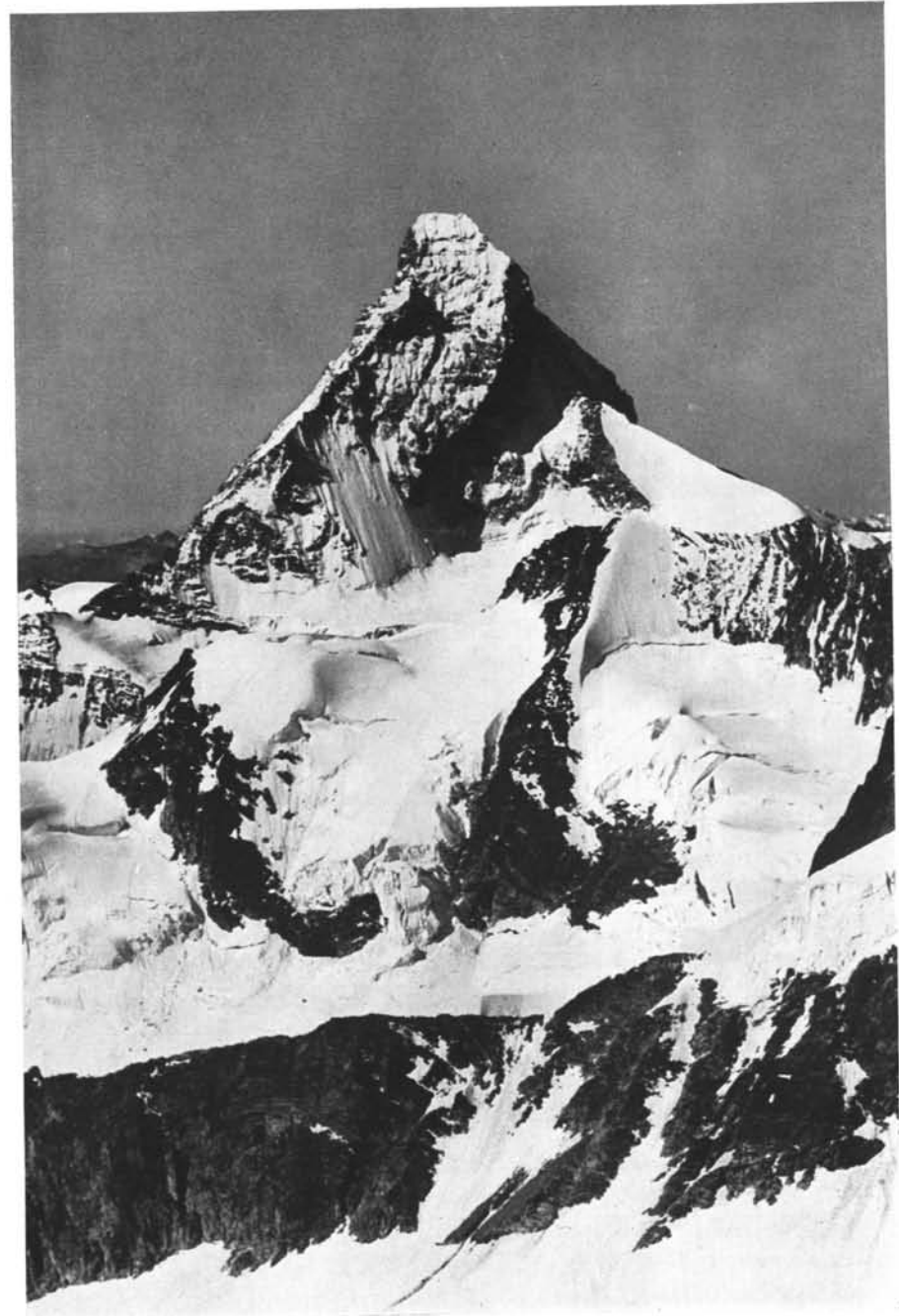
Wuchtig hebt sich der Riesenbau in den Abendhimmel, seine eisgepanzerten Flanken erglühen im Lichte der sinkenden Sonne. — Und dort rechts: Die Nordwand! Diese unheimliche Wandflucht, um derentwillen wir hierhergefahren; die bis zur Gegenwart jedem Versuch ihrer Durchsteigung widersteht. 1200 m hoch wächst sie aus dem Matterhorngletscher. Immer wieder donnern dort brüllende Steinsalven herunter und graben tiefe Rinnen in das steile Eisfeld, das gierig die steilen Felsen hinaufleckt.

Gebannt starren wir hinauf. Das Auge sucht Vorsprünge und Risse und im Geiste den Weg zum Gipfel. Es gibt nur eine Möglichkeit: Das ist jene riesige, seichte Verschneidung, die das mittlere Drittel der Wand steil nach rechts aufwärts durchzieht. Gleich einem Trichter sammeln sich in ihr die tobenden Steinschläge. Durch diese Hölle von Stein und Eis aber muß hindurch, wer sich durch die Riesenwand zum Gipfel kämpfen will.

Den ganzen folgenden Tag (28. Juli), an dem wir Ausrüstung und Proviant zur Staffalp emporzuschleppen, können wir unsern Blick nicht von der Flanke trennen. Als es Abend wird, schlagen wir gleich bei Staffalp unser Zelt auf. Während der Nacht trommelt der Regen auf unsere Behausung. Am andern Morgen: alles weiß. Über uns erstrahlt in blendendem Neuschneeleid der Berg der Berge. Abschreckend unnahbar steht die Nordwand vor uns. Riesige Eiskaskaden ergießen sich über die steilen Felspartien. Lange, wirbelnde Schneefahnen tanzen um die Grate.

Am Nachmittag packen wir Zelt und Rucksack und steigen empor zum Fuß der Wand. Knapp unter dem wild zerrissenen Matterhorngletscher schlagen wir auf spärlichem Gras erneut unser Lager auf. Und während wir unser Abendbrot verzehren, müssen wir immer wieder hinaufschauen, wo die untergehende Sonne das Matterhorn in herrlichem Glühen aufleuchten läßt. Dann treibt uns die eisige Kälte in Zelt und Schlafsack.

Früh am Tage lockt uns warme Morgensonne ins Freie. Um 10 Uhr steigen wir hinauf gegen den Matterhorngletscher, durch den wir heute einen günstigen Weg zum Einstieg der Wand finden wollen. Durch ein



Eisn Berg



OTTO
BRANDHÜBER
1932

Matterhorn — Nordwand

1 Einstieg 2 Wandeinkerbung 3 Freilager 4 Schneeband 5 Gipfel

Gewirr von Eistürmen, die einsturzbereit über unseren Köpfen lauern, und klaffenden Spalten bahnen wir uns den Weg zum obersten flachen Gletscherboden. Fünffmal weisen uns die breiten, tiefen Klüfte ab, bis wir endlich ganz rechts nach langem, schwierigem Manöver einen Durchgang finden. Dicht vor uns wächst die Wand hinauf ins Unermessliche. In kurzen Abständen brausen die lockeren Neuschneemassen, Steine und Eisstücke mit sich reißend, darüber herab.

Lange Zeit stehen wir da und können uns nicht satt sehen. Doch unsere Neugierde ist noch nicht befriedigt. Durch den tiefen Schnee stampfen wir hinauf zum Lawinenkegel und über ihn zum weitklaffenden Bergschrund. Weit hängt über uns der obere Rand der Kluft hinaus, behängt mit riesigen Eiszapfen. — In der Kluft queren wir nach Osten. Nach 50 Metern haben wir gefunden, was wir suchten. Der Schrund macht hier einen Knick nach abwärts und ermöglicht uns ihn zu überschreiten. Der Weg zur Wand ist frei! Es ist ein schauriger Blick hinaus in die steile Flanke und doch schlägt unser Herz höher in freudigem Verlangen.

Die vorgerückte Stunde mahnt uns bald an Umkehr. Um 5 Uhr abends haben wir unser Lager wieder erreicht. Schwer fällt der Entschluß, noch einen Tag zu warten, wegen der schlechten Verhältnisse. — So hungern wir denn bei schönstem Wetter am folgenden Tag im Gras herum: Kochen und flicken und schauen der mächtigen Wolkenfahne am Gipfel des Matterhorns zu, die rastlos ihre Form verändert. Im Laufe des Nachmittags werden dann die Vorbereitungen für den morgigen Tag getroffen, unsere beiden 40 m-Seile, 15 Eis- und Mauerhaken, sowie Karabiner und Steigeisen zurechtgelegt, etwas Proviant, bestehend aus Brot, Speck, Dörrobst und einigen Tafeln Schokolade, in den Rucksack gepackt.

Der Abend senkt sich auf Berg und Tal. Hinter feinem Wolkenschleier versinkt die Sonne. Wie eine flammende Riesenfackel ragt das Matterhorn in den Abendhimmel, in urgewaltiger Größe. Doch rasch verblaßt dieses herrliche Naturschauspiel, die Nacht macht ihre Rechte geltend. Noch einmal schauen wir hinauf zum jetzt finster drohenden Obelisken, dann schlüpfen wir in unser Zelt. Doch der Schlaf will nicht recht über uns kommen. Fieberhaft arbeiten die Gedanken: Was wird morgen um diese Zeit sein? Wo werden wir morgen schlafen? Wohl kaum hier unten im schützenden Zelt. Doch vor einem Biwack hängt uns nicht, haben wir doch schon des öfteren an steiler Wand genächtigt. — Wenn nur das Wetter hält! Ein dumpfes Dröhnen aus dem nahen Eisbruch mahnt uns an die Laue der Nacht. Ein schlechtes Zeichen!

Eine halbe Stunde vor Mitternacht rasselt der Wecker. Völlig munter

kriechen wir hinaus in eine warme Föhnstimmung. Fast Tageshelle verbreitet die volle Scheibe des Mondes. Doch unser Zelt liegt im Schatten des Matterhorns, der schwer über dem Zmuttale lagert. Finster drohend steht der Berg über uns. Kein Mondstrahl erhellt seine düstere Flanke. Am Sternenhimmel schwimmen dunkle Wolkenstreifen nach Osten. —

Der Primuskocher wärmt die am Abend gekochte Schokolade auf. Ein kurzes Frühstück. Ins Zelt legen wir für alle Fälle einen Zettel mit unserem Ziel und heutigem Datum. Den Schlafsack aus Gummibatist packen wir noch in den Rucksack. Er soll uns gute Dienste leisten in eisiger Bewacht.

Am 31. Juli kurz nach 12 Uhr verlassen wir unser Lager. Nachdenklich folgen wir einem kleinen Steiglein zur Hörnlühütte. Leise klinkt das Eisenzug an meiner Seite. Die Gedanken sind schon hoch oben in der Wand in Fels und Eis. Um 2 Uhr gibt die Hörnlühütte den Schall unserer Schritte zurück. Aus ihren Fenstern dringt Kerzenschein. Leise öffnen wir die Lüre zum Hüttenraum, wo eben der Wirt Feuer macht. Ihm teilen wir unser Vorhaben mit.

Bald darauf betreten wir den Matterhornletscher. Wir ziehen die Steigeisen an und legen ein Seil an. Im finsternen Bruch zünden wir unsere Kerzenlaterne an, die die nächste Umgebung in magisches Licht taucht. Überall klickt und knackt es: der Föhn tut seine Arbeit. Leise hangend eilen wir unter tropfenden Geräts durch oder balancieren auf schmaler Schneide über schwarzgährende Spalten. Froh atmen wir auf, als wir endlich das Gewirr hinter uns haben. Heftige Windstöße fegen über den Gletscherboden und löschen im Nu unser flackerndes Kerzlein.

Aber uns häumt sich in furchtbarer Steilheit das ungefähr 300 Meter hohe Eisfeld auf, das den Durchstieg im unteren Teil der Wand vermitteln soll und sich hoch oben in fast senkrechten Fels verliert. — Rasch sind wir am Lawinenkegel, über den wir den Bergschrund erreichen. Nun sitzen wir wieder im Schutze der weitüberhängenden Klust. Unheimlich still ist's. Nur das Tropfen der Eiszapfen und dazwischen das surrende Geräusch eines, über das weit hervorspringende Dach schwirrenden Steines unterbrechen die tiefe Stille. Bei Kerzenschein verbinden wir uns mit den beiden Seilen und verteilen Haken und Karabiner. Kurz vor 4 Uhr wird es Tag. In unheimlicher Schärfe ragen die Umrisse der Gipfelrunde in den fahlen Himmel.

Der gedankenschwere Marsch der vergangenen Stunden hat einer wilden Kampfesfreude Platz gemacht. Ich kann es kaum mehr erwarten, bis alles in Ordnung ist. Endlich ist es so weit. Nochmals überprüfe ich Seil und Steigeisen, ein Blick auf meinen Bruder, dann überschreite ich vorsichtig den Bergschrund. Schräg links aufwärts taste ich mich in die gut 50° geneigte Eiswand

hinaus. Das Ringen, der Kampf mit dem Berg beginnt! Tiefe Steinschlagrinnen muß ich überqueren, ein Zeichen der verheerenden Gewalt des Berges. Knirschend greifen meine Steigeisen ins Eis. Die Knöchel der Füße sind weit nach außen gedreht; doch wenn sie auch schmerzen, wir müssen ohne Stufen durchkommen, um Zeit und Kraft zu sparen.

„Seil aus!“ ruft Franz.

Wuchtig bohrt die Faust die Haut des Pickels ins spröde Element. Einen langen Eishaken treibe ich ein, um einen Ruhe- und Sicherungspunkt für mich und meinen Bruder zu bekommen.

„Nachkommen!“

Dann stehen wir beide in der steilen Wand, nur den Zacken unserer Steigeisen vertrauend. Haltlos gleitet der Blick hinunter in die Klüfte des Gletschers, in denen noch die Schatten der Nacht nisten.

In großen Säzen rasen heulend Felsstücke an uns vorbei, über uns hinweg. Wenn wir nur erst die Eiswand überwunden haben, in der wir völlig schutzlos sind. Ein wahrer Wettlauf um unser Leben beginnt. Seillänge für Seillänge geht es hinauf. Das Eis wird immer dünner und bald treten plattige Felsrippen heraus. Als passionierter Kletterer lasse ich mich verleiten, sie zu benutzen. Doch es sollte mich bitter reuen.

Bald habe ich mich in die granitene Platte verbissen. Vergebens tastet die Hand nach Griffen. Mit heiserem Geräusch schürfen die Steigeisenzacken am Fels. Und nirgends ein Riß, der einen Mauerhaken aufgenommen hätte!

Zurück?! Jetzt schon? — Mein Blick irrt hinaus zum Schweizer Grat. Kleine Menschlein schicken uns helle Fuchser herüber. Da packt mich kühner Ehrgeiz. Eng schmiege ich mich an die Wand. Ein Stützen, Kraxen, Klimmen. Ich hab's. Ein schmaler Tritt, der kaum genügt, um den Körper im Gleichgewicht zu halten, muß als Stand genügen.

Immer weiter geht's. Zum größten Teil sind die Felsen vereist. Dann muß der Pickel Tritte und Griffe erst säubern. Jede Sicherungsmöglichkeit ist ausgeschaltet und im Falle eines Sturzes ist unser beider Schicksal besiegelt. Jeder muß, auf den Bruder vertrauend wie auf sich selbst, Halt und Weiterweg suchen — mit Geschick und List und — Glück.

Im Osten ist einstweilen glühend rot der Sonnenball in die Höhe gestiegen. Rechts oben beginnt bereits die riesige Wandeinkerbung, die hoch, hoch droben in der plattigen, 500 Meter hohen Gipfelwand endigt. Aber die Querung hinüber zu ihr sieht fürchterlich aus: Eine äußerst steile Plattenmulde, auf der eine ungefähr 10 cm dicke Eisschicht liegt. Sie ist durch eine in der Mitte hervortretende Rippe in zwei Teile geschieden.

Kerbe um Kerbe rißt mein Pickel nach rechts aufwärts. Auch für die Hände

müssen kleine Griffe gemeißelt werden. Außerste Vorsicht verlangt die Glafur, aus der runde Schollen herauspringen, den plattigen Fels bloßlegend. Alles in mir ist zum Zerreißen gespannt. Endlich habe ich die Felsrippe erreicht. Eine Seillänge arbeite ich mich auf ihr noch empor, dann löst mich mein Bruder in der aufreibenden Tätigkeit ab. Nach 60 Metern stehen wir kurz unter dem Beginn der seichten Riesenverschneidung. Eine senkrechte Felsstufe verwehrt uns den Zugang zu ihr. Rechts an der Kante erklettern wir das Bollwerk und erreichen ein kleines Felsköpfel, das einzige Ruheplätzchen in der ungeheuren Wand.

Eng zusammengekauert sitzen wir beisammen. Wie herrlich, daß wir für kurze Zeit der Wand den Rücken kehren können. Und hinaus schauen auf Gletscher und grüne Matten.

„Dort, Franz, unser Zelt!“ — Ein winziges Pünktchen; doch wir haben Freude daran.

Dann wieder gleitet der Blick den Weg hinunter, den wir gekommen. Stolz bewundern wir die Perlenschnur unserer Stufenleiter über den Quergang, der vor uns noch keinem gelungen. Auch unser Vorgänger mußte zurück und hinaus zum Schweizer Grat. Wir haben den Schlüssel zur Wand gefunden.

Eine Tafel Schokolade wird verzehrt, dann treibt es uns wieder weiter, denn ins Unermeßliche steigt über uns die Mauer noch.

Langsam aber stetig arbeite ich mich die Einkerbung hinauf. Seils benütze ich dazu den schmalen Eisstreifen, teils die Felsen rechts davon. Eng schmiegt sich der Körper an die glatten Platten, die Hände liegen auf flachen Wülsten. Dann wüftet der Pickel wieder im harten Wassereis.

Einmal verleiten mich gangbare Felsen links der Rampe zum Weitergehen. Die anfangs gutgriffige Wand hat mich bald in abschüssige senkrechte Platten verführt. Ein ganz gefährlicher Seilquergang bringt uns nach stundenlanger Arbeit wieder zurück zur Verschneidung.

Dann wieder weiter. Ein verbissenes Ringen hat eingesetzt. Meter um Meter, äußerst langsam. Aus den durchgekletterten und aufgeweichten Fingern dringt das Blut. Doch nur vorwärts, es gibt kein Zurück mehr. Hinauf zum Gipfel, hinaus aus der grausigen Wand!

Sehr tief schon steht die Sonne, da haben wir das Eisband endlich, endlich überwunden. Schwerste Arbeit verlangt noch eine senkrechte, vereiste Stelle. Dann stehen wir am Beginn der plattigen Gipfelwand.

Nach links ziehen zur Schulter des Schweizer Grates vom Steinsfall blankgefegte Eisrinnen empor. Dort oben am Grat sehen wir noch die letzten Führerpartien im Abstieg. Freudig rufen wir zu ihnen hinaus. Wenn wir



Matterhorn vom Bivak an der Dent d'Hérens

sie auch still beneiden, daß sie ihr Ziel schon erreicht haben und absteigen zur schützenden Hütte. Wo werden wir die Nacht verbringen?

Quälender Durst peinigt uns und lähmend spürt der Körper die übermäßige Anstrengung des rastlosen Kletterns. Da stürme ich wieder weiter, nicht achtend der kältestarren Finger und der Müdigkeit. Nur hinauf, hinauf . . .

Felsrippen und Eistrinnen wechseln ab. Immer die bessere Möglichkeit benützend, kommen wir vorwärts. Unendlich langsam. Die Seile sind zu steifen, eisüberzogenen Lauen geworden, es ist fast unmöglich sie zu handhaben. Verbissen raufen wir uns höher, im zähen Kampf. Die Zeit verrinnt wie im Fluge und die Vorboten der Nacht nisten sich bereits in Schluchten und Tälern ein und schleichen immer höher. Was die quälenden Gedanken nicht glauben wollten, ist nun zur Gewißheit geworden: Wir müssen die Nacht in der Wand verbringen. Fieberhaft sucht das Auge nach einem Ruheplatz. Doch nirgends ein auch noch so kleiner Vorsprung.

Keuchend vor letzter Aufregung arbeiten wir uns in plattigen Verschneidungen noch einige Seillängen empor, da entdecken wir endlich wenig links von uns einen winzigen, verschneiten Felsvorsprung.

Ein kleiner Zwischenfall hätte fast noch unser Schicksal besiegelt: Franz steht 3 Meter über mir und hat schlechten Stand. Ich bleibe einstweilen auf einem ganz annehmbar aussehenden Tritte. Franz geht weiter. — Plötzlich ein Krach — mein Stand bricht unter mir weg und der riesige Block stürzt tosend und berstend in die Tiefe. Im Fallen erhasche ich gerade noch einen flachen Wulst, blitzschnell packen die Hände zu — und ich hänge gottlob frei an der Wand, bis mir mein Bruder aus der bösen Lage heraushelfen kann.

Noch einige Meter gerade hinauf, dann ein Quergang nach links, der uns nur in der Not der Verzweiflung gelingt und wir erreichen das kleine Gesims. Kaum quadratmetergroß ist dieses winzige abschüssige Plätzchen.

$\frac{1}{2}$ 9 Uhr abends ist es. Unser Höhenmesser zeigt 4150 m. Im letzten Dämmererschein reinigen wir unser Postament von Schnee und Eis und schlagen einige Haken, an die wir uns ganz kurz binden. Mit kalten Fingern lösen wir die gefrorenen Steigeisengurten und befestigen Pickel und Steigeisen an einem der Haken. Dann stülpen wir unseren Schlaffack über uns und liegen bald mit verrenkten Gliedmaßen beisammen. Vorsichtig entnehmen wir dem Rucksack den kärglichen Proviantvorrat. Der größte Hunger wird gestillt, für mehr reicht es nicht, und während uns die ersten Kälteschauer rütteln, starren wir hinaus in die dunkle Nacht. Über uns ein funkelnder, blizzender Sternenhimmel, das riesige Weltall. Eisige Windstöße fegen um uns, die dünne Gummihülle aufpludernd. Zitternd schmiegen wir uns in unsern nassen Kleidern zusammen.

2500 m tiefer leuchten die Lichter von Zermatt und erinnern uns an warme Räume und Bequemlichkeit. Doch unsere Gedanken und Wünsche sind oben beim sternumstrahlten Gipfel.

Wir hoffen, daß wir nun das Schwerste hinter uns haben und morgen in wenigen Stunden unser heißumkämpftes Ziel erreichen würden. Wir träumen dann von herrlicher Gipfelftunde im warmen Sonnenschein und vergessen darüber die schlotternden Glieder. Doch langsam nur, unendlich langsam verrinnen die frostigen Bivakstunden. Jede Minute wird zur Stunde.

Zehn lange und bange Stunden müssen wir ausharren in unbequemster Lage, bis wir endlich um 7 Uhr morgens aufbrechen können — zu neuem Kampf, zum letzten Ansturm.

Die starke Vereisung zwingt uns wieder zum Anlegen unserer Steigeisen. Mit kältestarren Fingern packe ich dann das letzte unheimliche Aufbäumen der Riesenwand an. Unsere Hoffnung, nun leichtere Felsen zu finden, wird bald zunichte.

Zwei Seillängen arbeite ich mich mühsam auf einer Rippe empor, um dann meinem Bruder den Vortritt zu lassen. 10 Meter kommt er weiter, dann versperren neuerdings glattaufstrebende, vereiste Platten den Weiterweg. Nirgends ein Riß, um einen Haken einzutreiben, der einigermaßen Sicherheit gewähren würde. Verbissen tastet sich Franz einen Meter noch höher, mit hastigen Pickelschlägen sucht er das Gestein von der Glasur zu befreien. Doch vergebens! Dem unmöglichen Fels ist nicht beizukommen. Mit letzter Kraft erreicht er seinen kleinen Stand wieder. Fast sinkt ihm der Mut.

Es gibt nur eine Möglichkeit — dort rechts, die Wand hinauslaufend, liegt auf steilem, rotgelbem Fels eine leicht angefrorene Schneeschicht. Sie ist unsere letzte Hoffnung.

Außerst gewagt ist die Querung über dieses unsichere Schneeband — wir setzen alles aufs Spiel — und es gelingt. 4 Stunden haben uns diese 60 Meter gekostet. Im aufreibenden Kampf haben wir nicht den raschen Witterungsumschlag, der sich vollzogen, gewahrt. Längst sind wir in dichtem Nebel. Heulend jagt uns der Sturm die schmerzlich stechenden Eiskristalle ins Gesicht. In der Ferne Donnerrollen — Hochgewitter! — Doch uns ist alles gleich. Stumpfsinnig steigen wir in einer steilen Rinne höher. Die Hände bohren sich gefühllos durch die dünne Harschbede in rieselnden Pulverschnee. Endlos sind die steilen Schneerinnen, unterbrochen durch plattige, tief verschneite Wandstellen. Die Wand nimmt kein Ende. —

Der Himmel hat seine Schleusen geöffnet. Ganze Hagelschauer peitscht uns der Sturm entgegen. Mit dumpfem Knall zischen die Feuergerben um uns. Unsere Pickel summen eine unheimliche Melodie.

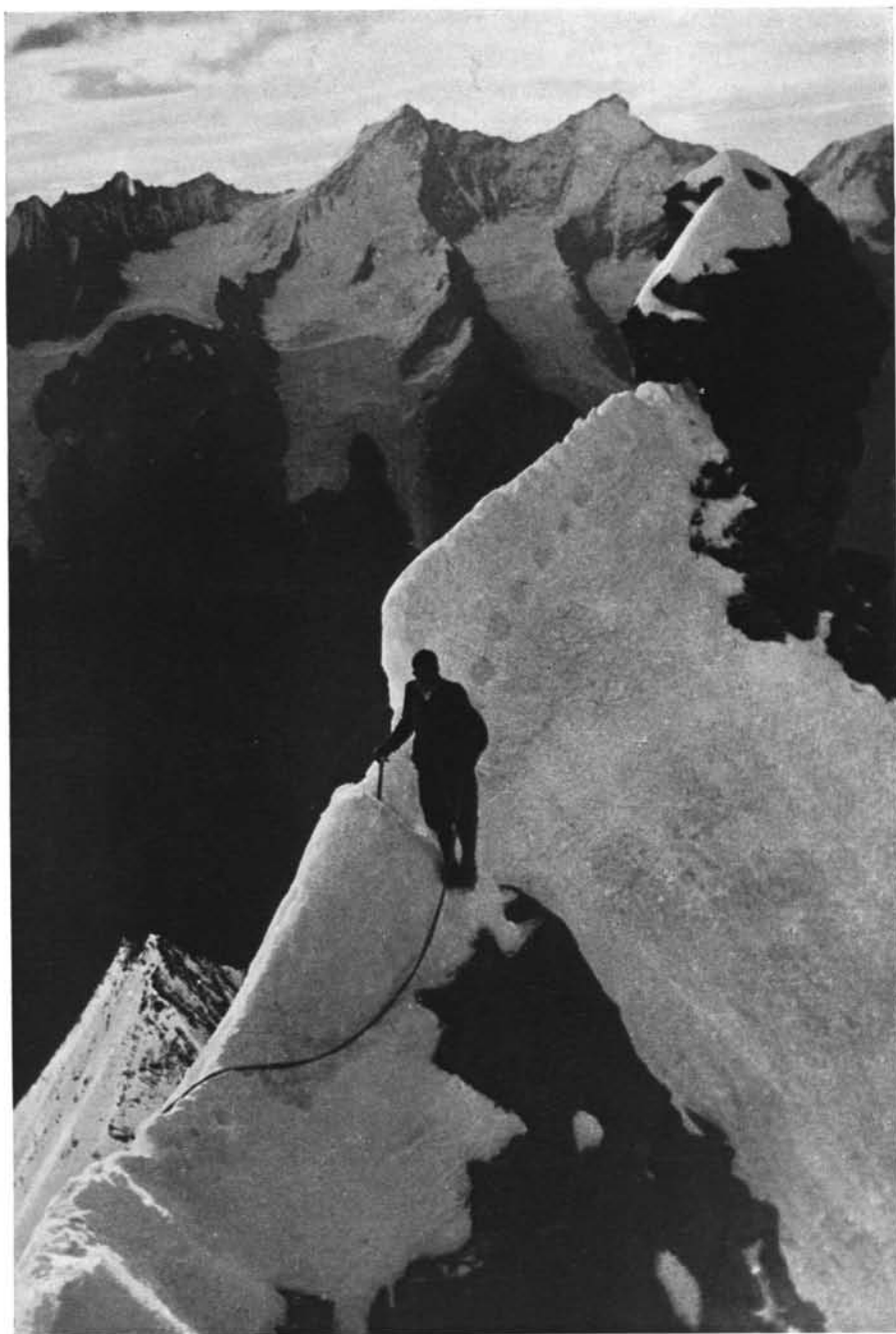


Der Fuß der Nordwand mit den Spuren



Matterhorn im Schneesturm

(Aufgenommen am 2. Tag der Nordwand-Ersteigung, 1. August 1931)



Toni am Weighorn-Ostgrat

Doch nach dem bisher Überstandenen gibt es für uns kein Hindernis, nichts kann unser Vordringen aufhalten . . .

Am 1. August, nachmittags 2 Uhr, stehen wir bei Blitz und Donner auf dem vom Schneesturm umbrausten Gipfel des Matterhorns, einige Meter links vom italienischen Signal. Die Nordwand ist unser. Was schert uns jetzt das Toben der Elemente. Nahe dem großen eisernen Kreuz suchen wir unter einem kleinen Überhang Schutz. Unter unserer Gummibatisthülle finden sich unsere zerkämpften Hände zu wortlosem Druck. Stumm kreuzen sich unsere Blicke. — Der knurrende Magen wird mit einer Tafel Schokolade etwas besänftigt. Fast können wir nicht glauben, daß wir doch noch der grausigen Wand entronnen sind, die uns nahezu übermenschliche Schwierigkeiten in den Weg gestellt hat. Und die Natur brüllt ein eindrucksvolles Finale dazu.

Raum hat das Unwetter seinen Höhepunkt überschritten, so verlassen wir unser dürftiges Obdach und machen uns an den Abstieg. Wenn auch der Schnee Tritt und Griff begraben hat, wenn auch der Sturm uns hinauszu-schleudern droht, langsam kommen wir tiefer. Wie ein eisiger Panzer hängt uns die Kleidung am Körper.

Kälte und Nässe zermürben die Kräfte immer mehr. Nur die Gewißheit, daß die Solvayhütte, das kleine Schutzhüttlein am Schweizer Grat nicht mehr weit sein kann, läßt uns immer weiterkämpfen.

Abends $1\frac{1}{2}$ Uhr haben wir endlich ihr schützendes Dach erreicht. Auf-atmend verschließen wir die Tür hinter uns. Und draußen lärmt und tobt es weiter, unwillig rüttelt der Sturm an Tür und Fensterläden.

Bald ist der letzte Proviant verzehrt; dann singt uns die Windsbraut in einen todähnlichen Schlaf.

Unvermindert heult der Sturm, als wir am 2. August, mittags 12 Uhr, erwachen. Berge von Schnee türmen sich draußen. Uralte Brotreste müssen den Bärenhunger etwas stillen, dann schlafen wir wieder weiter.

Am 3. August heller Sonnenschein. Bald ist die Hütte in Ordnung gebracht und um 7 Uhr verlassen wir unser Heim, das uns Schutz gewährte während zweier stürmischer Nächte. Mühsam erkämpfen wir uns den Abstieg in knietiefem Neuschnee. Da wir den Weg nicht kennen, halten wir uns möglichst am Grat. —

Wenige Stunden später ziehen wir in das jubelnde Zermatt ein. Mit ungeheurer Begeisterung empfängt uns die gesamte Bevölkerung.

Erreicht ist das Ziel, das noch vor wenigen Tagen so ferne schien. Mut, der Wille zu siegen und viel, viel Glück, das waren die Bundesgenossen bei unserer Fahrt.

Der Berg der Berge ist seines letzten Geheimnisses beraubt. Immer aber steht er da in urgewaltiger Größe, als ewiges Symbol von Mut und Kraft und zugleich als Markstein des Alpinismus.*)

*) Abdruck (überarbeitet) aus *B. des D. u. O. A. B.* 1932, 137.

Dent d'Hérens-Nordwand

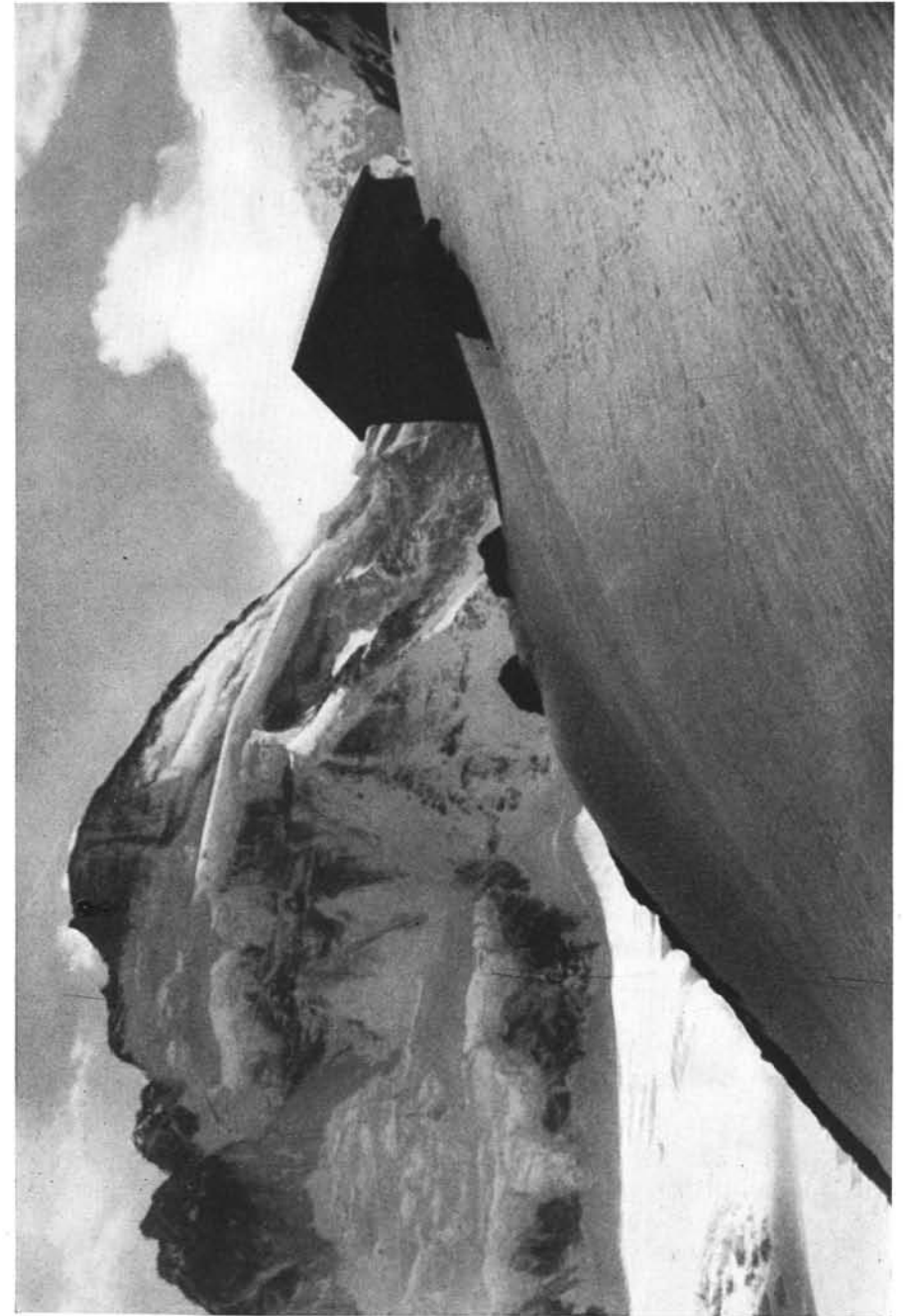
Von Friedl Brandt, München

Der Sommer des Jahres 1931 rückte näher und näher. Urlaubsgedanken tauchten auf, und beherrschten bald mein alltägliches Tun. Schwieriger als in den Jahren vorher gestaltete sich heuer die Suche nach etwas „Brauchbarem“. Geldknappheit und wirtschaftliche Krise, zwei immer stärker spürbar werdende Faktoren, standen in schlechtem Einklang mit alpinem Auftrieb. Der chronische Schrumpfungszustand des Geldbeutels machte den „Mangel an Überfluß“ immer drückender fühlbar; der bereits früh im Jahr optimistisch angelegte Urlaubs-Haushalt erwies sich bei vorgerückter Zeit als Fehlkalkulation und ließ bergsteigerische Ziele immer entfernter erscheinen. Fast schien es, als sollten alle Wünsche im Keime erstickt. Wir lebten in der Zeit der Notverordnungen. Hundert Mark in bar oder gesperrte Grenze, flüsterte man in eingeweihten Kreisen. Das hieß: Dolomiten und Schweiz ade! Doch halt, zwei Tage vor Inkrafttreten dieser Bestimmungen kam Hans Ertl, mein Klubkamerad. „Gehst mit?“, ist sein Gruß, „Franz und Toni Schmid, Du und ich, mit Fahrrad und Zelt!“ sind die weiteren erklärenden Worte. Auf gings! —

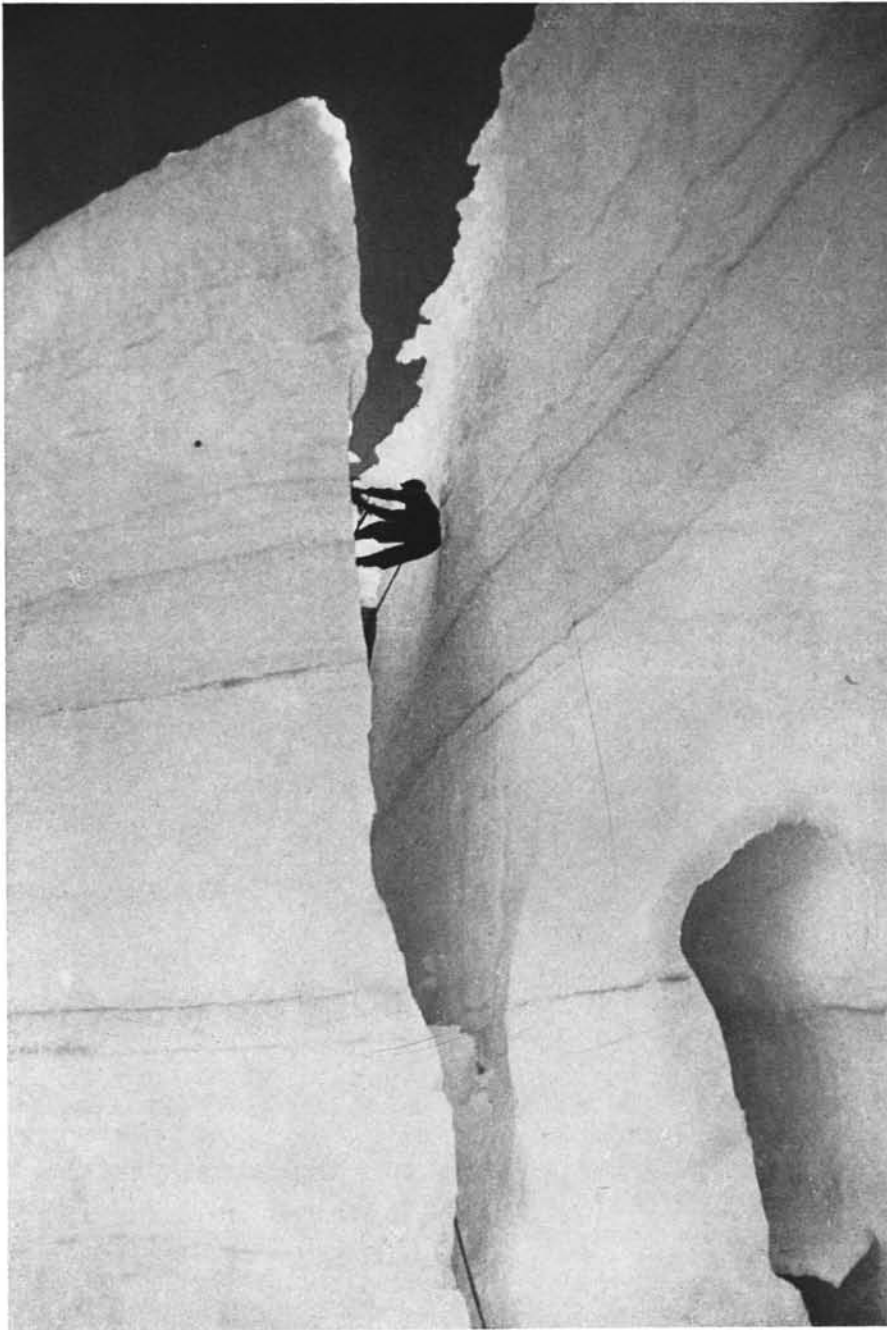
Wenige Stunden „vor Torschluß“ stehen wir auf schweizer Boden. Nacht ist's. Nach einigen Kilometern findet sich am Ufer eines Baches der geeignete Platz für ein Biwak. Verschmutzt liegen die Räder in der vom Regen noch dampfenden Wiese. Im Kreise hocken wir vor den Zelten, freuen uns unseres Hierseins und der kommenden Tage. Laut steigt ein Lied in die Nacht, voll von Lebensfreude und Tatendrang. Tonis Stimme überbötet alle anderen, doch auch die unseren sind mehr lautstark als Klangrein, und spät erst kriechen wir in den Schlaffack.

Verhältnismäßig lange dauert es am anderen Morgen, bis all der „alpine Kriegsschmutz“ wieder auf dem Fahrrad verstaut ist. Vollbepackt steht es schon da, aber immer noch liegt Zeug herum, das auch noch irgendwo angehängt werden will.

So dringen wir mit jedem Tag tiefer in das Reich der Viertausender. Über hohe Pässe und durch tiefeingeschnittene Täler führt der oft mühsame Weg. Am Abend jedoch, ehe die Vorboten der Nacht sich immer mehr ausbreiten, stehen unsere Zelte auf einer buntblumigen Wiese oder am grünen Bergsee, eben dort, wo uns der letzte Strahl der scheidenden Sonne trifft. Fünf Tage



Dent d'Hérens mit Schönbühl



Im Eiskamin an der Dent d'Hérens

nach unserer Abfahrt sind es die hochgelegenen Hänge der Staffelalp, die wir für ein weiteres Lager bestimmen. Vor uns das Matterhorn mit seiner mächtigen Nordwand. Unaufhörlich trommelt der Regen auf das Zeltbad. Seit Stunden sitzen wir in dem kleinen Raum, machen es uns gemütlich, soweit dies das bunte Durcheinander unserer Ausrüstung zulässt. Kälter wirds am Abend und tags darauf reicht eine blendende Schneedecke bis weit herunter ins Tal. Zwei Tage bleiben wir Bier noch beisammen, dann ziehen Hans und ich weiter, denn Franz und Toni sind um keinen Preis von ihrem Problem, die Nordwand zu versuchen, abzubringen.

Auf den Felsen des Stockje, am klassischen Biwakplatz, bauen wir beide in 2800 m Höhe das neue Lager. Hinter einer zerfallenen Mauer, den letzten Überresten der alten Stockje-Hütte, steht gegen Sturm und Wetter geschützt das Zelt. Völlig allein hausen wir auf dieser rings von Gletschern eingegengten Felsinsel. Uns gegenüber steht eine 1300 m hohe Mauer, die Nordwand der Dent d'Hérens. In unregelmäßigen Zeitabständen lösen sich glasblaue Séracs aus ihrer Mitte. Laut berstend fährt dann eine Eislawine über den felsigen Unterbau und langsam nur senkt sich der wild hinterher wirbelnde Schneestaub. Dieser Wand gilt unser Hiersein. 1925 zum ersten ward sie insgesamt viermal vor uns durchstiegen. Bis heute hat sie ihren Ruf als eine der schwersten, unter Umständen unbezwingbare Eiswand zu gelten, gewahrt, eben ganz von den jeweiligen Eisverhältnissen abhängig. Daß wir nicht gerade die günstigsten erraten haben, zeigt uns die vollkommen vereiste Gipfelwand. Aber wozu grübeln! Der morgige Tag wird ja die Entscheidung bringen!

Mitternacht ist kaum vorbei; der schrille Ruf des Weckers reißt uns aus dem Halbschlaf. Wie wird das Wetter sein, ist unser erster Gedanke. Ungern schlüpfen wir aus dem warmen Schlafsack, hinaus in die Kälte der Nacht. Über uns schwebt ein sternbesäter Himmel, der alle Wetter Sorgen verschluckt. Fröstelnd stehen wir am Feuer, starren hinauf in die riesige Wand. Schwarz und unnahbar baut sie sich vor uns auf. Oben aber leuchtet die eisglänzende Flanke von den Silberfluten des Mondes übergossen. Ein Bild, das uns mit zwingender Gewalt in seinem Bann hält.

Das Frühstück ist bald beendet. Unser Rüstzeug, Eishaken und Hammer, zwei Bierzigmeter-Seile, Gummibatistisack, Kamera und etwas Proviant füllen die Rucksäcke und geben ihnen ein ansehnliches Gewicht. Noch schlaftrunken tappen wir die hartgebackene Moräne hinunter zum Tiefenmattengletscher. Der Länge und Quere nach ist er von Spalten durchrissen, deren Breite im spärlichen Schein der Laterne nur ungewiß abzuschätzen ist. Weit unten flackert auch ein Kerzenlicht; hinter Blöcken und Moränenhügeln verschwindet es, taucht wieder auf, den Gletscher querend. Es sind Partien, die

über den Zmuttgrat aufs Matterhorn wollen. Scharf umrissen hebt sich dieser klassische Grat gegen den noch nächtlichen Himmel, während die von hier aus überaus kühn wirkende Spitze des Horns in das Graublau des herandämmernden Morgens sticht.

Wir aber stapfen weiter durch die lautlose Stille, unter der riesigen Wand entlang zum Einstieg, vorbei an vielen, durch Steinschlag tiefausgefegten Eiszinnen. Eine davon vermittelt den Anstieg zum Bergschrund. Es ist 3 Uhr, als wir den gährenden Schlund auf alten, eingeklemmten Lawinenresten überqueren. Im Zwiellicht des anbrechenden Tages steigen wir durch tiefausgegrabene Rinnen höher, stets trachtend, so bald als möglich aus diesem gefahrdrohenden Gelände nach links in die Felsen zu gelangen. Als steiler Rücken von teilweise außerordentlicher Zersplittertheit, führen sie gegen den gewaltigen, die Mitte der Wand durchziehenden Eisgürtel, dem eigentlichen Bockwerk. In diesem losen Gefüge ist selbst bei größter Vorsicht und vollendetster „Glascherbentechnik“ ein Ablassen von Steinen kaum zu vermeiden. Absolut locker aufeinanderliegend warten riesige Blöcke der leifesten Berührung, um dann mit viel Lärm und Staub, andere mit sich reißend, in die Tiefe zu fahren. In kurzen Seilabständen folgen wir einander, bis nach zwei Stunden wenig genußvoller Arbeit sich der Rücken zurücklegt und immer häufiger auftretende Schneeflecke unser Näherkommen an die Eiszone ankünden.

Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr stehen wir unmittelbar davor auf einer freien Kuppe im strahlenden Lichte der Sonne. Ihre Wärme erleichtert uns das Anziehen der Steigeisen, dazwischen aber fliegt immer wieder ein Blick hinauf zur senkrecht sich über uns erhebenden, grünschillernden Eismauer und sucht vergebens nach einem Weiterweg. Eine Fahrtbeschreibung der Erstbegeher fehlt uns. Daß sie uns wenig nützen würde, ist uns bald klar, denn zu verschiedenartig formt unser Berg das Eis und immer anderswo liegt die Möglichkeit des Durchstiegs. Wir aber entdecken vorerst überhaupt keine. Je länger wir hinschauen, desto unmöglicher erscheint uns ein Höherkommen.

„Auf dem vereisten Felsband unter den überhängenden Eiswänden nach links“, rate ich, doch Hans drängt nach rechts. Eine tiefe Eisschlucht von lotrechten Wänden begrenzt scheint ihm objektiv weniger gefährlich als die Querung. Riesige, quaderförmige Eisblöcke hängen in zweifelhafter Gewichtslage über uns, warten mit zunehmender Sonnenglut auf ihre Befreiung. Ein glas klarer, übermannshoher Eisblock leistet meinem ersten Ansturm Widerstand; doch auch Hans gelingt die Überwindung trotz seiner überragenden Länge erst mit Steigbaumhilfe. Vor uns eine ca. 30 m hohe, völlig ungliederte Eismauer, jedem Durchsteigungsversuch spottend. Der Eishaken

macht Unmögliches möglich. Stift reißt sich an Stift, Stufe für Stufe, Griff und Tritt schlägt der Pickel; nach stundenlanger Anstrengung schiebt sich Hans über den aufgeweichten Firnwulst hinaus auf eine kleine Terrasse. Kraftverbrauchend wie das Einschlagen ist das Herausziehen der Haken, nur zeitraubender. Festgefroren stecken sie und müssen bis auf den letzten Zentimeter ausgegraben werden.

Lästig baumeln mir dabei die steifgefrorenen Schlingen unseres Doppelseils ins Gesicht und erschweren mir das rasch ermüdende Tun. Immer unangenehmer wird dieser „Seilalat“, von verworrenen Kringeln. Girlandenartig und eisverziert hängen sie zwischen den einzelnen Haken, und lassen sich weder mit List noch mit Gewalt lösen. Im Gegenteil, jedes Ziehen und Zerren bewirkt ein tieferes Einschneiden in die, die Schluchtwand begrenzende Firnkante. Schließlich muß es auch ohne Seileinholen gelingen. Zu allem Überflus nimmt dabei mein Eishammer Reißaus. Ein kurzes Krachen höre ich noch, zu sehen bekomme ich nichts mehr. Unwillkürlich zischt mir ein Fluch durch die Zähne.

Mit einem Arm voll Seil gelange ich nach geraumer Zeit wieder zu Hans. Breitbeinig steht er da, zuckt mit den Achseln und deutet mit dem Kopf nach oben. Wahrhaftig, der Anblick der nächsten Wandstufe mit ihren senkrecht aufstrebenden Flanken hätte auch jedem anderen ein Kopfschütteln abgetroßt. Doch die Zeit drängt, wir müssen weiter, denn hoch noch bäumt sich der Berg über uns.

Wieder leistet Hans Stunden schwerster Arbeit, um die nächsten 25 Meter der Wand abzuräumen. Besonders das letzte Stück im völlig durchweichten Firn verlangt peinlichste Gleichgewichtsverteilung. Die Hoffnung nach Überwindung dieses Hindernisses gangbaren Weg auf die Finch-Terrasse vorzufinden, läßt die Strapazen und das Kältegefühl der starren Finger leichter ertragen. Geradezu maßlos jedoch ist unser Erstaunen, als sich neuerdings ein Abbruch, die unteren an Steile und Höhe überbietend, entgegenstellt. Noch wollen wir nicht unsere verzwickte Lage begreifen, irgendwo muß sich doch ein Ausweg finden. Aufsteigende Wutgefühle wechseln blisartig mit Gedanken genauester Überlegung.

Unablässig stapfen wir nach links und rechts, einen Weiterweg suchend. Umsonst. Weit vorgeschoben lasten die gewaltigen Eismassen abbruchreif über ihrer felsigen Basis. Umkehren?! Das höchst zweifelhafteste Gelingen solchen Unternehmens vertreibt mir bald diese Idee. Ratlos sitzen wir da, überlegen und schauen.

Sollte doch dieser Riß, der das Massiv senkrecht durchspaltet, unseren Wunsch ermöglichen? Oben ein mächtiger Kamin mit weitflaffenden Wänden,

verjüngt er sich nach unten keilartig, um dann meterhoch über unseren Köpfen als feiner Riß, schließlich nur noch als weißgezeichnete Linie, im Eis sich zu verlieren. Kurz darauf steht Hans auf meinen Schultern, und ist bemüht, einen Haken in Reichhöhe einzutreiben. Es dauert lange, bis der Stift im spröden Eis steckt und meine stark nach außen verdrehten Knöchel schmerzen arg unter der nicht geringen Last. Endlich schnappt der Karabiner, ich ziehe mit aller Kraft am Seil, Hans streckt sich wie ein getretener Regenwurm, schon fassen seine Finger die Kante des Risses, da bricht die Eisschwarte samt Haken aus und schneller als gesagt fliegt Hans die so mühevoll gewonnene Höhe wieder herab.

Fragend kreuzen sich einige Sekunden später unsere Blicke — was dann, wenn —?! Doch weiter, vierzig Meter über uns grüßt die Finch-Terrasse, verspricht Freiheit und wärmenden Sonnenschein. Eng aneinander gedrückt stehen wir nach schwerer Arbeit im Grunde des schmalen Spaltes. Schwarzgrau schießen die Wände zur Linken und Rechten empor und geben nur einen schmalen Streifen tiefblauen Himmels frei. Kleine weiße Wolken ziehen vorbei und heiß leckt die Sonne an der hoch über uns grelleuchtenden Schneedecke. Von diesen wärmespendenden Strahlen bekommen wir vorerst nur das Schmelzwasser ab. Als flottes Gerinnsel kommt es zu uns herab, sucht sich seinen Weg durch unsere Kleider, um dann nach einigen Minuten unter der im Kamin herrschenden Kälte wieder zu erstarren. Immer glatter werden die Wände, immer breiter gähnt der Schlund. Die vorgerückte Zeit läßt uns kaum der nassen Kleider am frierenden Körper achten, unser ganzes Streben gilt nur einem Hinaus! Wir unterstützen uns so gut es geht, und abwechselnd steigt einer dem andern auf die Schulter. So schieben und drücken wir uns noch ca. 15 Meter höher, bis die zunehmende Weite sogar das maximale Spreizvermögen des Kameraden übertrifft. Die linke etwas niedere Wand vermittelt den weiteren Durchstieg. Mit Pickel und Eishaken gelingt es endlich auch die letzten uns noch von der Terrasse trennenden Meter zu meistern. Völlig zerraut und abgekämpft stehen wir dann oben. Seit dem Einstieg in die Eismauer liegt ein zwölfstündiger, aufreibender Kampf hinter uns, der kaum mehr als 120 Meter, die Höhe des Hängegletschers, gewinnen ließ.

Eine zeitlang mühen wir uns noch mit dem Eiswulst im unteren Teil der Gipfelwand ab. Rot leuchtet diese schon auf im Scheine der untergehenden Sonne, die hinter Wolken und Bergen langsam verschwindet. Bleigrau und drohend kriecht die Nacht zu uns herauf. Tief unten im Tale, 1200 Meter unter uns brennt ein einsames Licht, die Hütte von Schönbühl. Allerlei Gedanken schleichen sich da unwillkürlich ins Gehirn. Ein Verlangen nach warmer Stube, trockenen Kleidern und Essen, wird wach. Doch bei uns heroben

stürmt kalt der Nachtwind, treibt uns Eis und Schnee ins Gesicht, läßt keinem anderen Gedanken mehr Raum als dem eines Bivvaks. Also zurück auf die Finch-Terrasse.

Drei Stunden hacken und scharren wir im Eis, dann ist unsere Höhle „bewohnbar“. 12 Uhr ist's, als wir in unser Loch schlüpfen. Um den Wind abzuhalten vermauern wir den Eingang. In einer Nische flackert die Kerze, tausendfach läßt ihr Licht die Eiskristalle unserer kleinen Höhle auffunkeln. Müde und frierend hocken wir auf den Rucksäcken, den Rücken gegen den querliegenden Eispickel gestemmt. Hunger! Zum erstenmal an diesem Tag nehmen wir uns zum Essen Zeit. Des Nachtmahls wegen brauchts kein Kopfzerbrechen. Eine Handvoll Dörrobst, ein Stückchen Brot — unser letztes —, aus, fertig ist's. Den Rest, ein paar Stückchen Zucker, müssen wir uns für morgen sparen. Eisig kriecht die Kälte durch den übergestülpten Zeltsock, dringt durch die gefrorenen Kleider und legt sich erstarrend über den ganzen Körper. Eng drücken wir uns aneinander, fahren immer wieder aus dem Halbschlaf auf, von Frostschauern gerüttelt. Hans hats noch schlimmer als ich. Kaum weiß er seine langen Arme und Beine im kleinen Raum zu verstauen, den Kopf zwischen den Knien kauert er da, ein lebendiges und sehr frierendes Fragezeichen. Langsam verrinnt Stunde um Stunde, jede scheint uns länger.

Doch jede Nacht ist noch vergangen, warum sollte nicht auch diese vergehn, und allmählich beginnen die Gegenstände im Innern unserer Höhle wieder Formen anzunehmen. Durch die dünne Schneemauer am Eingang grüßt der junge Tag, denn das vermauerte Loch zeigt direkt nach Osten. Wir aber warten noch, bis es heller und heller wird und unsere Behausung im Scheine der aufgehenden Sonne rot erstrahlt. Bald treten wir hinaus und rüsten zu neuem Kampf.

Anfangs kommen wir in den alten mit Flugschnee ausgefüllten Spuren, die bis in den Eishang führen, rasch vorwärts. Dann aber macht sich der außerordentlich schlechte Zustand, der uns schon gestern den Durchstieg durch die untere Wandhälfte so erschwerte, von Stunde zu Stunde mehr spürbar. Merkwürdig warme Windstöße umwirbeln uns, die Wetterlage steht unter Föhn einfluß. Klumpenartig hängt der im Steilhang ohne Verbindung lagernde Neuschnee der letzten Tage in den Zacken der Steigeisen. Die Gefahr auf einer Lawine abzufahren wird immer größer; wir wissen, vor zwei Jahren wurde an gleicher Stelle eine Münchener Partie von rutschenden Schneemassen überrascht. So sachte es eben die nötigen Pickelschläge erlauben, dringen wir langsam, kaum merklich, höher. Unsere Seile sind längst aneinander geknüpft, denn die Standplätze werden immer seltener und schlechter

auf den mehr und mehr heraustretenden Felsrippen. Zentimeterdick sitzt Eis darauf. Immer erfolgloser sind die Mühen, Haken zur Sicherung einzutreiben. Es ist schon spät am Nachmittag und wir stecken immer noch inmitten der Wand.

Drüben am Col du Lion schieben sich dunkle Wolken übers Joch, auch unten im Gletscherkessel brodeln schon graue Massen. Erst langsam, dann immer schneller steigen sie zu uns herauf, Berge und Gletscher, alles verschlingend. Sollte uns hier oben auch noch ein Unwetter überraschen? Doch schau, es wird wieder lichter und heller um uns! Hoffnung glimmt auf, da sammelt es sich schon von Neuem zu düsteren Ballen. Wie aus dem Nichts geboren erscheinen neue Wolkengebilde, hüllen alles um uns wieder in treibendes Grau.

Gegen 6 Uhr geben wir es auf, weiter in der Gipfelfalllinie anzusteigen. Wir müssen versuchen den rechtsliegenden Grat zu erreichen. Zwar stehen wir schon hoch in der Felswand; nur noch einige Seillängen trennen uns vom heißumkämpften Gipfel. Jedoch die wenigen bis zum Einbruch der Dunkelheit fehlenden Stunden reichen für eine weitere zeitraubende Bearbeitung der eisigen Glasur nicht mehr aus. Zu einem zweiten Bivak in dieser Wand fehlt jedem die nötige Begeisterung, zudem der wenige Proviant schon seit heute morgen aufgeessen ist.

Schwach nach rechts über steilaufschwingende Felskanten und enge Eisrinnen ansteigend, glückt nach einigen Versuchen die gefährvolle Querung. Ein eiskalter Sturm peitscht das Gesicht, treibt Schnee und Eiskristalle über den blankgefegten Grat, wirbelt sie hoch in der Luft, sammelt und preßt sie in kleine Mulden. Blaueis und, an windschattigen Stellen, knietiefer Preßschnee wechseln. In fieberhafter Hast stürmen wir aufwärts, dem Sturm trotzend, bahnt sich der jeweils Führende den Weg zum Gipfel. Seine Gestalt verschwindet bald im undurchdringlichsten Grau.

Es ist 8 Uhr abends, als die Gipfelschneise aus dem Nebel auftaucht. 41 Stunden waren seit dem Einstieg vergangen. Völlig abgespant und hungrig stehen wir einsam auf dem Viertausender. Raubreißfiguren von phantastischer Gestaltung lenken die Aufmerksamkeit unserer müden Augen noch auf sich, doch wir selbst sehen nicht anders aus. Die Kleider sind vereist, Hut, Haare und unsere stoppelbärtigen Gesichter mit einer eisigen Kruste überzogen.

Die Richtungsbestimmung des Abstieges nimmt unsere Sinne wieder voll in Anspruch, und die Buffole zeigt bald die Lage des Westgrates, der steil zum Tiefenmattensjoch abstürzt. Im raschen Tempo hasten wir hinunter, mit dem scheidenden Tag um die Wette laufend. Doch schneller ist die Nacht,

immer höher und schwärzer steigt sie zu uns herauf. Zu unserer Freude aber weichen die Wolken; Türme und Felszacken, die drei Gendarmen des Westgrates, schälen sich, immer markanter werdend, aus dem Nebel.

Wohl erinnern wir uns der Beschreibung des Führers, der hier von einer teilweisen Über- und Umkletterung der Türme spricht, wie aber sollen wir sie jetzt im Dunkel alle voneinander unterscheiden? Gegen einen Block gestemmt starre ich gegen den schon nächtlichen Himmel. Vereinzelt tauchen Sterne auf und die umliegenden Berge drücken immer mehr durch die in Auflösung begriffene Wolkendecke. Langsam gleitet dabei das Seil durch meine arg zerschundenen Hände. Ringsum ist tiefstes Schweigen. Ein einziger Laut, vom Scharren des Bergschuhes am Fels herrührend, dringt von meinem Kameraden durch die nächtliche Stille zu mir herauf. Dann klettere auch ich nach. Zäh ins Dunkel abbrechende Felsabsätze wechseln mit scharf aussehenden Gratschneiden und tastend suchen meine Finger in den eisverklebten Ritzen nach Rauigkeiten. Abseilen wäre ja bequemer, aber unsere Seile sind zu steifgefrorenen Lauen aufgequollen.

Unterm Tiefenmattensjoch suchen wir auf der Karte beim Schein der immer wieder erlöschenden Laterne den Abstieg zur 2800 m hoch gelegenen Aosta-Hütte des Italienischen Alpenklubs. Dort wollen wir uns wieder sattessen und unseren quälenden Durst löschen, denn seit Aufbruch vom Stockje haben wir keinen Tropfen mehr getrunken.

So stolpern wir im unbekanntem Za-de-Zan-Gletscher mehr als die halbe Nacht abwärts. Dann und wann plumpst einer in eine Spalte. Diesmal ist es Hans. Weit greifen seine Arme im Sturz nach vorne, um den jenseitigen Spaltenrand zu fassen, stützend liegen die Ellbogen darauf, doch dazwischen klemmt sich die völlig zerdrückte Laterne. „Klapplaterne“ sagt er dann und scheppernd verschwindet das unbrauchbare blecherne Gefüge im schwarzen Schlund. Dies Mißgeschick kann uns aber auch nicht mehr länger halten. Hunger und Durst sind größer. Immer wieder knurrt mein Magen in den verschiedensten Tonlagen. Dort unten, am Zusammenfluß der beiden Gletscher muß das Schuhhaus liegen. Hell erglänzen gegen Mitternacht die jenseitigen Gipfel im vollen Licht des Mondes. Um uns aber ist tiefes Dunkel. Über Moränenhügel und tiefe Runsen schleppen wir uns todmüde weiter. Allerlei verstreut liegendes Gerümpel und sonstiger Kram verraten die Nähe der Hütte.

Doch wie gebannt bleiben wir plötzlich stehen. Täuschen uns unsere Augen, oder treibt der Teufel hier sein närrisches Spiel?! Statt des schützenden Daches starrt gebrochenes Gebälk in die Nacht. Die Wände sind eingedrückt, im Innern alles wirr durcheinander geworfen, Bänke und Tische zertrümmert,

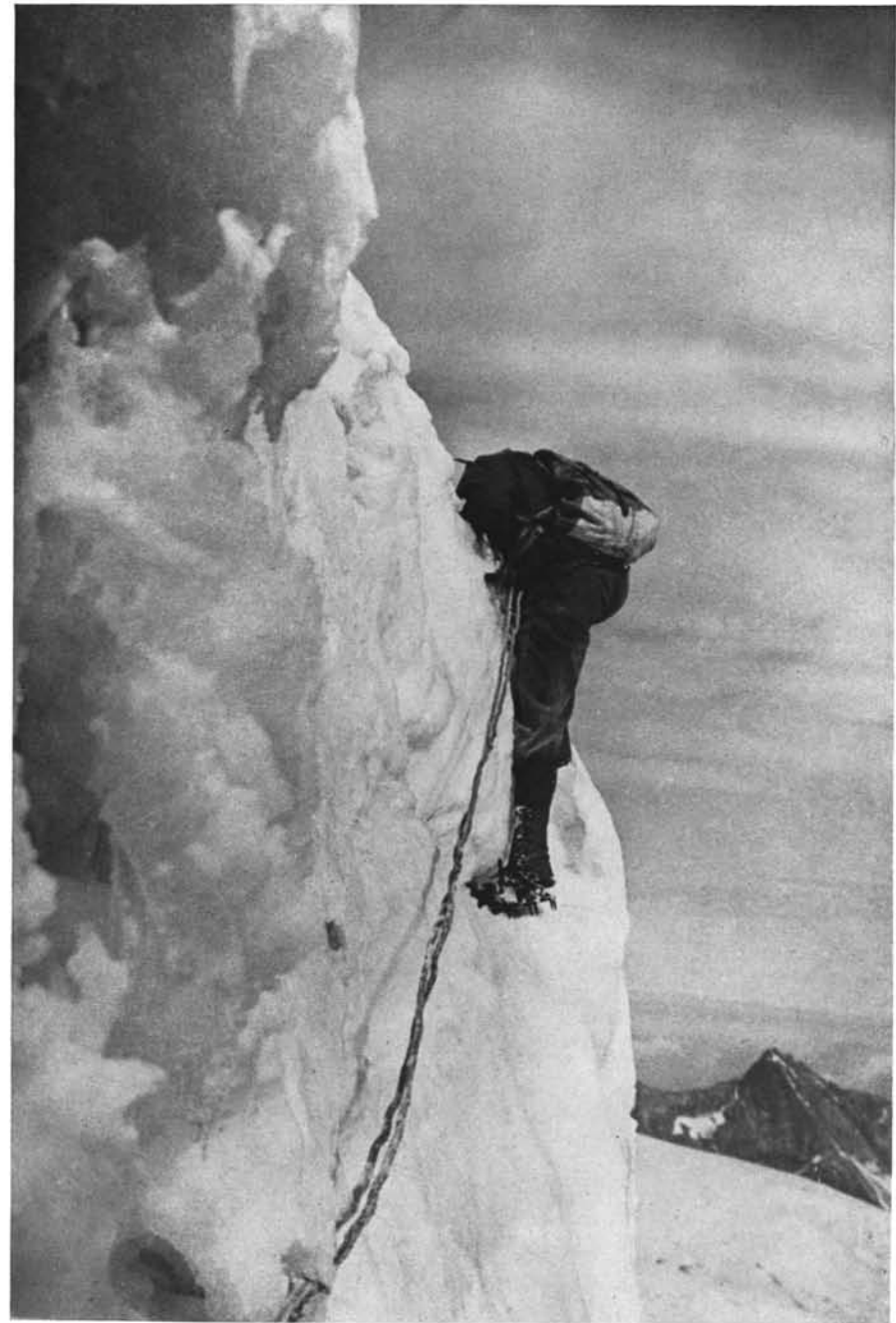
verfaulte Matrasen, Glascherben, knöcheltiefes modriges Wasser und dazwischen Schnee und Eis, die Reste einer gewaltigen Lawine. Umsonst suchen wir in diesem Schutthaufen von Holz und Stein nach etwas Essbarem. Bittere Enttäuschung steht in unseren Gesichtern geschrieben, unsere Ohnmacht erkennend fügen wir uns in das grausame Geschick.

Was schert uns die Drohung der an der Hüttenwand angebrachten Tafel, die bei Strafe einen Grenzübertritt verbietet! Soll die italienische Grenzwache doch kommen und uns erst einmal sattfüttern! Alles andere ist uns völlig gleichgültig!

Es kommt aber niemand; hungrig und müde sitzen wir am Feuer. Unendliche Einsamkeit umfängt uns in dieser wilden Verlassenheit. Klein, unsagbar klein kommen wir uns vor und erdrückend fast wirkt die Mächtigkeit der umliegenden Berge. Immer enger kauern wir uns zusammen, bis uns dann vor Müdigkeit die Augen zufallen.

Ehe noch der neue Tag sein erstes Grau zeigt, sind wir schon auf den Beinen. Über den 3600 m hohen Col de Vallpelline führt der kürzeste Übergang zur Schweizer Seite. Auf pfadlosem Geröllschinder schleppen wir uns erschöpft aufwärts. Glühend brennt die Mittagssonne auf den Firn des Gletschers und brütend lastet die Hitze auf uns. Apathisch trotteln wir dahin, kaum achten wir der Spaltengefahr und der gewitterschwangeren Wolken am Himmel. Der Col ist überschritten. Da bricht bei den oberen Felsen des Stokjes das Gewitter mit voller Wucht über uns herein und hart saust der Hagel auf unsere Köpfe. Ein paar Schutthalde noch und wir schlüpfen nachmittags 2 Uhr, nach 66stündiger Abwesenheit wieder ins schützende Zelt. Heftiger Regen peitscht dagegen und stark rüttelt der Wind an dem schwachen Bau. Draußen tobt sich das Hochwetter aus, wir aber sind geborgen.

Dann aber, wenn grellaufzuckende Blitze für Sekunden alles in helles Licht tauchen und das Brüllen des Donners uns aufschreckt, schauen wir wieder hinüber zum Berg, der uns so lange gefangen hielt und in uns ein Erlebnis gewaltigster Art von unvergeßlicher Erinnerung meißelte.



Gipfelwand der Dent d'Hérens

Durch den Dülferriß zur Fleischbank

Von Friedl Brandt

Dort wo die nach Osten jäh abbrechenden Felsflanken der Fleischbank und des nordöstlich der Karlspitze vorgelagerten Christaturmes im stumpfen Winkel zusammenstoßen, zieht ein feiner Riß empor. Als schmaler Spalt entspringt er der unteren Wandflucht, etwas höher drücken ihn die von beiden Seiten überhängend hereinziehenden Felswulste weit nach außen und schließlich endigt er als enge Schlucht in der zwischen beiden Gipfeln eingeklärten Scharte.

1913 ward er zum ersten Male durchstiegen. Gelegentlich einer der SW-Wand geltenden Erkundungsfahrt hat ihn Hans Dülfer durchklettert. Seit jenem Tage trägt dieser Riß den Namen seines Erststeigers.

Während die unteren und oberen Teile dieses Anstieges verhältnismäßig gut gangbaren Fels erkennen lassen, drängen sich bei kritischer Prüfung des mittleren, rotgelb leuchtenden Drittels, das von außerordentlicher Brüchigkeit des Gesteins zeugt, selbst dem erfahrendsten Felsgeher berechtigte Zweifel auf. Gar mancher, der schon zahlreiche der übrigen klassischen Dülferwege mit Erfolg bezwang, mußte sich an dieser Reihe von immer schwieriger werdenden Überhängen trotz zähesten Ringens geschlagen geben und selbst bis in unsere Lage herein klingt der Ruf von Dülfers schwerster Kletterfahrt. Zwar wurden schwierigere Durchstiege in der Nachkriegszeit gemeistert, selbst die stahlglatte Südostwand zur Rechten und die bauchige Christaturm-Ostwand zur Linken, zwei wegen ihrer spärlichen Felsgliederung sogenannte „ungewöhnliche“ Wände, mußten sich in der Mitte der zwanziger Jahre der immer weiteren Vervollkommnung der Seiltechnik beugen, doch daneben hat sich unvermindert der Dülferriß behauptet.

Gar oftmals bin ich in der Steinernen Rinne gestanden, habe hinaufgeschaut zum abenteuerlichen Riß, und die Frage — wann — wurde in mir immer lebendiger. Fast alle Dülferwege hatte ich begangen, auch diesen schwierigsten mußte ich kennen lernen.

Es war inzwischen Spätherbst geworden und ein Sommer voll schwerer und schwerster Felsfahrten in den wildgezackten Dolomiten, reich an bunten Erlebnissen lag seit Wochen hinter uns. Nun hängt schon tagelang ein bleigrauer Himmel über der Großstadt, dann lugt ab und zu ein blauer Fleck aus dem dichten Grau, durch das ein schüchternen Sonnenstrahl sticht. Einen Augenblick nur, dann ist er verschwunden. Aber für uns Bergsteiger reichts! Überm Nebel weilen unsere Gedanken bei weißleuchtendem Fels und tiefblauem Himmel.

Bergfreude und Kletterlust jucken in allen Gliedern und noch einmal drängt es uns, nach Seil und Kletterstiefel zu greifen. Doch schau, die Ausrüstung zeigt auch herbstlichen Verfall. Prüfend fährt die Hand über die abgetretene Sohle der Kletterstiefel. Kamen da nicht schon bei der letzten Kletterei die Zehen durch?! Korkzieherartig verdrehte Mauerhaken müssen erst ausgerichtet werden und der Triangel in der abgewetzten Kletterhose wird diesmal „bestimmt zum letztenmal“ gestickt.

Und dann sitzen wir wieder beisammen auf unserer lieben, alten Gaudeamus-Hütte, Toni Schmid, Karl Schnitzer und ich, im Kreise unserer Tiroler Bergkameraden aus Ruffstein und auch Leo Rittler fehlt natürlich nicht, der schon wochenlang hier oben sein Dasein „fristet“. Wohliger wie auf keiner anderen Hütte fühlen wir uns hier seit Jahren. Maria Schott, die Hüttenwirtin, ist eine Bergsteigerin wie sie sein soll, die den Gast nicht nach der Fülle des Geldbeutels einschätzt oder nach Amt und Würde fragt, und unbegrenztes Verständnis für unsere oft überschäumende Lebensfreude aufbringt. Wenn sie auch unferthalben manches einstecken muß von „alpinen Moralpredigern“, denen der rasche Pulsschlag der Jugend wesensfremd geworden ist und die da glauben, Frohsinn und Heiterkeit stünden in schlechtem Einklang mit echtem Bergsteigertum.

Verdammt kalt ist's noch, als wir am Morgen am Ellmauer-Lor angelangt uns von den Freunden trennen. Bald sind sie unseren Blicken entschwunden, denn ihr Weg führt rechts zum Predigtstuhl, der unsere links zum Dülferriß. Von hohen, starren Felswänden umrahmt liegt die Steinernen Rinne vor uns. Grau und abweisend wirkt ihr Gestein, denn um uns ruht noch alles im Schatten des Frühtages. Tief hinter den Türmen des Predigtstuhles verborgen steckt die Sonne; ganz sachte, für uns viel zu langsam, kriecht Wärme und Licht an den Wänden der Fleischbank zu uns herab. Eine zeitlang hocken wir drei noch hinter einem riesigen Felsblock, vor dem kühlen Morgenwind Schutz suchend; verstauben Bergschuhe und Rucksack; Hammer und Karabiner verschwinden in den wenigen noch brauchbaren Taschen. Dann, das Seil unterm Arm, schleichen wir leichtsüchtig zum Einstieg. Noch ist der Fels gut gestuft und mäßig steil. Durch seichte Rinnen, über gutgriffige Wandstufen kommen wir rasch höher. Ein glatter Riß strebt vor uns auf. Kurz, aber zügig, gibt er den Aufstakt. Immer enger rücken die Wände von beiden Seiten herein. Seltener wird der feste Fels, näher droht der erste Überhang. Durch das Seil verbunden stehen wir vereint auf schmalen Stand am Beginn des Risses, der sich steil über uns aufbäumt. Die Köpfe liegen tief im Nacken, sorgfältig spähen die Augen nach irgendwelchen Haltepunkten. Anfangs gehts noch, doch mit jedem Meter zunehmender Höhe gewinnt der Fels an Steil-

heit und dort oben bei den beiden Fiedtl-Haken, die mit stark nach abwärts gebogenen Köpfen im morschen Gestein stecken, winkt der erste der gefürchteten Überhänge.

„Für uns werdens auch noch halten“, meint Toni scherzhaft. Das geht die beiden Sicherungsliste an, die gerade so aussehen, als ob unbekannte Vorgänger durch übermäßige Belastungsproben an ihnen gesündigt hätten. Und gutgelaunt wie immer und wie man sich Toni nicht anders denken könnte, beginnt er sich höher zu arbeiten; die Beine spreizen weit, vorsichtig — um den Fels nicht zu reizen, wie sich der Freund ausdrückt — tasten sie sich an der Mauer entlang; ruhig und sicher ist der Griff seiner Hände. Wohl eine halbe Stunde vergeht, bis die Reihe des Kletterns an mir ist. „Schau nur, daß Du bald raufkommst“, schallts von oben; ich tu's und bin bald vollauf beschäftigt. Da verhängt sich beim Höhergreifen mein Armel an einem vorspringenden Zäckchen. Ich zerre daran, denn der Kittel ist alt und ein Loch mehr schadet nicht — doch schon knacks im Gestein. Ein pflastersteingroßer Block löst sich los, sucht zwischen Wand und mir den Weg zur Tiefe. — „Die nachfolgende Seilschaft!“ — ist der Gedanke, der mir durchs Gehirn jagt und unwillkürlich drückt sich mein Körper gegen den Fels und versucht mit aller Kraft den verderbnisdrohenden Stein zu halten. Die unten haben's schon bemerkt, flüchten aus der Falllinie und finden Schutz an überdachter Stelle. Zwischen den Beinen hindurch saust mir dann der Block, fast reißt er mich aus Griff und Tritt, einen Augenblick später schlägt er laut berstend gegen den Berg, tausend Splitter lärmen talwärts, zu uns herauf steigt schwefeliger Gestank. Dann klettere ich wieder weiter.

In der Art des Aufbaues ist der zweite Überhang das Gegenstück des ersten. Während sich beim unteren die Schwierigkeiten langsam aber stetig von sehr schwer bis äußerst schwer steigern, verlangt der zweite sofortiges Einsetzen voller Kraft und ganzes Können. Gewaltig springt das Dach über den dürftigen, im engen Felswinkel gelegenen Stand hervor. Um ihn geschart stecken ein paar wackelige unweit nebeneinander in den verwitterten Fels getriebene Mauerhaken. „Jetzt wirds pfundig“, sagt einer und dieser Ausdruck höchster Bewunderung rechtfertigt durchaus diesen mit Eisen übermäßig gespickten Quadratmeter. Und in der Tat, grausam plattig ist der rechtsangrenzende Fels. Unhaltbar, durch keinen Vorsprung gemildert, schießt der Blick an ungebrochener Wandflucht hinunter ins Kar. Wer wollte hier nicht an den Mann denken, der diesen Weg zum erstenmal allein gegangen! Nur beispielloses Können, gepaart mit vertwegenem Mut und großem Selbstvertrauen, konnten in Unkenntnis des darüber Verborgenen die Stelle meistern.

Mit Untergriff fassen die Hände die Kante des wagrecht nach außen lau-

fenden Risses, der Überhang und Wand trennt. Die Füße stemmen gegen die völlig glatte Platte, umsonst suchen die Kletterschuhe tastend nach Unebenheiten des Gesteins, immer fester verkrallen sich die Finger, zum Zerreißen gespannt sind die Muskeln. Eines Augenblickes Länge hält am bauchigen Wulst ein Arm die volle Schwere des stark abgedrängten Körpers. Schnell stemmt sich die Rechte in den sich nun zurücklegenden Riß, greift hastig nach tieferliegenden Griffen. Die Linke sucht stützend Halt, die Beine pendeln nach, dann ist geschafft. Vor Anstrengung keuchend überwindet jeder diese eindrucksvolle Stelle, die rasch bewältigt werden will, soll den Armen die Kraft nicht versagen, und steht dann tiefatmend im nächsten Stand.

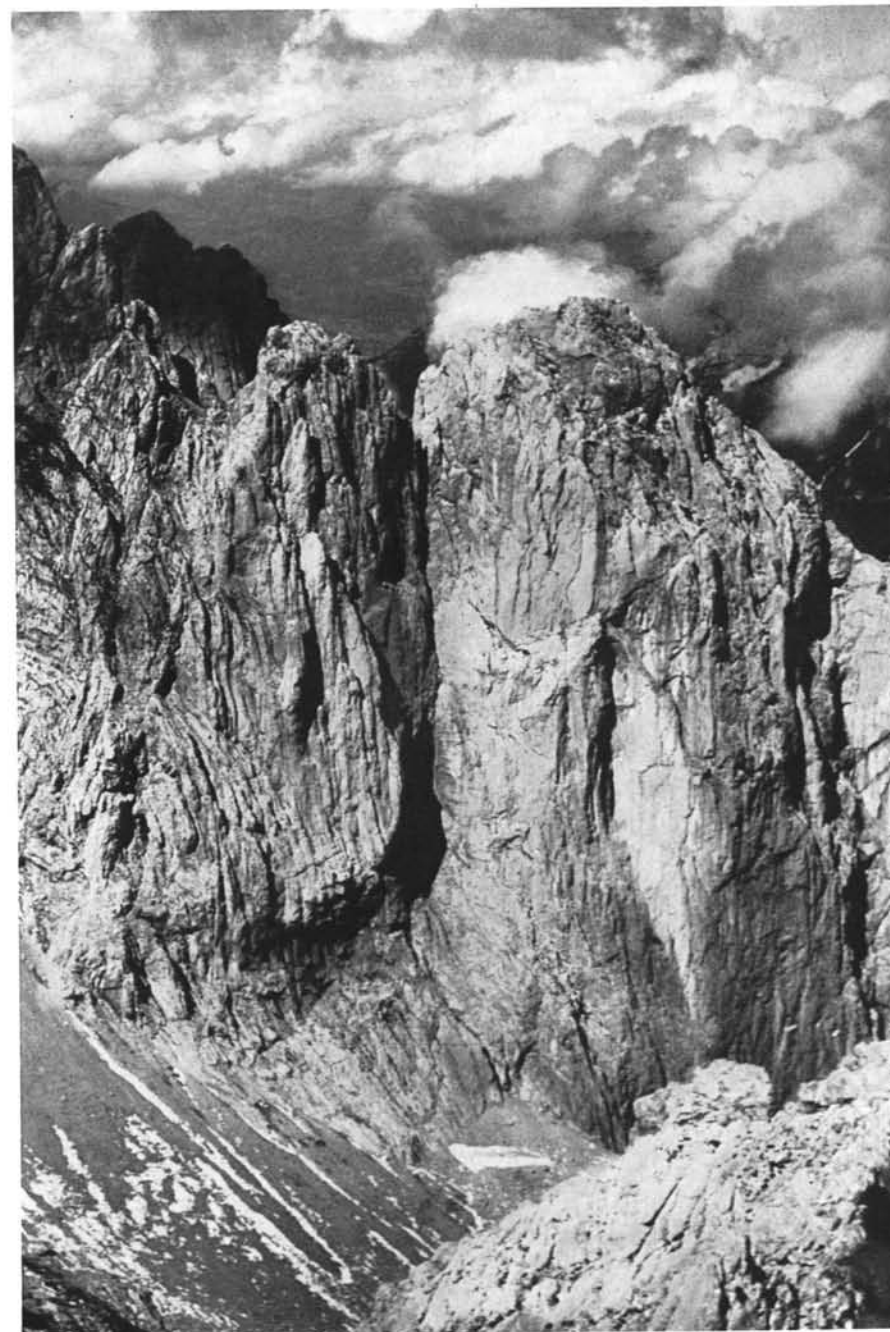
Aller guten Dinge sind drei. Auch hier. Eine lotrechte, splitttrig brechende Wandstelle setzt an, steht den beiden unteren an Schwierigkeiten nicht nach, ihr folgt noch einmal eine Steilschlucht, die wieder unser Aufwärtstürmen hemmt, leichter wird der Fels, die Schlucht wird zur Rinne, zerrissene Felsrippen folgen, wir sind auf der Scharte.

Ein kurzes Stück noch, dann fassen sich auf dem sonnenumfluteten Gipfel kräftige Hände. Siegesfreudig stehen wir oben, nach Stunden schwersten Kampfes. Da, ein heller Luchzer, vom Gipfel des Predigtstuhles schallt er herüber. Unsere Freunde sind's! Auch sie lagern, den steilen Flanken entstiegen, auf felsiger Warte und grüßen herüber zu uns.

In versonnener Ruhe liegt die Bergwelt. Über alles Dasein emporgehoben, fernab von Kleinlichem Erdengehaste, hocken wir wunschlos am Steinmann, um uns das hohe Rund wildgezackter Gipfel und lotrechter Felswände. Still fließt die Zeit dahin. Wohligh ausgestreckt schmiegen wir uns an den harten Fels; in träumerischer Einsamkeit hängt jeder seinen Gedanken nach. Silberne Wolken segeln hoch über uns im tiefen Blau des Himmels; von leichtem Hauch getrieben schweben sie dahin.

Dunkle Schatten und helle Sonnenlichter wechseln in raschem Spiel. Das Geträchze einiger Bergdohlen, die uns neugierig umflattern, unterbricht die weltentrückte Stille dieser Stunden, die für uns unendlich kostbar werden, da sie schon ein Abschiednehmen bedeuten. Denn wir stehen tief im Herbst und es wird eine unserer letzten Bergfahrten gewesen sein für dieses Jahr, vielleicht die letzte.

So genießen wir zutiefst noch die Schönheit solcher Gipfelstunden und sie klingen aus mit einem übermächtigen Sehnen nach neuen Laten, die um so begehrter erscheinen, je unerreichbarer sie sind und die in dem dunklen Etwas wurzeln, das uns Bergsteiger immer wieder in diese Höhen ruft, in dem gewaltigen Erleben der Natur.



Fleischbank von Südosten



Göll - Westwand

Durch den Trichter der Göll-Westwand

Von Karl Deeg, Stuttgart

Schon in aller Herrgottsfrühe stand ich mit meinem Gefährten Eugen draußen vor Berchtesgaden an einem rasch fließenden Wasser, hart an der Straße zum Bergwerk. In den Händen rieb und wand ich schmutzige Wäsche. Manchmal blinzelten wir in die Sonne, die sich jetzt wieder hinter den Wolken hervorgewagt hatte und mit ihren Strahlen irrlichternd auf dem Wasser tanzte; dann betrachteten wir wieder prüfend unsere noch schlecht verheilten Fingerspitzen, die wir uns vor einigen Tagen wund geklettert hatten. Besonders bei Eugen war es schlimm. Er saß neben mir und grinste ebenso blöd wie die Mädels, die an der Straße vorbeiging, wenn sie die „Waschfrau“ in zerlumpten Kletterhosen am Bach entdeckten. Mir blieb nichts anderes übrig, als eben auch zu grinzen; im übrigen freute ich mich aber mehr über die lachende Sonne. Schon auf dem Salzburger Weg durch die Bartholomäuwand des Waghmanns begleitete uns Nebel und Schneetreiben. Das war vor vier Tagen und erst heute morgen machte der Himmel wieder ein anderes Gesicht. Wenn die Sonne scheint, müssen wir neue Pläne schmieden! So wanderten unsere Gedanken hinauf zum Scharifkehl, in dessen hinterstem Winkel sich wild und grell eine Wand aufbäumt: die Westwand des Hohen Göll. Durch sie wußten wir einen abenteuerlichen und gefährvollen Weg. Er sollte uns zum Gipfel führen.

Mächtig rüttelte die Ungeduld in mir. Irgend etwas Seltsames, Geheimnisvolles, dem wir nicht widerstehen können, lockt und ruft aus den Wänden. Ruft uns hinauf auf schwindelnde Grate, lustige Kanten und in steile Platten. Läßt uns erzittern, wenn der Steinschlag niederrast; läßt uns hangen, wenn der Freund oft an kleinsten Griffen in fast unmöglicher Wand klebt; läßt uns erschauern, wenn das Hochgewitter sich mit Hagel, Regen und Blitz unheilbringend über die Berge wälzt; setzt uns das Grauen in den Nacken — und gibt uns nicht mehr frei. Oft liegt uns das „Warum“ auf den Lippen; aber die hellen Freudenjuchzer, die wir aus vollen Kehlen hinausbrüllen aus Wänden, in denen wir mit den Wenigen unserer Gilde allein, ganz allein sind, sind urwahre und starke Antwort auf alles das, was manchmal mit dumpfem Fragen in uns nagt.

Am Mittag brannte die Sonne schon wieder bedenklich heiß. Leichte Wolken ballten sich bereits im Westen. Eine Augenweide war das gerade

nicht für uns. So schlecht wird's doch nicht werden, dachten wir uns aber und schoben für zwei Tage Proviant, Kletterschuhe, Seil, Schlosserei und den Zeltsack in unsere sadenscheinigen Kletterrucksäcke. Gemächlich wanderten wir mit unserem dritten im Bunde, unserem Jungmannschaftsleiter Gonser durch die Sonnenhize Berchtesgadens; dann nahm uns ein kühlerer Waldweg auf. Langsam aber stetig brachte er uns zur Höhe. Anmutig blickten zwischen dem dunklen Grün der Tannen und dem helleren der munteren Lärchen Landhäuser zu uns herab. Wir unterhielten uns über mancherlei Dinge, die aus der Stadt noch an uns hingen und erreichten, ohne viel auf den Weg zu achten, schließlich eine kleine Anhöhe am Ende des Waldes. Hier aber blieben wir betroffen stehen. Vor unseren staunenden Augen schoß die Westwand des Göll, in Abendsonnenlicht getaucht, als eine hellgraue, mauer glatte Flucht zum Himmel. Unsere Augen suchten den Trichter. Aber war das denn wirklich noch die Wand, die wir von so vielen Bildern kannten? Wir schwiegen lange. Wenn ich nie um sie gewußt, wenn ich nie den Wunsch gehabt hätte sie zu durchsteigen, jetzt hätte ich gehen müssen! Es war wieder dieser geheimnisvolle Ruf.

Mitten in den grünen, saftigen Wiesen des Endstales lag die Scharitzkehlalm. Das Geläute der Kühe, die um sie weideten, war es vielleicht, das uns wieder zur Wirklichkeit zurückrief.

Morgen, morgen! sang ein Rhythmus in mir.

Je näher wir der Alm kamen, unsomehr schwand das drückende Gefühl, das diese Wand in uns ausgelöst hatte. Der Alte, der vor dem Kasthause mit viel Geschick Schindeln fertigte, verwies uns auf die Frage nach einem Nachtlager auf die weiter hinten liegende Alm. Als mein Gefährte Eugen dort die junge Gennerin entdeckte, war er von dem vielversprechenden Nachtlager entzückt.

Der Bauer, der trotz seines Alters ein „Junger“ geblieben war, erzählte uns manches von unserer Wand. Er ließ uns auch ein gutes Zeiß-Glas, mit dessen Hilfe wir genau den Aufstieg studieren konnten. Alles war uns klar, nur der Quergang vom „Schild“ in den „Trichter“ machte uns Kopferbrechen, denn der sah abschreckend genug aus. Den beiden Berchtesgadnern Kurz und Alshauer gelang es 1922 zum erstenmal, den Durchstieg durch den Trichter zu erzwingen. Lange wurde die Fahrt nicht mehr wiederholt. Erst 1927 folgte die zweite Begehung durch Raphael Hang, der dann vom Schild aus unmittelbar waagrecht in den Trichter hineinquerete, während die beiden Erstbegeher sich schräg in die Trichtermündung hinabseilten.

Allmählich begann uns zu frösteln und wir suchten unser Lager auf. Und da bei den Gennerinnen die Städter scheinbar nicht so hoch im Kurs



Quergang zum Trichter (Göll — Westwand)

stehen wie Jäger und Holzhacker, lag auch bald Freund Eugen neben uns und schnarchte auf dem sonnenwarmen, bekörend duftenden Heu, das wir erst in die Hütte getragen hatten, in den Morgen hinein.

$\frac{1}{2}$ 4 Uhr war es, als das metallische Klingen des Weckers uns wachrief. Beim Schein einer aufblitzenden Taschenlaterne schüttelten wir das Heu von uns und verschwanden lautlos. Um uns sprangen jäh erschrockene Rüche auf.

Die Wolkenbänke, die am Abend noch den Himmel säumten, waren verschwunden. Schweigsam wanderten wir auf dem schmalen Steig ins Tal hinein, bis wir uns bei einem mächtigen Block im Schuttke der Westwand zur Frühstücksrast niederließen.

Die schweren Bergstiefel wurden abgelegt und an ihre Stelle traten die schmiegsamen Kletterschuhe. Mein Rucksack, der ein 40 m-Seil und etwas Proviant barg, hatte nun durch sechs tricouni-benagelte Bergstiefel ganz erheblichen Zuwachs bekommen, und ich empfand wirklich nicht das Gefühl „leichtbeschwingt die Felsen hochzuturnen“. Kalt war das Gestein noch in der Frühe. Seltsam schauten die paar Edelweißsterne aus ihren samtgepolsterten Auglein. Noch hatte ich Blicke für ihr stilles Leuchten; doch nicht mehr lange dauerte es, dann lebte nur noch der eine Gedanke in mir: Hinan zum Ringen mit dem felsharten, erbarmungslosen Gegner!

Manche Seillänge ging es noch leicht empor. Das erste beachtliche Hindernis bot sich uns in Form eines grasdurchsetzten Risses dar. Jetzt hieß es ernsthaft zupacken und vorsichtig sein, denn das Gras war vom Morgentau noch naß und glitschig. Durch eine Rinne kamen wir in eine kleine Scharte, über die wir etwas absteigend eine Höhle erreichten.

Hier hielten wir kurze Rast, denn das, was nun folgte, war etwas ganz anderes als der hinter uns liegende Weg. Die Wand machte jetzt einen Saß ins Senkrechte, Abenteuerliche, ins Ungewisse. Überhänge — schwarz und modrig — hingen über unsere Köpfe herein. Alle fühlten wir: Jetzt wird ein anderes Lied gesungen!

Es gibt viele Kletterstellen in den Bergen, die ganz außerordentliche Schwere widerspiegeln. Man weiß, der Kampf wird kein leichter sein, wird vielleicht an die Grenzen der physischen und psychischen Kräfte gehen; und dennoch haben sie etwas an sich, dem wir einfach nicht widerstehen können: wir raufen uns um die Ehre des Vorausgehens. Dann gibt es wieder andere: man weiß, daß man schon härtere Sachen gemeistert hat, daß es gehen wird, und doch sitzt etwas Dumpfes in einem, Furcht, an die man selber nicht recht glauben will. So wirkte auch diese Wandstelle, die uns zum Schild führen sollte, auf mich. Ich war diesmal meinem Gefährten Eugen um die Führung wirklich nicht neidisch.

Nochmals überprüfte er den Seilknoten, brachte die Schlosserei zurecht, dann griffen seine Hände in den schmalen Riß. Langsam kam er Meter für Meter höher. Hammerschläge zerrissen die Stille um uns. Manchmal schlug er einen alten Haken fest, zeitweise brachte er aber auch einen neuen an. Einmal entfiel ihm einer — sein schönster, jammerte er —; klingend und klirrend fand er den Weg in die Tiefe. Ich machte mich selbständig und kletterte mit dem Photoapparat an einem schräg gegenüberliegenden Grat hinauf. Herrlich konnte ich von hier aus die schwere Arbeit des Gefährten verfolgen. Einigemal schaute ich in den Sucher des Apparates und drückte den Auslöser.

Langsam glitt das Seil durch die Hände Gonsers, und langsam wurden die Schlingen zu seinen Füßen weniger.

Noch einige Male hörten wir den Kameraden schimpfen, dann hatte er Stand gefunden. „Nachkommen“ echote es aus den Wänden wider. Jetzt mußte ich wieder von meinem Hochsitz herabklettern, um Gonsler gegen Auspendeln von unten zu sichern; denn diese Gefahr war gerade hier sehr groß. Meter für Meter stieg er, von uns beiden aufs Beste betreut, an dem schweren Fels hoch. Nicht mehr lange dauerte es, dann konnte auch ich folgen. Manchmal war ich nahe daran, die Gefährten um die Karabinergriffe, die ich ja leider beseitigen mußte, zu beneiden.

Allmählich wurde es nun drunten im Kar lebhaft. Wir bekamen Zuschauer. Hüte wurden geschwenkt und Jodler drangen zu uns herauf. Freudig brüllten auch wir unsere Antwort. Nun turnten wir über eine glatte, 8 Meter hohe Platte hinauf, dann zwängten wir uns durch einen engen Spalt, der den Schild von der linken Seite kennzeichnet. Ganz begeistert hangelten und ritten wir auf dem messerscharfen oberen Rand des Schildes nach rechts. Man glaubt hier wirklich, in eine furchtbare Falle gegangen zu sein, denn nirgends scheint mehr ein Ausweg offen. Naalglatt ist der Fels, senkrecht und überhängend, und man hat das Gefühl, als ob hier oben alles aus einem Stück gegossen sei. Im Gegensatz zu der unteren Wandhälfte ist hier der Fels hellgrau wie Kaiserfels.

Am rechten Ende des Schildes fanden wir einen herrlichen Standplatz. Etwa 15 Meter rechts drüben winkt der Trichter. Die Überwindung dieser halben Seillänge ist aber das Glanzstück der Gölhwand, und wäre dieser Plattenpanzer etwa im Wilden Kaiser, dann würde man von ihm sicher ebenso reden wie vielleicht vom großen Kirchlquergang. Haltlos schießt die Wand in die Tiefe, nur hier und da sind einige Graspolster in den Fels eingelassen. Wenige Haken weisen den Weg in den Trichter. Wer da hinüber will, der muß Mut haben und raffinierteste Felstechnik beherrschen.

Wie oft schon wünschte ich, auf diesem kleinen Plätzchen zu sein. Mit

heißen Wangen las ich alle die Berichte, die diesen Göttergang schildern. Auch jetzt fand ich nur Bewunderung für die kocken Erstbegeher. Konnten sie wissen, daß es dort drüben im Trichter wirklich noch weiter geht?

Schneller kreiste das Blut in den Adern. Am liebsten wollte ich diesen Quergang selbst als Erster machen, jedoch einem Vertrag zufolge hatte Eugen die Ehre, diese Tour zu führen. Er verließ den rasigen Stand. Am einfachen Zugseil griff er in die Wand hinaus. Gonsler hatte sich gut gesichert und gab auf Eugens Zuruf langsam das Seil aus. Ich hatte die angenehmere Aufgabe erhalten und betätigte mich am Photoapparat. Ein riesiger Spreizschritt brachte Eugen auf einen kleinen Rasenfleck, wo bereits der zweite Karabiner in den Haken schnappte. Jetzt gings überhaupt nur noch mit Seilzug weiter. In phantastischer Stellung, die Füße oft in Kopfhöhe, näherte er sich dem Trichter. Durch sechs Karabiner lief das Seil, als er den Rand des Trichters erreicht hatte. Wir hörten noch die heiseren Rufe um mehr Seil, dann hatte er den Trichtergrund erreicht.

Nun begab sich Gonsler auf die Reise. Die rosigste Stimmung mag gerade nicht in ihm gewesen sein, als er in die Wand hinausging. Wir grinsten mächtig, wenn er beim Aushängen eines Karabiners absackte, denn dann glaubte er jedesmal, die Fahrt ins Jenseits habe begonnen. Doch es ging alles gut.

Ich hätte nun die Möglichkeit gehabt, mit Hilfe eines Geländerseils auf leichte Weise den Trichter zu erreichen. Doch das wollte ich nicht. Ich zog das Seil durch einen Haken, nahm Dülferseil und seilte mich schräg, von den Gefährten gut gesichert, in den tieferliegenden Trichtergrund hinab. Nicht ein einziges Standplätzchen kam mir unter die Füße. Je näher ich dem Trichter kam, umsomehr machte sich der Seilzug meiner Gefährten bemerkbar. Wie ein riesiges Pendel hing ich in der Wand. Krampfhaft stemmte ich die Füße gegen die Mauer und zog mich an kleinsten Griffen in den Trichter hinüber. Nun stand ich etwa 10 Meter tiefer als meine Gefährten an der Mündung des Trichters. Als ich mich anschickte, zu ihnen hochzuklettern, mußte ich bald feststellen, daß die Bezeichnung „Trichter“ wirklich sehr treffend gewählt war. Auch nicht die mindesten Rauigkeiten fanden meine Hände. Glend mußte ich mich Zentimeter für Zentimeter emporquälen. Ein dünnes Wasserlein rann zu allem Überfluß noch an den Wänden herunter. Endlich erwischte ich einen stattlichen Griff; da lief mir aber auch schon das Naß zu den Armeln oben hinein, um dann in kleinen Bächlein am erhitzten Körper entlang zu rieseln. Wie freute ich mich, als ich endlich wieder einen verlässlichen Stand unter die Füße bekam!

Die nächsten zwei Seillängen waren nun im Vergleich zu dem Überstan-

denen die reinste Erholung. Wir freuten uns schon, die größten Schwierigkeiten hinter uns zu haben. Aber wir täuschten uns! Ein neues Bollwerk stellte sich uns in den Weg: drei riesige Überhänge. Als ich sie sah, hatte ich nur noch den einen Wunsch: führen!

Weit klappte der Kamin unter dem ersten Block auseinander. An den schmierigen Wänden war kaum Halt zu finden. Da stieg ich Eugen auf sein edles Haupt. Noch nie hatte ich die Füße so weit gespreizt wie hier. Bei dem rutschigen Fels war das nicht gerade ein angenehmes Gefühl. So kam ich auf den ersten Block. Der zweite machte schon mehr Kopfzerbrechen. Weit mußte ich mich nach außen beugen, um am Überhang hochgreifen zu können. Einen Augenblick haumelten die Füße über dem Abgrund, ein wildes, verzweifelttes Ringen, dann wälzte ich mich auf den zweiten Block. Beim Nachschlagen eines Sicherungshakens entfiel mir der Hammer. Ohne weitere Sicherung wollte ich jedoch den letzten Überhang nicht mehr angehen. Ich verkroch mich deshalb in einem engen Spalt, um Platz zu schaffen, und ließ Eugen nachkommen. Auch er gelangte nur mit Schulterstand über das erste Hindernis. Lange versuchte er dann am dritten Überhang einen Haken anzubringen.

Die letzten schweren Meter des Göll-Trichters verlangten den Einsatz meiner ganzen Kraft. Als ich schließlich auch bei Eugen oben war, konnte Gonser folgen. Er hatte es nicht leicht, denn bei ihm war niemand mehr, dem er hätte auf die Schulter steigen können. Sein erster Versuch endete deshalb mit einem Flug ins Seil. Wir wußten, daß sich bei einem weiteren Versuch dieses Spiel nur wiederholen würde und banden deshalb das eine Seil an einem Block fest. So konnte Gonser sich an diesem mit Seilhilfe zu uns heraufhängeln. Fast eine Stunde kostete uns die Überwindung der drei Blöcke.

Der Trichter erweitert sich nun ganz wesentlich. An seiner linken Seitenmauer kletterten wir empor. Ein kurzer Quergang brachte uns nach rechts zu einem großen Block. Unter dem mußten wir durchschlüpfen, dann umwob uns warmes Sonnenlicht. Trotz blutender Fingerspitzen fanden wir rasch den Humor wieder, denn unschwer gings jetzt über geneigtere Felsen empor.

Mitten in Gluthitze ausstrahlenden Latschen ließen wir uns zur Rast nieder. Leichte Wolken segelten am blauen Himmel von Ost nach West.

Wir schlüpfen nun in die Bergschuhe und stiegen über die „Gölleiten“ empor. Endlos, endlos gings hinauf. Um halb 4 Uhr nachmittags erreichten wir den Grat und drückten uns die Hände.

Sollten wir den Gipfel noch besteigen? „Nein!“ dachten wir mit Henry Hoek: „Der Weg ist das Ziel“ und beschlossen, gleich zum Purtschellerhaus abzustiegen.

Müde waren wir, als wir die Drahtseile erreichten, die den Weg zur Hütte hinabwiesen. Lange saßen wir an diesem Abend noch im duftenden Gras, träumten von vergangenen Fahrten und freuten uns auf künftige Taten.

Tags darauf eilten wir nach Berchtesgaden hinunter. Dort setzten wir uns auf die Räder, die uns über den „Hirschbichl“ in den „Wilden Kaiser“ neuen Wänden und neuen Abenteuern entgegenführten.

Barbarine

Von Willy Ehrlich, Dresden

„Pirna!“

Die Bremsen knirschen.

Vier junge Dresdener Bergsteiger schauen neugierig und erwartungsvoll aus dem Waggonfenster. Jetzt ein Freudengeheul! „Herr Schmid! Herr Schmid!“ Aus dem Gedränge löst sich ein schlanker blonder Mensch in Klettertracht, ein bescheidenes Päckchen unterm Arm.

Er ist es wirklich — Toni Schmid, der Held vom Matterhorn, den sein junger Ruhm forttrug von den Heimatbergen, zu Vortragsreisen in Sachsens Gauen.

Schon sitzt er bei uns im Wagenabteil. Handschlag nach allen Seiten. Bergfreundschaft kennt keine langen Höflichkeitsformeln. Ich stelle die Kameraden Herbert, Fritz und Rudi, unsern Hospitographen vor. Wir rücken zusammen und fragen neugierig nach dem kleinen Päckchen, das Toni liebevoll betreut.

„Kletterpatschen und a Joppen!“

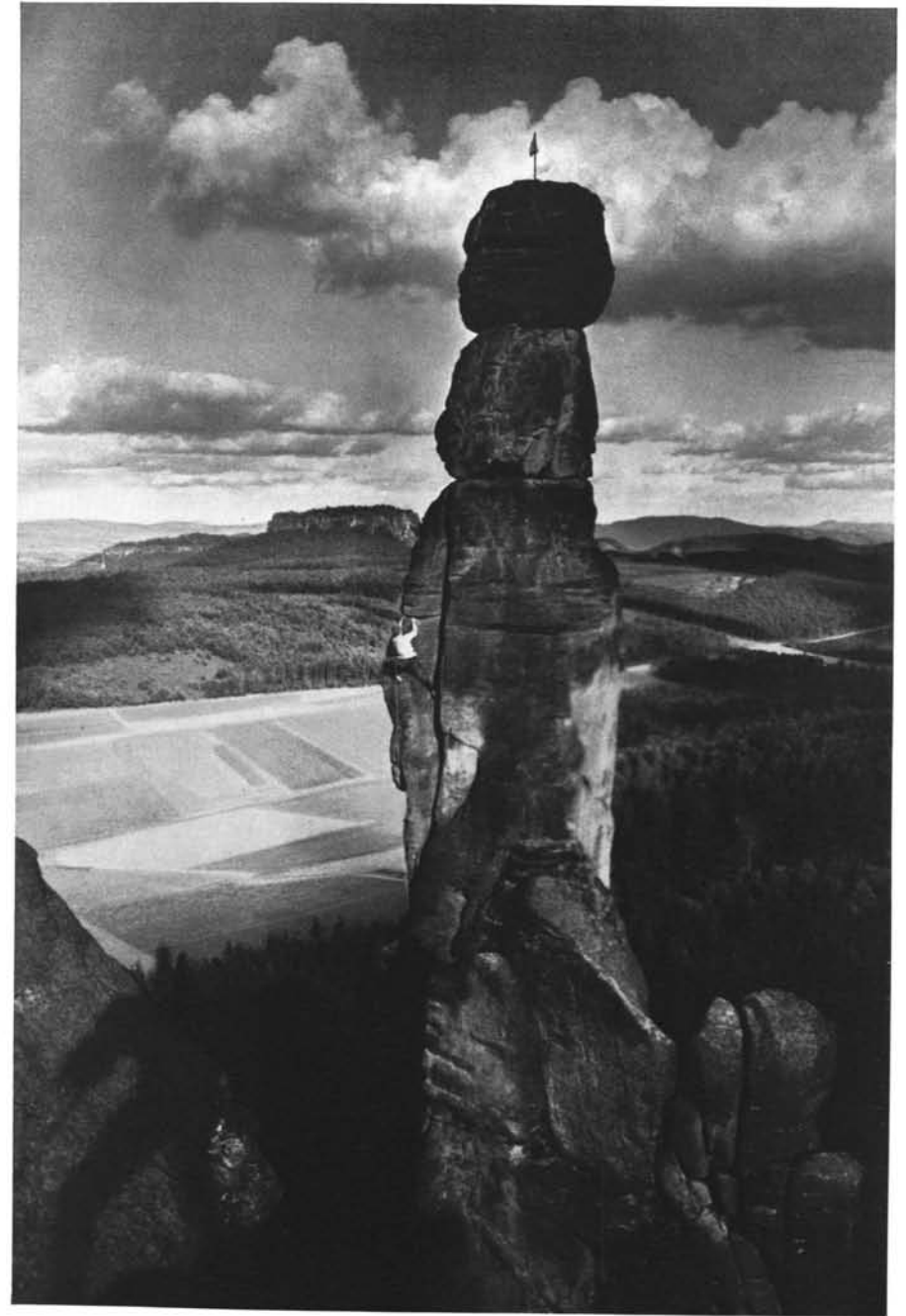
Num dafür ist in unsern mächtigen Rucksäcken noch Platz! — Wo soll es jetzt zuerst hingehn? Wir erkundigen uns nach Tonis Wünschen.

„Fels packen! So g'schwind wie möglich! Mir hängen die Vortrag' schon zum Hals raus! Berg' will i' sehn!“

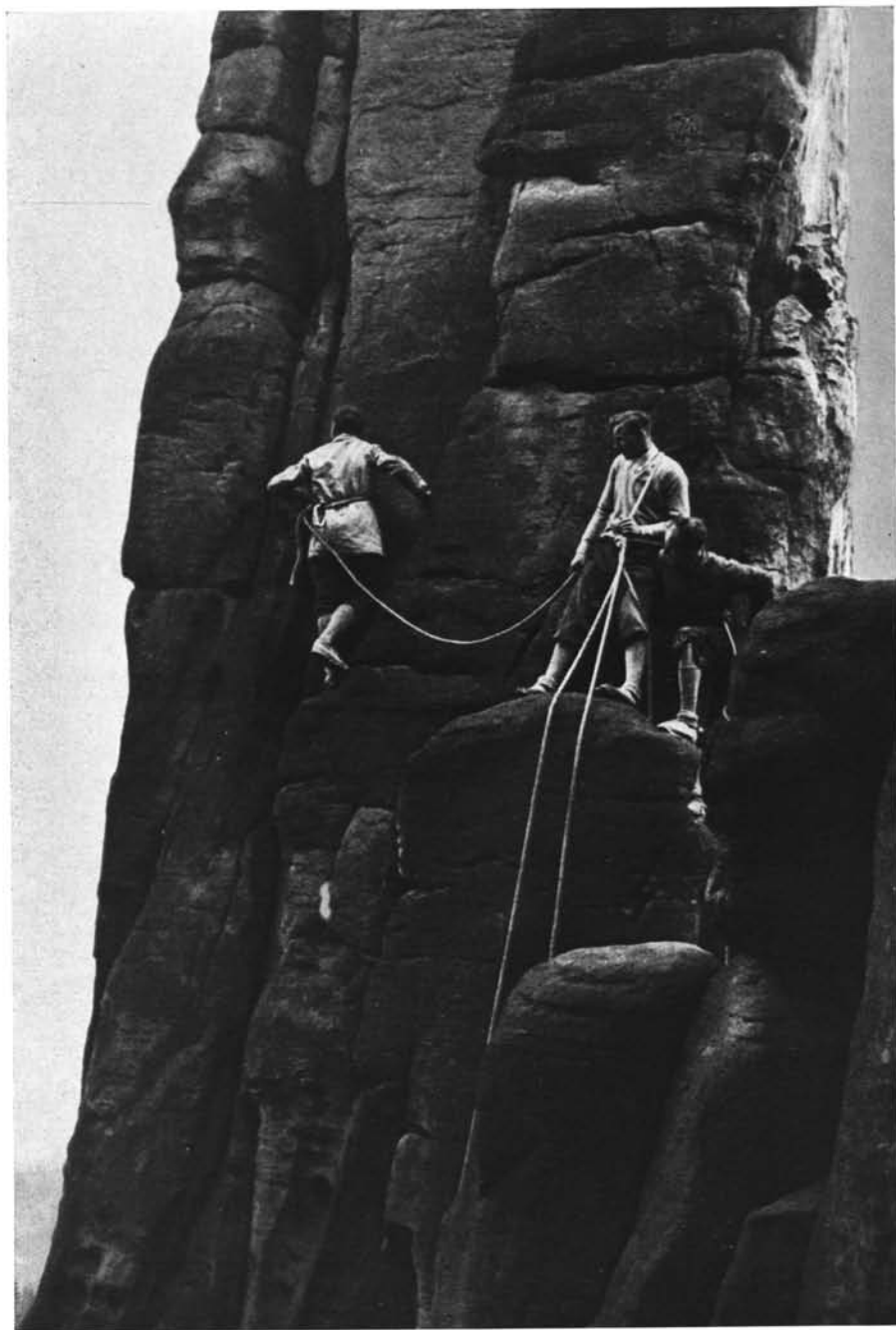
Diesen Wunsch wollen wir ihm gern erfüllen! Bald pilgern wir durch den Kurort Rathen. Die Bastei, deren Weltberühmtheit durch einen Stern im Bädeler bestätigt ist, lockt viele Menschen an. Frohe Wochenendfahrer, Sommerfrischler, denen die Vorfreude des ungebundenen Naturlebens aus den Augen leuchtet, ganze Schulklassen beleben das Bild der Straße, die den Ort im engen Grund durchzieht. Wir überholen eilig die meisten Wanderer, denn für uns gilt es, den Tag zu nützen.

Steiler Bergwald nimmt uns auf. Über uns ragt wie ein drohendes Schwert der Gansfels, dessen Stirnseite von einem mächtigen Kamin durchrissen wird; ein herrlicher Weg, der in gerader Linie mit anregender Kletterei zum Gipfel führt. Wir wollen ihn gehen! Er ist lustig und bietet dem zünftigen Felskletterer viele Möglichkeiten.

Toni nimmt das Seil um und steigt voraus. Im glatten Einstiegskeim sucht er alle Wülste und Tritte auszunutzen, denn er traut der guten Reibung des Sandsteins noch nicht. Doch die folgenden Wandstellen und das griffreiche



Barbarine am Pfaffenstein



Toni Schmid an der Barbarine

Mittelstück im Kamin bieten ihm keine Schwierigkeiten. Wir kommen gut voran. An der nach dem Erstbegeher so benannten Bühnenkanzel, einem hervorspringenden Absatz inmitten der Wand, halten wir erste Umschau in unserm Felsland.

Nun queren wir ein Stück hinüber zur weitaus schwereren Südwand, die hier einen gewaltigen Überhang bildet. Toni drängt mit Macht zum Gipfel. Der enge Schlußkamin bietet Tritte und Griffe genug; nur muß man den Körper öfters drehen, um alle günstigen Möglichkeiten auszunutzen. Mit der Erfahrung des gewandten Felsgebers findet Toni diese auch sofort.

Der erste Gipfel im sächsischen Bergland ist erreicht! Gespannt warten wir auf das Urteil unseres Münchner Freundes. „Dees war a saubere Kletterei!“ sagt er einfach und das Wort erfüllt uns mit Freude! Unsere Herzen werden weit, denn wir sind stolz auf unsere Berge, nicht nur, weil sie ganzes Können verlangen, sondern weil sie gewissermaßen als Vorboten die große Sehnsucht nach den gewaltigen Fels- und Eisriesen der Alpenwelt in uns immer wieder wecken und auslodern lassen. Voller Selbstgefühl zählen wir dem Meisterkletterer Toni die umliegenden Gipfel auf. Wir schildern ihm die Begehungsmöglichkeiten der glatten Wände und der schier unmöglich scheinenden Überhänge, die wir von hier oben überschauen, erzählen ihm von Erlebnissen an dieser und jener Kletterstelle.

Mit dem verstehenden Blick des Gleichgesinnten folgt er unseren Beschreibungen und es drängt ihn, mehr von unsern Bergen kennen zu lernen.

Das Seil als unnötigen Ballast mit uns tragend überschreiten wir noch die hintere Gans durch den brüchigen Kamin. Die beiden Schluchten, die den Weg zum Hauptgipfel unterbrechen und die man springend überwinden muß, bereiten Toni keine Schwierigkeiten, obwohl er an diese Art Fortbewegung im Fels nicht gewöhnt ist. Der Abstieg über den Hartmannsweg, der auch seiner leichten Begehbarkeit wegen Hartmannsallee genannt wird, verleitet zu einem Eiltempo, das im Gegensatz zu allen alpinen Grundfähen steht. Unten landen wir im weichen Sand und sind höchst vergnügt.

Die Rast wird kurz, denn Toni treibt es zu neuen Abenteuern. Wir entscheiden uns für die Steinschleuder-Südwand.

Unter der Last unserer schweren Rucksäcke ziehen wir wiegenden Schrittes hinab zum Wehlgrund. Auf schmalem Pfad erreichen wir bald die zur Bastei führende Heerstraße. Wir überklettern deren schützendes Gitter und verfolgen ein durch die Wände ziehendes Steiglein, das den originellen Namen Rahmhänke trägt, nach zwei Berlinern Rahm und Hänke, die sich einst, wie der seelige Kieselack mit großen schwarzen Lettern an der weißen Felswand verewigten.

Über uns ragt der mächtige Sandsteinblock; unter uns liegt weithingebreitet das Elbtal und unsere Blicke schweifen weit hinaus über das schöne Land, zu den Tafelbergen, zur Kette der Schrammsteine, zum spitzen Rosenberg und über all die lieben Städtchen und Dörfer, die in der Tiefe verstreut liegen. Toni ist von der prächtigen Sicht ehrlich begeistert.

Er steigt wieder voraus. In sicheren Spreizschritten, die seine große Stärke sind, gewinnt er rasch an Höhe, am liebsten sich an der freien Wand haltend. Die Risfverschneidung benutzt er nur selten. Bei einem breiten Band wird die Wand überhängend und nahezu grifflos.

Den Weiterweg vermittelt ein kurzes Kaminstück, das sich nach unten höhlenartig erweitert und den Einstieg erschwert. Bei der hier erforderlichen energischen Stemmarbeit hat sich Toni reichlich schinden müssen, da er sich noch nicht reslos auf die selbst am glatten Sandstein gute Reibung unserer Bastkletterschuhe verlassen wollte. So kommt es, daß jeder Ruck nach oben von ihm mit einem bajwarischen Kraftwort begleitet wird, für das uns die Übersetzung fehlt. Trotzdem langt er recht vergnügt auf dem, der Schlusswand vorgelagerten Pfeiler an. Ohne nach Entschuldigungen, nach „Weil“ und „Aber“ zu suchen, sagt er schlicht: „Ich hab mich ganz richtig g'schunden. Dees Kaminstemmen, dees muß i mir noch genau anschau!“

Das Schlussstück führe ich, der ich den Weg gut kenne. Erst rechts von einem Riß, dann, die rechte Hand in ihm verklemmend, an der linken Wand hoch. Hier mußte schon mancher gute Kletterer lange studieren, bis er die besten Durchstiegsmöglichkeiten fand. Aber Toni überwindet als Zweiter überzeugend und in zügigem Tempo, ohne nur einmal zu stocken oder zu fragen, die äußerst lustige Stelle. „Pfundig, pfundig!“ war alles, was er vorbrachte.

Diesmal halten wir längere Gipfelrast. Die nahegelegene Bastei ist gedrängt voll von Zuschauern, die unsern schönen Aufstieg mit drohenden und jammernden Zurufen begleiten. Uns kümmert das Stimmengewirr wenig.

In Rathen wird ausgiebig gefuttert. Dann gehts weiter. Toni will unbedingt noch die „Barbarine“, unser Glanzstück kennen lernen. Der Weg dorthin ist weit, aber es ist ein schönes Wandern in unserm Gebirge. Die engen, steilwandigen Täler führen rasch hinauf zur „Ebenheit“, aus der sich wiederum die charakteristischen Tafelberge erheben. Die Ebenheit ist leicht gewelltes Land. Wald und Feld mischen sich dort. Wenige Dörfer sind eingestreut. Nur hier auf der Hochfläche kann sich die Landwirtschaft erhalten und ausbreiten. Die Bewohner aus den Gründen und Tälern finden Erwerb bei der Elbschiffahrt oder vereinzelt in Steinbrüchen und verwandten Industrien. Auch der immer mehr zunehmende Fremdenstrom bringt Verdienst in die sonst arme Gegend.

Hinter Pfaffendorf erhebt sich aus den frühlinggrünen Feldern ganz unvermittelt der mit einem schmalen Waldgürtel umgebene düstere Pfaffenstein. Über Felldraine und holprige Steige wenden wir uns der Südseite des Berges zu. Dort ragt unser Ziel, die schlanke Barbarine wie eine feine Nadel zum Himmel empor. „A pfundiga Zapfa!“ Das ist die Begrüßung Tonis für unser Bäbele, von dem die Sage erzählt, daß der Fluch ein verlogenes Mädchen in diesen Stein verwandelt habe.

Beim Hochsteigen über den steilen mit großblockigem Geröll bedeckten Waldhang mehren sich allmählich die Spuren der Nagelschuhtrager. Unterhalb der kleinen Terrasse am Einstieg sind die Stapsen schon breit ausgetreten und leuchten weiß aus dem bemoosten Fels. Es gehört unbedingt zur Kennzeichnung eines zünftigen Dresdener Bergsteigers, die Barbarine „gemacht“ zu haben. Aber gar mancher schon mußte sich an der „Kanzel“ wieder abseilen, weil er den Weiterweg nicht vollends erzwingen konnte und dieser Rückzug endete häufig mit Unglücksfällen leichter und schwerer Art, ohne die Nachfolgenden abschrecken zu können.

Zunächst beginnt ein unschwieriger Riß, der von einem kleinen anlehenden Pfeiler der Kanzel aufwärts führt. Von der Mitte des Risses schwingt man sich, an gutem Griff hängend, um die Kante herum an die Wand. Dort findet sich ein feines, vom Riß aus nicht wahrnehmbares Band für die Füße. An der Kante, nach ihrem ersten Begeher Ulrich genannt, geht es in lustiger, nicht leichter Kletterei zu den „Köpfen“. Dort oben ist der zweite Sicherungsring. Der erste Kopf wird links überwunden. Den zweiten muß man weiter rechts anfassen, um dann wieder etwas nach links zu wechseln. Die beiden Überhänge sind äußerst schwierig und diese Eigenschaft haftet auch dem Gipfelanstieg an.

Herbert geht voraus. Es ist eine Freude zu sehen, wie er in sauberer Beinarbeit den Riß überlistet. Toni als Zweiter übernimmt die Sicherung. Bald sind wir auf der Kanzel vereinigt, während Herbert schon den zweiten Ring erreicht. Er kennt eben den Weg und seine Lücken genau. Jetzt kommt an Toni die Reihe nachzufolgen. Eine feine Verschneidung verführt ihn dazu, in die freie Wand hinauszuhangeln.

„Halt, Toni! So wird es nichts! Du gehst viel zu weit draußen! Der Einstieg zum Riß muß von unten genommen werden!“

„Laßt mi doch probieren! i spar mir die halbe Arbeit, wenn i seitwärts in den Riß komm'! Und Spuren seh ich hier auch!“

„Die dort gegangen sind, haben auch wieder umkehren müssen!“

Aber Toni läßt sich nicht belehren. „I probiers halt!“ Er steigt bedächtig hoch. Bald ist er in gleicher Höhe zum Rißeinstieg. Dann aber stockt sein

Vordringen. Wir lachen laut und Toni muß mitlachen: „Nix zu machen, i fehr um!“

Die gesparte „halbe Arbeit“ wird zur doppelten. Der ganze bayrische Wortschatz muß mithelfen. Grinsend schauen wir zu, wie sich Toni schindet und halten nicht mit weisen Randbemerkungen zurück. Aber der läßt sich nicht aus der Ruhe bringen: „Nur langsam! i pack's scho noch!“ —

Endlich hat er den zur Allrichtskante führenden Griff erreicht. Es gibt kein langes Besinnen. Sein Körper schwingt sich um die Kante, die Füße erfüllen leicht mit dem Instinkt des felsgewandten Kletterers das schmale Band. Er richtet sich hoch; ein letzter Schnaufser, noch ein Kraftwort, dann geht er weiter. Hier an der lustigen Wand kann er alle Fähigkeiten entfalten. Er steigt leicht und frei, als ob es Griffe und Tritte in großer Auswahl gäbe. Auch die Gipfelföpfe überwindet er vollkommen sicher; mit wahrer Lust packt er sie an. Schnell ist er oben.

„Nur nachkommen!“ ruft er mir schadenfroh zu, „aber gib fei auf den Riß einstieg acht! Es hat scho manchen g'geben, der da falsch g'gangen is!“

Ein Hohngebrüll antwortet: „Gerade haben wir einen gesehen!“

Bei meiner Länge sind solche glatten Rißstellen, wie sie die Barbarine aufweist, doppelt unangenehm. Nie weiß ich, wo ich meine Beine unterbringen soll. Drum ist es kein Wunder, daß auch ich bald keuche und pruste. Toni hat daran seine helle Freude und überschüttet mich mit guten Lehren. Wenn ich aber mal verschnaufen will, zieht er tückisch das Seil an, so daß ich beinahe wie ein Sack ins Pendeln komme. Er rächt sich bitter für unsern Spott vorhin.

Da packt mich die Wut! Ein energisch wiederholtes Hochstemmen, dann habe ich den ersehnten Griff gepackt, schwinde mich um die Kante und turne über die Köpfe zum Gipfel.

Handschlag und frohe Umschau! Der Tag ist noch schön und unsere junge Freundschaft verbindet gleichgestimmte Herzen. Wir freuen uns ehrlich unserer Leistung; wir freuen uns der Berge und des herrlichen Landes, unserer Heimat, an der wir mit allen Fasern hängen. Nun kann der Abend und der fern drohende Regen kommen. Was kümmerts uns; die Lat ist unser!

Nach schnellem Abseilen wandern wir noch zum massigen Felsbau des „Försters“. Dort gibt es für Toni Unterricht im Kaminstemmen, worin er bald fabelhafte Fortschritte macht. Im Dämmerlicht gehts dann hinunter zum Städtchen.

Es ist beinahe Nacht, als wir nach Schmilka kommen, wo gute Freunde auf uns warten. Rasch bildet sich im Gasthof eine fröhliche Runde. Auch im Nebenzimmer geht es bergsteigerisch her. Eine kleine alpine Vereinigung

feiert dort irgend etwas. Gegen Mitternacht wird es still drüben. Dann tut sich die Tür auf; der ganze Verein kommt feierlich mit einem großen Humpen herein: „Prost, Toni Schmid!“ Ein kerniges Berglied steigt, dann ziehen die rauhen Gesellen, die morgen wieder eine schwere Sache angehen werden, zurück zu ihrem Fest.

Toni ist ganz still geworden. „Dees hat mir besser g'fall'n, wie all die überflüssigen Einladungen und Feiern mitsamt ihrem guten Essen und Trinken und ihren g'schwollenen Reden!“ — —

Sonntag im Mai! Aber dieser Sonntag ist trist wie im November. Nebel jagen um die Bergspitzen. Der Himmel ist grau in grau getaucht und feiner Regen macht die Lde noch trostloser. Wir sitzen unter einer überhängenden Wand des Falkensteins mit vielen Kameraden um ein mächtiges Feuer.

Heute wollten wir unserm Freunde diese schroffste Zinne der Schrammsteine zeigen. Aber leider läßt der nasse Fels keine schwierigen Unternehmungen zu. So sitzen wir denn und warten auf Besserung. Wenn Nebel um die Zinnen der Schrammsteine brauen, wenn das Elbtal im grauen Nichts verschwindet, wenn die Zacken der Sandsteintürme nur schemenhaft zu sehen sind, dann drängen sich einem Erinnerungen an Schlechtwetterfahrten in den Alpen auf, Vergleiche mit der oder jener abenteuerlichen Tur, die wir im Dolomit oder Urgestein der Alpen erlebten. Auf Rucksäcken sitzend oder an den Fels gelehnt plaudern wir von den Bergen, von Bergen der Heimat und der Ferne. Auch Toni erzählt. Ganz bescheiden, ohne sich jemals in den Vordergrund zu drängen, berichtet er von seinen Fahrten und Erfolgen. Nichts deutet darauf hin, daß er sich seines Ruhmes von der Matterhornwand bewußt ist. Aber die unendliche Sehnsucht des jungen Bergsteigers nach jenen fernen Höhen leuchtet aus seinen Worten.

Endlich sind die Stunden des Wartens vorbei. Es hellt sich auf. Wir machen uns kletterfertig und packen den Hohen Riß am Falkenstein als unser nächstes Ziel an. Er weist keine besonderen Schwierigkeiten auf, die auch bei solchem Wetter unüberwindbar wären. Aber seine gerade Linienführung und seine anregende Kletterei machen ihn zu einem der schönsten Wege. Toni steigt leicht und flüssig. Er kann an dieser Verschneidung seine sicheren Spreizschritte mit Genuß anwenden.

Mit Friß Birkgit und Herbert Seidel begeht er dann noch die schwere Südwestkante am Winklerturm. Er hat helle Freude an seinen beiden Gefährten, die mit ihrer überzeugenden Technik wirklich beste Kömmer sind und läßt sie ein, doch mit ihm und andern Kameraden vom Münchener A. R. Berggeist auch einmal in den Alpen zu klettern. „Ihr bringts dort scho

mehr wie der Durchschnitt heraus!“ Die Augen der beiden leuchten. Das wäre Erfüllung von Wünschen, die nur gedacht, aber nie ausgesprochen waren.

Schwer wird uns allen der Abschied vom blonden Toni, der wieder zu seinen Niederseßlitzer Freunden, der Familie Dr. Paul Rauffmann heimkehrt.

Einige Tage später bin ich noch einmal mit ihm in unsere Berge gezogen. Toni Schmid führte uns überzeugend ruhig und in ganz vorbildlicher Arbeit den Pfeilerweg auf den Talwächter. Die enge Rißstelle überwand er, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. Vom Gipfel des Türkenkopfes, dessen Südwand uns zum Opfer fiel, grüßte er noch einmal mit hellem Ruf die liebgewonnene Landschaft und hoffnungsfroh klang sein Wort beim Abschied: „Glei nach Pfingsten komm i wieder zu Euch!“

Es hat nicht sein sollen! Ein tückischer Dämon riß den siegestrahenden Helden zur Tiefe.

Aber er ist doch einer der unsern geworden. Nicht sein Name, nicht sein Ruhm oder seine Auszeichnungen haben ihn uns zum Freunde gemacht. Sein schlichter Sinn, sein frohes offenes Wesen und sein begeisterungsglühendes Herz für die Schönheit und Majestät der Berge woben das unzerreißbare Band zwischen uns. Wir waren stolz darauf, daß er den sächsischen Bergsteiger und seine Leistungen achtete und Freude an unsern Bergen fand. Es war ihm nicht mehr vergönnt, das Abzeichen des sächsischen Bergsteigerbundes zu tragen, um damit kundzutun, daß auch unser Elbgebirge ihm frohe von Gipfelglück und Bergsieg erfüllte Stunden geschenkt hatte.

Ortler-Nordwand

Erste Begehung am 22. Juni 1931

Von Hans Ertl, München

Mit mehr als 1400 m und einer wechselnden Neigung bis fast zur Senkrechten schließt die Ortler-Nordwand vom Gipfel zum Marktferner ab. Eis und Steinschläge aus den Gerabändern des Schirfeks und vom Rothböckgrat peitschen von Zeit zu Zeit jene riesige Steilflanke und oft trägt der Wind bis zur Waldgrenze herab den feinen Staub der Eislawinen.

Daß ich die Ortler-Nordwand im August 1930 vom Rothböckgrat aus genau studiert und vergeblich belagert hatte, war im engeren Münchner Alpinistenkreis kein Geheimnis gewesen. Bereits um Pfingsten 1931 erfolgte der erste regelrechte Angriff auf die Wand durch zwei unserer besten Eisgeher, Willi Merkl und Willi Welzenbach.

Nach Äußerung Willi Merkls hatten sich die beiden in der Eisflanke über 600 m emporgearbeitet, dann zwangen widrige Verhältnisse zur Umkehr.

Da die oben Genannten ihre Versuche sicher in Bälde wiederholen würden, und ich natürlich meine „alte Liebe“ vom Vorfommer ohne Pickelhieb nicht fahren lassen wollte, so setzte der Ansturm auf die Ortler-Nordwand ein, bei dem ausnahmsweise einmal das Glück auf meiner Seite war.

Mein Klubkamerad Franz Schmid vom „Alpenkränzchen Berggeist“ war der Einzige, den ich in aller Eile für meinen Plan gewinnen konnte, und am 19. Juni schon jagten wir beide auf unseren Fahrrädern den Reschenpaß hinab und hinein ins schöne Vintschgau. Daß wir uns seit Jahren unsere Bergturen „mangels Masse“ erradeln mußten, daran waren wir längst gewöhnt, und unser Auftrieb war auch bei dieser Fahrt trotz des schweren Gepäcks und der vielen Kilometer ganz mächtig. Nach 22 stündiger Radelerei hoben wir an einem schönen Juniabend in Sulden unser wundes „Eisfleisch“ aus dem Sattel und da behauptete Franz, der doch 14 Tage vorher erst mit einem halbsteifen Knie das Krankenhaus verlassen hatte: „diese Schinderei sei das allerbeste Training für die geplante Tur“.

Direkt unter der Nordwand oben auf Ladum, der grünen Insel inmitten einer öden Stein- und Eiswüste, stand unser kleines Zelt. Eine alte Zirbe deckte schützend ihre knorrigen Äste darüber und verlieh dem ganzen Lagerplatz etwas Wohnliches und Behagliches. Nur die allzu enge Nachbarschaft mit einem Ameisenhaufen wurde ein wenig störend empfunden, denn die „lieben

Tierchen“ boten uns besonders während der Nachtstunden etwas zu viel an Unterhaltung. Der folgende Tag war als Rasttag gedacht und dem Studium der Wand gewidmet. Neben tiefblauen Enzianglocken räkelten wir uns faul in der Sonne und dösten dahin Stunde für Stunde.

Glockentöne läuteten uns empor aus schönen Träumen. Verschlafen rieben wir die Augen. Starreten wie gebannt auf ein paar Kühe, die unser Lager überfallen und fast den ganzen Brotvorrat aufgeessen hatten. Wer in diesem Augenblick intelligenter ausah, wir oder das liebe Rindvieh, kann ich nicht beurteilen.

Auf alle Fälle waren wir bald „Herren der Situation“ und als Entschädigung preßten meine nicht gerade sanften Alpinistenpranken den letzten Tropfen Milch aus prallen Eutern.

Am Abend waren alle Vorbereitungen getroffen für den nächsten Tag und nach einem besonders kräftigen Mahl, einem großen Haufen Milchreis, krochen wir zeitig ins Zelt.

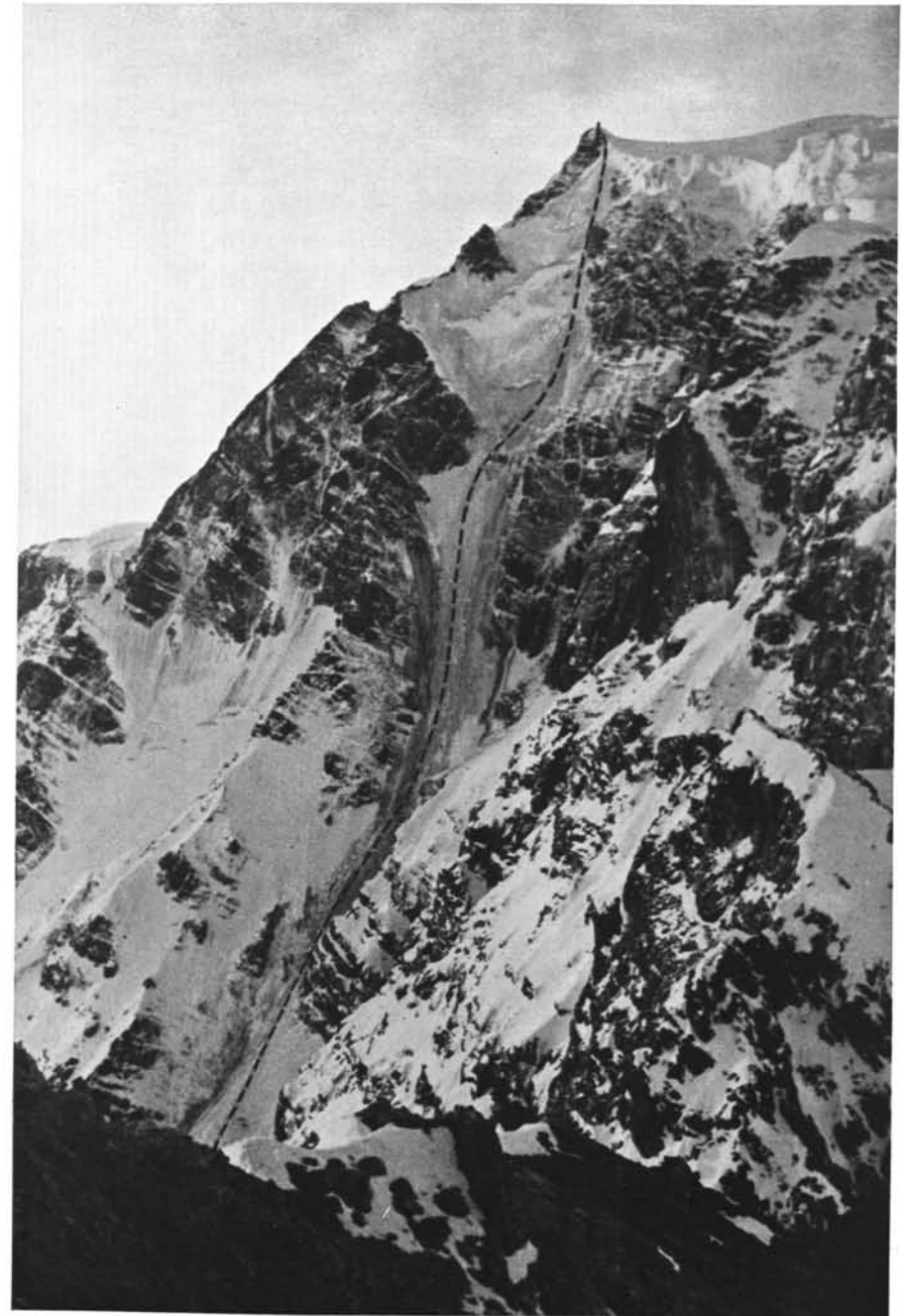
„Wenn nur das Wetter hält“, meint Franz noch vor dem Einschlafen. — Und es hielt nicht.

Um 1 Uhr 30 Min. nachts verließen wir das Lager. Die Luft war ganz eigenartig lau, kein Tröpfchen Tau lag auf den Gräsern und am tiefschwarzen Nachthimmel jagten schwere Wolkenhaufen von Südwesten her.

Statt beinhardttem Firn, sauler, nasser Schnee, in dem wir fortwährend knietief einbrachen. Eintönig kluckten die Wasser in der großen Randkluft, dem Einstieg zur Nordwand. Der Firn war hier so faul und so zäh wie unten, Steigeisen daher völlig überflüssig. Die Kerze erlosch. Langsam gewöhnte sich das Auge an das Zwielficht. Immer breiter flossen die grauen Wolkenmassen über den Sabarettalamm herein ins Sulbener Tal. Ja, aus jeder Spalte, jeder Kluft huschten spukhaft Nebelfetzen, wurden größer, immer größer und hüllten schließlich alles ein in gleichmäßig grauen Dunst.

Auf den Püchel gestemmt, fuhren wir wieder hinab zur Moräne. Aus dem Zeltlager von Ladum drang ab 4 Uhr wieder langgezogenes lautes Schnarchen, bis hinein in den halben Tag.

Ein heftiges Nachmittagsgewitter hatte der Natur die langersehnte Abkühlung gebracht und nun klarte es langsam auf. Bis auf 3000 m herab war Graupelschnee gefallen und an den Graten und Zinnen des Ortlerstoßes hingen wogende Neuschneefahnen, von der Abendsonne vergoldet. Im Schatten herrschte bereits eine empfindliche Kälte und wir hofften, für morgen aller Wetterforgen enthoben zu sein. Eben entledigte sich die Wand ihres Neuschneeschnuckes und eine riesige Staublawine strich über die eisige Flanke zu Tal. Was heute noch runterfällt, kriegen wir morgen nicht auf den Kopf, dachten wir uns und krochen voll Zuversicht frühzeitig in den Schlaffack.



Ortler — Nordwand

In sternenheller Nacht pilgerten Franz und ich den Moränensteig hinauf, der zur Tabarettahütte führt. Unten am Lagerplatz flackerte noch das Holzfeuer, an dem wir unser Frühstück bereitet hatten. Keiner von uns beiden sprach ein Wort, nur der gleichförmige Takt unserer Schritte durchbrach die Stille der Nacht, und Gishaken und Karabiner klirrten leise am Gürtel. Bald verließen wir den Pfad und wechselten hinüber auf eine Firnzunge, die zum Einstieg führte. Beide stürmten wir dahin, mit leichten Schritten, wo wir gestern mühsam und schweißtriefend uns vorwärtsgewühlt hatten. Im oberen Firnboden des Marktfeners legten wir die Steigeisen an und verteilten Gishaken und Karabiner. Mit zwei 40-Meter Seilen verbunden — wie es sonst nur bei ganz schweren, modernen Felsfahrten üblich —, verließen wir den „Sattelplatz“.

Beim ersten Dämmern des Tages überschritten wir die Randkluft auf einer meterdicken Lawinenbrücke (Aneroid 2450 m).

Tief unten am Payerhüttenweg tänzelten die Laternen einer Führerpartie. Ein ehrliches „Glückauf“ flog zu uns empor, das wir mit lautem Gebrüll beantworteten. Stürmerdrang beseeelte uns beide, und am kurz genommenen Seil liefen wir förmlich den hier noch stärker geneigten Hang hinauf.

Bald engte ein mächtiges Felstor die Wand ein und drängte uns unweigerlich an die große Hauptlawinenfurche, die wir bis jetzt scheu gemieden hatten. Auf schmalem Firnbord zwischen Felsturm und der hier mehr als 10 Meter tiefen Rinne schlichen wir aufwärts. Noch regte sich nichts in der Wand, nur Graupelkörner vom gestrigen Gewitter rieselten herab, vom Morgenwind irgendwo aufgestöbert.

Wenige Stunden später und das Kanonentrohr wird Tod und Verderben speien. Die Wand erweiterte sich wieder, zwang uns einzeln zu gehen und mit dem Pickel zu sichern.

Heller Tag war es nun geworden. Langsam tasteten sich die ersten Sonnenstrahlen über die Wand herab und klonnen mit zitterigen, aber gefährlich warmen Fingern über die Türme von Tschirfack und Rothböckgrat zur Tiefe. War unser Tempo bis jetzt schon stark gesteigert, so wurde es nun vollends zum Sturmschritt und pfeifend fuhr der Atem durch die Lungen. Eine glattgeschleuerte breite Sekundärrinne hemmte unser flottes Vorwärtsdringen. Die ersten Steine schwirrten heulend um unsere Köpfe.

Franz postierte sich hinter einem Felsen und sicherte meinen Weiterweg. Hastige Pickelschläge; schwarze Eischollen springen ab, Kerbe um Kerbe entsteht, gerade genügend um die eine Randreihe der Steigeisenzacken aufzunehmen. Der erste Eisnagel fährt in sein Element, der Gefährte kann nachkommen. Meter für Meter raffte ich ein, länger und länger zog sich die

Seilwurf nach unten. Kaum hatte Franz die Selbstsicherung bei mir im Haken, gings wieder weiter, Schritt für Schritt, immer höher fraßen sich meine Zehnzacker empor in dem harten Firn, der nun auf etwa 50 Grad zu schätzenden Neigung der Wand.

Noch 5 Meter, noch zwei! Da tönts von unten: „Seil aus!“

Ein paar hastige Pickelschläge, ein kleiner Stand für einen Fuß mußte vorerst genügen. Eng presste sich der Körper an die Wand. Vorsichtig schob sich die linke Hand hinter den Rücken und nestelte einen Haken los vom Gürtel. Mein Nagel saß kaum erst zur Hälfte im Eis, ein Zuruf, und der Freund unten entfernte seinen Sicherungshaken. Wie Spechte klopfen wir dann beide an der Steilwand. Jetzt hing ich mich an den frisch eingetriebenen Sicherungsstift und schlug mit dem Pickel einen kleinen Standplatz. Gleichmäßig schnell holten dann meine Hände das Seil ein und bald stand Franz bei mir auf neuem Postament. Wieder das Schnappen der Karabiner, und meine Tätigkeit begann von neuem. Seillänge um Seillänge legten wir so zurück in wunderbar gleichmäßig flotter Arbeit. Kein Handgriff zuviel, keiner zu wenig, alles ging wie am Schnürchen, oder moderner ausgedrückt, wie am laufenden Band.

Drohend wucherte über der Eisrinne der letzte Turm des Rothböckgrates, von dem sich ständig Felsbrocken lösten. Heulend fauchten sie an uns vorbei, über uns hinweg und peitschten uns auf, Bestes zu geben. Tempo und raffinierte Technik nur konnten das Rennen gewinnen.

Um 8 Uhr morgens schon lag die große Eisrinne hinter uns und mit ihr die Hälfte der Wand (Aneroid 3200 m).

Die Führerpartie von heute früh stand nun etwas höher als wir drüben am Firngrat des Schirfacks. Hell klangen die Zuchzer auf beiden Seiten. In vier Stunden sind wir leicht oben, schätzten Franz und ich; legten dann vorsichtig noch eine Stunde dazu und haben in Wirklichkeit noch 12 Stunden gebraucht.

Mit ganz außergewöhnlicher Neigung begann der zweite Wandteil, der mit sechs riesigen Eisüberhängen trichterförmig auf der Steilrinne aufsteht. Hohnvoll glatt hing der erste Überhang über unseren Köpfen. Rechts davon der Weiterweg. Zuerst die Umgehungsstelle, dann die Eisbarriere mit dem kleinen Felsköpfel, zugleich Schlüsselstelle der ganzen Fahrt. Selbst unsere kühnsten Erwartungen wurden jäh zunichte beim Anblick dieser Wülste und Eisbastionen. Dort oben also mußte die Entscheidung fallen. Ein schmaler Firnstreifen zieht den blanken Hang hinauf gegen das Hindernis. Noch konnte ich mit Steigeisen allein auskommen, wenn auch die Knöchel zum Bersten gespannt waren. Bald aber mußte ich Stufen hauen, Nase fest an der un-

glaublich steilen Wand. Vereiste Felsen, die daraus hervorragten, bildeten, von der Glafur befreit, willkommene Stützpunkte. Weniger erfreulich war die Entdeckung, daß an Franzens Steigeisen eine Zackenspitze nach der andern brach; gerade jetzt, wo die eigentliche Blankeisarbeit erst begann! Ein Materialfehler trug die Schuld an dem bedauerlichen Vorkommnis; und der Weiterweg mit diesen Gleiteisen war besonders für meinen Freund eine heikle und gefährliche Angelegenheit. In einer Art Verschneidung, die die Wand mit dem Fußpunkt des Überhangs bildete, stiegen wir höher, Meter für Meter.

Der Überhang, der von unten gesehen eine einzige einheitliche Masse bildete und an dem unser Anstieg vorbeiführte, entpuppte sich von der Seite als ein Chaos von Eisgebilden. Erstaunt fiel der Blick in die blaugrünen Grotten und Klüfte. Dünne, über 80 Meter hohe Kamine und Kulissen türmten sich auf, und der Gedanke, sich hier einfach emporzustemmen, wäre in die Lat umgesehrt worden, hätte uns nicht ein dumpfes Dröhnen und Knacken im Innern des Überhangs zu schleunigem Weitergehen veranlaßt.

Katlos standen wir nach einer Seillänge vor dem riesigen Eiswall und spähten nach einer Durchstiegsmöglichkeit. Kein Riß, kein Kamin, nichts als die glatte abweisende Kristallwand. „Wenn wir nur erst oben wären, eine einzige Seillänge weiter oben, wo die Sonne scheint!“ In stetem Gleichmaß hämmerte mein Pickel. Zwanzig, dreißig Schläge waren nötig, bis ein Tritt in dem unglaublich harten und spröden Eis zustandekam. Alle paar Meter schlug ich einen Haken, um zu sichern und auszurasen. Dann und wann kollerten über die düsteren Felswände rechts von uns Eiszapfen herab, von der Mittagssonne gelöst. Voll banger Erwartungen schauten wir jedesmal dann hinauf zu den großen Eiswülsten, die einige hundert Meter höher, mit grünen Bruchflächen sturzbereit auf den Felsen lauerten.

Weiter hackte ich, in zäher anstrengender Arbeit. An Kerben zog ich den Körper hoch, mit steifen, blutenden Fingern. Durch die scharfkantigen Eissplitter waren die nassen Finger bald verletzt, Kälte riß die kleinen Wunden immer weiter auf und jeder Griff und Tritt war schließlich rot markiert. Haken auf Haken trieb ich ein und jedesmal frohlockte ich, wenn mein Selbstsicherungskarabiner eingeschnappt war. Schlass vom fortwährenden Hämmern sank mein rechter Arm, und auch der linke konnte den Körper kaum noch halten. Eisernen Willen verlangte diese aufregende Muskelarbeit. Mit Anspannung meiner letzten Kräfte nestelte ich die Selbstsicherung los. „Schnapp!“ sie hing im Haken und damit ich. Nun konnte ich wenigstens die Arme etwas schlenkern, die Muskeln lockerten sich und sammelten frische Kräfte.

„Seil los!“ Franz mach' s. Ich zog mir soviel herauf, als ich brauchte zum

Einhängen. „Zug!“ das Seil war straff. Und ich ging mit den Eifen von einer Kerbe zur anderen. Leidlich sicher stand ich so in der Wand, den Haken in Nabelhöhe. Das Spiel konnte von neuem beginnen.

Eben glättete ich mit dem Eisbeil einige kleine vorspringende Wülste ober mir, als mich ein dumpfes Krachen aufschreckte. „Achtung!“ schrie Franz noch, dann war's finster um uns. Instinktiv schützte der rechte Arm den Kopf, während die andere Hand den Haken umklammerte. Bange Sekunden folgten, dann wurde es wieder hell. Weit unten gähnte der finstere Schlund der Randaufkluft und verschlang gierig die letzten Reste von dem Eiskoloß, der sich ober uns von der Galerie gelöst hatte. Starr und gebannt schauten wir zur Tiefe. Welch ein Glück, daß wir noch hier hingen und nicht schon oben waren am Felsköpfel.

Jäh mußte so der unbändige Auftrieb von heute morgen in gemäßigtere Bahnen zurückgleiten und nur die dauernde Gefahr und die ungeheuren Schwierigkeiten hielten uns in Spannung. Gleichmütig und mit stumpfen Sinnen fast, arbeitete ich mich höher. Immer näher rückte die Kante mit dem kleinen Felskopf; mein letzter Haken war geschlagen, nur wenige Meter noch trennten mich von dem ersehnten Ziel.

Franz mußte wieder nachkommen und die untersten Stifte heraus schlagen. Ein einziger entwich den klammernden Fingern und verschwand klirrend in der Tiefe. Fast alle waren sie krumm durch die Härte des Eises und zeigten die abenteuerlichsten Formen. Am Eis aufgelegt, klopfte sie der Gefährte zurecht, am Seil schwebten sie zu mir in die Höhe. Einen Haken noch trieb ich direkt in die Kante. Ein vorsichtiger Klimmzug, bang spähte ich hinüber. Doch frei lag der Weg vor uns. Eine einzige Kerbe noch, ein letzter Zug von unten, dann schwang ich mich hinaus in die Sonne.

Eine meines Erachtens 60° geneigte Eistrinne zog vor mir nach oben, zwischen den nächsten Überhängen und der Felswand eingebettet und erschien fast flach nach dem Vorhergegangenen. Wenige Meter weiter links war ein dicker Firngrat aus angewehstem Neuschnee. Ein willkommener Rast- und Sicherungsplatz! Bis zur Haue konnte ich den Pickel hineinstoßen; nachdem ich eine tiefe Grube gestampft, konnte der Freund getrost nachkommen.

Lange hörte ich sein Scharren und Klopfen, bis der schwarze Haarschopf hinter der Kante auftauchte. Mit beifälligem Grinsen überreicht er mir ein Bündel Eisenzeug, das einst den stolzen Namen Eishaken geführt, jetzt aber Stopfseilziehern zum Verwechseln ähnlich sah. Ein Blick auf die Uhr zeigte die zweite Nachmittagsstunde. Nach 11 Stunden also die erste Rast. Gierig verschlangen wir etwas Dörrobst, dann eine Kleinigkeit Schwarzbrot mit Speck. Mehr als 1000 m Wand lagen hinter uns, über 400 m trennten uns

noch vom Gipfel. Viereinhalb Stunden hatten uns allein die letzten 40 Meter gekostet. Nach kurzer Rast trieb's uns wieder weiter. Die Oberfläche war hier etwas gekörnt und wir kamen bei einiger Vorsicht ohne Stufen ganz gut aus. Alle 20 Meter schlug ich einen Haken, den wir uns vorher gerade gedengelt hatten, und nach 60 Metern lag auch das zweite Hindernis unter uns. Wir standen nun fast in gleicher Höhe mit dem Vereinigungspunkt von Markt- und Rothböckgrat und waren voll Zuversicht für den Weiterweg. Die Beschaffenheit des Eises ward zwar immer schlechter und an den steileren Stellen in der Höhe des dritten und vierten Überhanges war ich sogar gezwungen, wieder Kerben zu meißeln und mit Haken zu sichern. Bei jedem Schlag brach die dünne Eisschicht, mit der die blanke Wand überzogen war, unter lautem Knall. Kalte Schatten lagen schon auf den Bergen, als wir um 1/2 6 Uhr abends endlich die zwei letzten Eiswülste angriffen, und nur das Eisdreieck der Schlußwand hoch oben gleißte noch in der goldenen Spätnachmittagssonne.

Wenigstens waren wir heute aller Wetter Sorgen ledig, denn gleichmäßig blau wölbte sich über uns der Himmel, und die paar Wolken schiffe, die weit draußen im Norden über unsere Heimathberge segelten, waren hier für uns bedeutungslos.

Steiles Blankeis am vorletzten Hindernis war mit einer dicken Lage von losem Kristallschnee bedeckt, den nur noch eine dünne Harschdecke an der Oberfläche zusammenhielt. Mit der rechten Hand legte ich den Pickel waagrecht auf die Eisschicht, ein Druck und tief verankert war der kurze Stiel. Die linke Hand bohrte Loch für Loch und wühlte sich tief hinein in die eisige haltlose Masse. Mit den unmöglichsten Schwimmbewegungen wand ich mich aufwärts, stemmte und spreizte und gewann trotz unsäglicher Anstrengung kaum einige Zentimeter. Jetzt klebte ich unterm Wulst, inmitten einer seichten Verschneidung; rechts vollkommen vereister Fels, links der tückische Kristallschnee. Mit der Rechten kann ich mir endlich einen Felszacken freiwühlen und mich daran verkrampfen. Aber nirgends ein Haken anzubringen, jetzt, wo mich langsam die Kraft verließ. Verflucht, nun schließt sich auch noch die Hand im Krampfe! Mit Mühe konnte ich einen Haken loslösen vom Karabiner und ihn zwischen Glasur und Gestein stecken. Wenigstens ein kleiner Stützpunkt für die linke Hand! Nach kurzer Rast raffte ich mich auf zum letzten verzweifelten Angriff in der Verschneidung.

Wild fuhr die blutige Hand zwischen Fels und Eis umher und haßte fiebernd nach Griffen. In wüster Balgerei konnte ich mich einen einzigen Meter emporringen. Zwei Meter nur trennten mich von der Kante, hinter der ich einen Standplatz vermutete. Doch ich war am Ende meiner Kräfte. Ich konnte einfach nicht mehr. Aber 15 Stunden schon kämpften wir in der Wand

und noch keine Aussicht auf Erfolg! Wenn ich nur stehen könnte, wenige Sekunden nur und rasten! Verdammt arg hätt' ich's nötig, Kräfte zu sammeln. Eine halbe Seillänge weiter unten winkte der letzte kleine Stand. Hinabklettern zu ihm war unmöglich. 10 Zentimeter Rückzug nur, und das Gleichgewicht wäre verloren! Stumpfsinnig stierte ich meine zerfetzten Hände an. Noch hielten sie den Griff eisern fest. Wie lange noch? Gleichgültig schätzte ich die Höhe bis zum letzten Haken unter mir, dem einzigen, durch den das Seil lief. Wenn ich jetzt losließe? —

Ein Blick hinab zum Kameraden. Mit kältestarren Händen hielt er das Seil. Seine Füße waren bereits gefühllos. Aber kein Wort des Anmuts, kein Murren kam aus seinem Munde. Gespannt verfolgte er meine Bewegungen.

Mit ruhigen überlegten Worten munterte er mich auf und lobte meine Arbeit. „Mach' nur gemächlich weiter, Hans, bald ist das Größte überstanden! Schau, dort oben winkt der Gipfel, das Ziel, die Erlösung!“ — „Und wenn die Kraft nicht mehr reicht und die Nacht überrascht uns hier, mitten in der Eiswand?“ — „Dann nageln wir uns einfach fest, und stülpen den Schlaffack über. Morgen ist auch noch ein Tag!“ — Wie wohl das tut, einen Menschen in der Nähe zu haben, der Freud und Leid redlich teilt. Langsam erwachte der alte zähe Kampfgeist wieder, der Wille zu leben, endlich hinauszukommen aus dieser furchtbaren Wand. 2 Meter rechts von mir ragte ein plattiges Schieferstück aus dem Eisüberzug hervor. Wäre ich erst drüben, hätten wir gewonnenes Spiel. Mit Seilzug wär's möglich, aber ich brachte ja keinen einzigen Haken an, auf den ich mich einigermaßen verlassen könnte. Gleichviel, ich versuch's! Zwischen Glasur und Gestein steckte ich senkrecht den Stift. Zwei leichte vorsichtige Schläge nur trieben ihn ein bis zum Ring. Wird er den Zug aushalten? Ist der Griff drüben gewachsener Fels? Oder ist die Platte nur im Eise festgebunden? Ich darf nicht überlegen. Fast waagrecht lag ich in der Wand, stemmte und reckte mich. Mit äußerster Vorsicht, um ja den Haken nicht ärger zu beanspruchen, als unbedingt nötig war. Zentimeter um Zentimeter pirschte ich mich so heran an das ersehnte Ziel. Der Zug war stärker, verdächtig knistert's beim Eisen. Da, ein lautes Knacken, ein letzter verzweifelter Griff — Gottlob, ich hänge dort, wo ich will! Kläglich himmelt der lose Haken am Seil entlang zur Tiefe.

Einen Meter spreizte ich mich noch hoch. Verkeilte die linke Faust in einem klaffenden Riß des Eisüberhangs und konnte nun ein wenig verschnaufen. Ein Standplatz, wie ich vermutete, existierte hier allerdings nicht. Gleichmäßig steil strebt die Eiswand empor. Bis zum Ring fraß sich ein Haken hinein, und mit dem Einschnappen des Karabiners hatte alle Not ein Ende. Froher als zuvor,

umging ich den Überhang, der nach zehn Metern in einer Eissrinne endete, nun vollends auf Seilzug nach rechts. Dort schlug ich meinen letzten leidlich geraden Haken. Doch er wollte schon nicht mehr ziehen. Die anderen waren vollkommen unbrauchbar und lagen im Rucksack des Freundes. Mit dem Stift konnte ich unmöglich sichern, denn er hielt kaum mich. Außerdem zog sich das Doppelseil nicht mehr. Aber winkte denn nicht 40 Meter ober mir eine herrliche Sicherungsterrasse am letzten Hindernis? Wenn wir uns losknüpften vom zweiten Seil, reich's bis hinauf. Ein Seil zog sich gerade noch durch den Karabiner. Jetzt hatte ich die beiden Enden miteinander verbunden und stieg weiter. Der 40 Meter lange und nasse Seilschwanz, den ich hinter mir herzog, drohte mich ständig aus dem Gleichgewicht zu reißen.

Nur jetzt nicht straucheln! Nur jetzt nicht rutschen! Fast stand mir der Schweiß auf der Stirne. Von einer wirklichen Sicherung keine Spur, nur moralisch war ich mit dem Freunde noch verbunden. Die schlechte Eisbeschaffenheit und die ungewöhnliche Steilheit der Flanke kam mir erst jetzt so recht zum Bewußtsein und ich war herzlich froh, mit den letzten Metern Seil gerade noch den Standplatz zu erreichen.

Eine leichtverschneite Kluft durchriß am oberen Rande die Terrasse, und nachdem ich die Schneedecke durchgestoßen, kroch ich hinab in den tiefgrünen Rachen. Ein idealerer Sicherungsplatz war kaum noch zu finden, und mit wahren Indianergeheul forderte ich den Gefährten zum Nachkommen auf. Der gewichtige Rucksack erschwerte ihm das Hochturnen ungemein. Mit äußerster Kraftanstrengung rang sich der Kamerad bis zum Haken. Endlich konnte ich das verklemmte Seil einholen. Den letzten wackeligen Stift befreite ein leiser Hebeldruck mit der Pickelnase und schnell stand Franz bei mir. Eng zusammengekuschelt gönnten wir uns hier die zweite Rast des Tages. Zuckerkaud überprüften wir die etwa auf 50° geschätzte, aber sonst hindernislose Schlußwand und alle Zweifel um das Gelingen der Tur waren im Nu verschwunden. Fröstelnd krochen wir wieder heraus aus unserem eisigen Wigwam und raffen uns auf zum letzten Ansturm. Furchtbar ermüdend war noch das Aufwärtswaten in dem tiefen, oberflächlich verharschten Schnee, doch mit dem Erreichen des Grates waren auch diese Qualen zu Ende. Im Lauffschritt hekten wir vorwärts. Wenige Meter noch, und wir standen im weichen Firn der Drölerhochfläche. Vor mehr als 17 Stunden hatten wir den Bergschrund überschritten. Langsam und feierlich stapften wir gipfelwärts. Um 1/29 Uhr abends ließen wir uns im Windschatten der Gipfelwächte nieder. Der Abend war bezaubernd schön, und wir vergaßen auf wenige Minuten die Strapazen des heutigen Tages. Vorbei waren jene furchtbaren Stellen, von denen wir oft nicht mehr wußten, wie wir uns darüber hinwegschwindeln sollten. Müde

waren wir ganz unsäglich, aber aus unseren Augen strahlte Siegesfreude. Wir glühten vor innerer Befriedigung, uns einen Weg erkämpft zu haben, der andern bis jetzt versagt war.

Ein starker Föhnsturm segte über die Berge als Vorbote schlechten Wetters und vertrieb uns den Gedanken, auf dem Gipfel zu bivakieren. Lässig tappten wir uns durch nachtdunkles Spaltengewirr und brachen immer wieder knietief ein in den aufgeweichten Firn.

Im trügerischen Mondlicht tasteten wir uns abwärts, über Bratschenhänge und verfallene Kriegssteige. Vollkommen zermürbt erreichten wir nachts 11 Uhr die Payerhütte, die noch im tiefen Winterschlaf lag und versperrt war. Durch die offene Tür des Mulistalles traten wir ein. Ein Zündholz flammte auf. Fußhoch war der Boden bedeckt mit Mist vom vergangenen Sommer. Wenig später ruhten zwei glückliche Bergsteiger auf diesem weichen Pfühl, rasteten aus nach schwerem Kampf und träumten neuen Taten und Zielen entgegen.

Bergfahrten in Grönland

Von Hans Ertl

Im Münchener Waldfriedhof hatte man Toni Schmid zur letzten Ruhe bestattet. Schmerz über den Verlust des Freundes wühlte in mir; ich war in diesen Tagen nahe daran, das Bergsteigen für immer aufzugeben.

Da riß mich plötzlich ein Schreiben aus meinem Grübeln und Sinnieren. Dr. Arnold Fank, der bekannte Schöpfer alpiner Filme fragte an, ob ich Lust hätte, mit ihm als Bergsteiger nach Grönland zu gehen! Neuer Auftrieb, neue Lust an Abenteuer regte sich und übertäubte das Leid, das ich fühlte. Ohne mich lang zu besinnen sagte ich zu und schon nach drei Tagen verließ ich auf dem 2000 Tonnendampfer „Borodino“ Europa zusammen mit noch 35 Mitgliedern unserer Expedition. Die Schwere der letzten Tage lag hinter mir; ein neues Leben begann. Was seit Jahren der sehnsuchtsvolle Wunschtraum von Toni und mir gewesen war, ein großes Unternehmen, das uns in ferne Länder führen sollte, ward Erfüllung!

Unter den Teilnehmern gab es viele, die in Sport- und Bergsteigerkreisen Rang und Namen hatten und Berühmtheiten wie Udet, Sepp Rist, David Zogg, Fris Steuri, Walter Kimmli, Guzzi Lantschner, die beiden Wissenschaftler der Wegenerschen Expedition Dr. Gorge und Dr. Loewe, nicht zuletzt Leni Riefenstahl, hielten echte und wahre Kameradschaft untereinander, wie ich sie selbst unter den Bergsteigern der Heimat selten gefunden habe. Das Ziel Dr. Fanks war Nordwestgrönland. Dort sollte der Film „G.D.G. Eisberg“ gedreht werden, der inzwischen ja schon seinen erfolgreichen Zug über die flimmernde Leinwand angetreten hat. Daneben waren wissenschaftliche Arbeiten vorgesehen; besonders die Erforschung und Vermessung der riesigen noch unbekanntesten Eisströme des Kangerdluk-Fjordes.

Niel war es nicht, was ich noch von der Schule her über Grönland wußte und die drei Tage bis zur Abfahrt des Schiffes genügten kaum, das nötige Gepäc zu sichten und zu ergänzen, geschweige denn, mich noch mit Karten und Literatur des Landes vertraut zu machen.

Doch unsere wissenschaftlichen Berater Dr. Gorge und Dr. Loewe gaben als Kenner des Landes erschöpfende Auskunft auf all unsere Fragen und als wir am 1. Juni bei Kap Farwell die Südspitze Grönlands passierten und ich zum ersten Male die wunderbar geformten Eis- und Felsberge der Arktis sah, da wußte ich, daß ich mich hier wohl und wie zuhause fühlen würde.

Grönland ist ungefähr viereinhalbmal so groß wie Deutschland und im Innern vollkommen mit Eis bedeckt, das sich bis zu etwa 3000 m erhebt und eine Dicke von ca. 2500 m erreichen kann. Die Küste ist von mächtigen Gebirgen umsäumt, die im Osten des Landes bis über 4000 m, im Westen bis zu 3000 m ansteigen und durch deren Täler die gewaltigen Ströme des Inland-eises direkt ins Meer abfließen.

Bergsteigerisch ist Grönland überhaupt noch nicht erschlossen. Die Petermannspitze und der Mont Farwell an der Ostküste, sowie einige Gipfel auf der Westseite sind bisher die einzige alpine Eroberung. Dabei übertreffen aber die Grönlandberge in bezug auf Formenschönheit, Wildheit und Eigenart bei weitem unsere Alpen. Dolomiten und Montblanc-Gruppe zusammengestellt und derart ins Meer versenkt, daß die Zungen der Gletscher die Oberfläche des Wassers berühren, würden etwa ein Bild der dortigen Bergwelt ergeben.

Am 5. Juni erreichten wir nach wechselvollem Kampf mit Nebel und schwimmenden Eisbergen die kleine dänische Inselkolonie Umanak auf etwa 71 Grad nördlicher Breite und damit den Ausgangspunkt unserer Expedition. Umanak ist ein unwirkliches Felseneiland, gewissermaßen das grönländische Matterhorn, denn es schießt mit einer einzigen Wandflucht von 1250 m unmittelbar aus dem Meere empor. Selbst ein Mann wie Whymper hat sich anlässlich seiner Grönlandfahrt vergeblich an diesem Berge versucht und erst den Mitgliedern der Wegener-Expedition Dr. Sorge und Dr. George gelang die Besteigung am 14. und 15. Juli 1929.

Vierzehn Tage lang mußten wir gemeinsam schuften, bis das Lager errichtet und alle mitgebrachten Utensilien aus dem unergründlichen Bauche des Borodino ausgeladen waren. Drei Flugzeuge (eine Land- und zwei Wassermaschinen), zwei Motorboote (à zehn Tonnen), acht Zweifüßer-Faltboote, zwanzig kleine und drei große Zelte, die komplette Ausrüstung an Film- und wissenschaftlichen Apparaten, Proviant für ein Jahr und das ganze sonstige Zubehör bildeten schon eine ansehnliche Gepäckmasse, eine Ausrüstung, wie sie sich eben nur ein kapitalkräftiges Filmunternehmen leisten kann. Es ist jammersehade, daß unser Alpenverein sich solche Großzügigkeit nicht gestatten darf. Sonst hätten die deutschen alpinen Auslandsexpeditionen sicher längst bei dem bisher geleisteten Einsatz an bergsteigerischem Können und an draufgängerischer Tatkraft viel größere Erfolge erzielt.

Der erste freie Tag und damit die Gelegenheit eine kleine Privatexkursion zu machen, bot sich mir am 15. Juni. Mit Walter Rimmel aus Innsbruck umpaddelte ich die ganze Insel Umanak trotz starker Dünung vom Meer her. Es war dies gewissermaßen eine kleine Vorübung für unsere erste Berg-

fahrt, die wir dann gemeinsam am 19. Juni unternahmen. Die Eigenart grönländischer Bergfahrten und der Unterschied zwischen diesen und den Touren in der Heimat liegt darin, daß man hier nach stundenlangen Faltboot-„Anmärschen“ direkt vom schwankenden Eis in die Felswand einsteigt. Seil, Schlosserei usw. legt man fix und fertig schon im Boot an und hat dann gleich das Vergnügen, Eidervögel und Möven von den schönsten Griffen und Tritten zu verjagen.

Im Osten von Umanak liegt die Insel Storoe, von unserm Lager durch einen 10 km breiten Fjordarm getrennt. Den zweithöchsten Gipfel von Storoe, einen einzigen steilen Plattenschuß, gekrönt mit einer weißen Firnkapuze, hatten wir zunächst aufs Korn genommen. In der kurzen Zeit von zwei Stunden war der Fjordarm überquert, trotzdem wir Umwege um Eisberge machen mußten und unterwegs Enten schossen. Allerdings hatten wir Rückenwind, den wir mit unserm Segel reichlich ausnutzten. Zum Aufstieg erwählten wir eine riesige schneerfüllte Schlucht, die einen schönen Wasserfall direkt in den Fjord hinabsandte. Über Grasbänder mit gelbem Arktismohn und Soldanellen gings zunächst hoch; dann im Grund der Schlucht über Schnee und Eis, bis eine brüchige Plattenwand den Weiterweg versperrte. Dieser Seil der Route erinnerte mich sehr an eine heimatische Hochwannerfahrt durch das Kar im Fall; nur der Blick aufs offene Meer und die schwimmenden Eisberge zeigte uns, daß wir in der Fremde waren. Der Weiterweg über nasse und morsche Platten gestaltete sich sehr heikel und ich bewunderte meinen über 2 Meter langen Begleiter, der spielend alle Hindernisse überwand an Stellen, wo ich mich mühsam recken und strecken mußte, um nur überhaupt einen Griff zu erhaschen. Gegen Mittag lagen die Hauptschwierigkeiten hinter uns und nach einem ermüdenden Waten durch den aufgeweichten Schnee des Gipfelhanges erreichten wir unser Ziel. Stundenlang lagen wir dort oben in der warmen Sonne und erzählten uns Geschichten von heimatischen Bergen und Menschen.

Es war von vorneherein klar, daß wir unserm ersten Grönlandgipfel einen gediegenen Steinmann aufs Dach setzen mußten. Daß sich dieser Plan aus purer Freude am Steinesammeln zu einer Pyramide von fast 3 Metern Höhe auswuchs und den 1350 m hohen Kakak Storoe pingasut (zu deutsch: zweithöchster Gipfel von Storoe) um diese Meterzahl erhöhte, erfüllte uns mit wahrhaft kindischem Stolz.

Nachdem wir in einer Büchse unsere Erstleistungsdaten hinterlegt hatten, verließen wir den Schauplatz unserer Tätigkeit auf demselben Wege, den wir heraufgekommen waren. Durch Sonnenschatten war der Firn in der Schlucht inzwischen gut tragfähig geworden und dank unserer großen Schuh-

nummern erreichten wir in schönen Glalomschwüngen unser Boot, das wir zum Schutz gegen allzu starken Wellengang aufgeseilt und in der Einstiegs- wand festgebunden hatten. Spät abends trafen wir wieder segelnd — der Wind hatte sich inzwischen günstigerweise gedreht — die Heimfahrt an, nicht ohne unterwegs unsern Vorrat an Entenfleisch zu ergänzen.

Ich hätte gern in dieser Gegend noch weitere Gipfel gesammelt. Aber schließlich war ich ja nicht als Bergsteiger, sondern als Mitglied einer Film- expedition verpflichtet und konnte somit keine Einwendungen erheben, als Dr. Fank am nächsten Morgen einen kleinen Stoßtrupp von zehn Mann um sich sammelte, um mit dem einen Motorboot einige hundert Kilometer weiter nach Norden zu fahren. Schließlich war es uns allen nicht weiter un- angenehm, auf neue Abenteuer auszugehen, denn unser Lager in Umanak glich mit seiner komfortablen Ausstattung und seinen Tee- und Cocktail- gesellschaften, zu denen man sich gegenseitig in die verschiedenen Zelte einlud, mehr einer arktischen Sommerfrische, denn einer richtiggehenden Expedition. Doch nun sollte es anders kommen und in der Folgezeit holten wir an auf- regenden Erlebnissen und schwerer, gefährlicher Arbeit reichlich nach, was wir in Umanak versäumt hatten.

Drei Tage und drei Nächte fuhren wir ununterbrochen nach Norden. An Eskimosiedlungen und Vogelklippen vorbei, durch Packeis und Sturm. Endlich, in Nujarfik, einer winzigen Grönländerkolonie auf der Nord- spitze der kleinen Insel Kerkertak gingen wir vor Anker. Die Insel liegt am Ausgang des Ranagerdluk-Fjordes und spaltet denselben in zwei Arme.

Widerwillig folgen die mächtigen Eisströme vom Kings Isbrae und Umiamako-Gletscher, die der Fjord hier ins Meer ausspeit, diesem Zwang. Nur zu oft sperren riesige Eisberge die beiden schmalen Fjordarme. Eis, nichts als Eis — dazwischen schmale Wasserrinnen, das ist um solche Zeit das Bild des Fjords. Nur starke Stürme vom Inlandeis her oder Kalbungswellen von den beiden Gletschern können so eine nordische Verkehrsstörung wieder beheben.

Sechs Wochen lang lag unser Leiter Dr. Fank mit wenigen seiner Getreuen im Zeltlager von Nujarfik, um auf und zwischen den schwimmenden Eis- bergen Filmaufnahmen zu drehen.

Seit Tagen schon war fast jeder europäische Proviant verzehrt. Kein Motorboot hatte die Möglichkeit, bis zu uns durchzukommen. Und der Flieger Udet konnte trotz der gewagtesten Flüge mit seiner schwachen Klemm- Maschine auch nur das Allernötigste abwerfen. Aber wir waren ja fast lauter Bergsteiger, an Entbehrungen gewöhnt und ließen uns ihretwegen keine grauen Haare wachsen. Uns kam dieses Indianerleben wie gerufen.

Wozu hatte denn jeder sein Gewehr! Und wenn wir so nach harter Arbeit um die Bratpfanne saßen und jeder sich seinen Happen Seehundsfleisch oder ein fettes Stück von einer Ente fischte, so war alles Leid vergessen, jeder Unterschied ausgelöscht; vom Regisseur bis herab zum Grönländer-Kyfaak (Gehilfe) gab es nur noch hungrige, aber zufriedene Menschen.

Ich persönlich wäre um diese Zeit auch wunschlos glücklich gewesen, wenn — ja wenn nicht drüben am andern Fjordufer Berge aus Fels und Eis gelockt hätten, von einer Gewalt und Formenschönheit, die alles bisher von mir Gesehene in den Schatten stellten und die überdies alle noch un- bestiegen waren. Sehnsüchtig habe ich oft zu all der Pracht aufgeblickt, wenn ich für den Film auf einem der Eisberge irgend eine Kristallwand bezwingen mußte. Wie viel lieber hätte ich dort oben für mich allein oder in Begleitung eines lieben Kameraden meine Eishaken verflopf, als hier unten auf diesen schwimmenden Eisklettergärten.

Als aber nach Wochen eines Abends die ersten Wolken am Himmel herauf- gezogen kamen und eine längere Filmpause versprachen, war ich der glücklichste Mensch im Lager. Kaum lag alles in den Schlaffäcken, da stahl ich mich mit einem Falkboot, meiner Bergausrüstung und einigen Stücken gebratenen Seehundsflisches von meinen Gefährten fort. Ein starker Wind hatte das Eis im Fjord etwas durcheinander gerüttelt und ich kam in dem so ent- standenen freien Wasser gut vorwärts. Vergeblich hatte ich die beiden Schweizer Führer Steuri und Zogg zum Mitgehen zu bewegen versucht. Sie wollten lieber ausschlafen und ich konnte es ihnen nach den Anstrengungen der letzten Wochen auch nicht verdenken.

Um 12 Uhr hatte ich das Lager verlassen; um 2 Uhr lag trotz Wind und Eis der 8 km breite Fjordarm hinter mir. Bei strahlender Mitternachtssonne landete ich am Ufer des Festlandes, nicht ohne zuvor einige Klappmützen (große Seehundsart) aus ihrem Verdammungsschlaf aufgestört zu haben. Schade, daß mein Gewehr so gut im Boot verpackt lag! Zunächst zog ich meinen roten Zweifischer ein Schneefeld hinauf und verstaute ihn zwischen zwei Felsblöcken sicher gegen Kalbungswellen und neugierige Seehunde. Nun trugen mich meine Tricounisohlen ostwärts über Gröll und Schutt ein mächtiges Tal hinauf, einen reißenden Gletscherbach entlang, der den klaren Fjord bis weit hinaus mit seinen schmutzigen Wassern trübte. Von Zeit zu Zeit baute ich einen kleinen Steinmann und hinterließ dort Markierungs- papier, um nicht nur mir selbst den Rückweg zu erleichtern, sondern auch einer allenfallsigen Suchmannschaft Anhaltspunkte zu geben.

Bald verließ ich das Haupttal, wandte mich gegen Süden, um so den Rücken einer Randmoräne, die direkt zum Gratabbruch „meines Berges“

leitete, zu gewinnen. Langsam nur kam ich in dem losen Geröll vorwärts, doch gewann ich an Höhe. Bald lag der von Eisbergen übersäte Fjord weit unter mir und drüben auf dem braunen Fels von Refertak leuchteten winzig klein unsere weißen Zelte, in denen meine Kameraden jetzt wohl noch um die Wette schnarchten.

Schneeflecken und Lawinenrinnen durchzogen die Flanken meines Berges und ich hoffte wieder einmal, wie seinerzeit auf Storoe, auf ihnen leichter vorwärts zu kommen. Doch der elende Sommer in der Arktis mit seiner Mitternachtssonne, die im Juni und Juli ununterbrochen 24 Stunden hindurch scheint, machte mir auch hier wieder Schwierigkeiten. Durch abgrundtiefen Schnee kam ich mühsam auf den langen Firngrat des Berges, während ich immer wieder bis zum Bauch in die weiche zähe Masse einsank. Stunden grausamer Schinderei lagen hinter mir, als ich endlich den Felsgrat erreichte, der zur Firnkalotte des Gipfels führen mußte. Der Weiterweg erinnerte mich mit seinen vielen Türmen oftmals an den Ostgrat des Zermatter Weißhorns und stellte mich wegen seiner Brüchigkeit als Alleingänger vor manche kitzlige Aufgabe. Ein fester, schmaler Firnrücken löste den brüchigen Fels wieder ab und müde stapfte ich die letzten Meter hinauf zur Gipfelhaube. Hatte ich aber gehofft nun endlich am Ziel meiner Wünsche zu sein, so sah ich mich schwer enttäuscht, denn nicht mein Standplatz, sondern ein von unten unsichtbarer, dahinterliegender schlanker Felssturm von etwa 30 m Höhe war der eigentliche Gipfel des Kakak Utafak (Berg Nr. 1), nach den Vermessungen von Dr. Sorge 1800 m hoch.

Zwei gute Stunden mochte ich allein auf der einsamen Warte verbracht haben; Stunden seligen Träumens und lauterer Glücks, erfüllt von einer Freude, die nur der ermessen kann, der schon Pfade gegangen, die seit Bestehen der Erde unberührt geblieben waren. Froh musterte mein Blick die Kunde, blieb haften an phantastischen Bergformen aus Fels und Eis, prüfte die Möglichkeiten mancher Wand und eilte weiter nach Norden, hinaus aufs offene Meer, zu stillen Inseln und Buchten, wo Walroß und Seehund noch ungestört ihr Dasein fristen, wo drüben auf Svartenhuk, der riesigen Halbinsel noch hunderte von Rentieren vor dem Raubtier Mensch Schutz gefunden haben. Im Osten leuchtete das Inlandeis. Unendliches Schweigen lag über dieser grenzenlosen Öde, die in nichts verriet, daß dort wagemutige Forscher kämpften und starben.

So habe ich lange auf diesem meinem schönsten Grönlandgipfel gesessen und wie so oft geschwelgt in Zukunftsträumen und Wünschen. Dann nahm ich Abschied von dem kleinen Steinmann, dessen Baumaterial ich Brocken für Brocken den vollkommen glatten und festen Gipfelturm heraufseilen mußte.

Wer wird wohl der nächste sein, der die kleine Blechdose mit meinen Erststeigungsdaten findet? Wann wird das sein? — —

Auf bekanntem Wege gings schnell bergab. Einmal mußte ich mich abseilen, einige Gendarmen umging ich. Eine riesige neuentdeckte Schneerinne jedoch brachte mich per Pickel und Hosensboden schneller zu Tal als mir manchmal lieb war. Das Boot lag noch unverfehrt am alten Platz und geschmückt mit einer Steinbrechart (der grönländischen Alpenrose) trat ich die Heimfahrt an. Meine Uhr war längst stehn geblieben, jeder Zeitbegriff für mich verlöscht. Wollte ich noch rechtzeitig zur Arbeit kommen, die um 3 Uhr nachmittags begann, so hieß es sich sputen.

Ich war mit meinem Boot kaum aus der stillen Bucht in den offenen Fjord gelangt, als ich mit Macht den Sturm zu spüren bekam, den ich bereits auf dem Gipfel gewittert hatte und der mit ungeheurer Wucht den Ringerdruck vom Eis befreien wollte. Alle meine Kräfte einsetzend paddelte ich gegen Wind und Wellen an. Zum Glück hatte ich noch in stillem Wasser meine Spritzdecke geschlossen. Ohne solchen Schutz wäre ich bei diesem Wellengang mitsamt dem Boot sofort abgeoffen. Vorsichtig, um ja dem Sturm nicht zu viel Breitseite zu bieten, pirschte ich mich an riesige Eisberge heran, die fjordauswärts segelten. In beängstigender Nähe schlich ich an ihren einsturz-bereiten Wänden vorbei, um den Windschatten auszunützen. Bald aber fruchteten auch diese Kniffe nichts mehr. Der Sturm wuchs zum Orkan; schußlos war ich der Eistrift preisgegeben, wurde geschoben und gezerrt vom stürmischen Wellengang. Selbst vom Wasser war bald in dem tosenden Gischt nichts mehr zu sehen. Im tollen Tanz von Wind und Eis glaubte ich mein letztes Stündlein nahe.

Plötzlich wurde ich von unsichtbaren Gewalten aufgehoben und in die Höhe geschleudert. Mit meinem Boot saß ich auf der großen Kalbeisdecke, die mit unheimlicher Geschwindigkeit vorwärts eilte. So gut es ging untersuchte ich mein Schifflein. Zwei Spanten waren gebrochen, sonst schien alles heil. Nun schob und zog ich meinen Kahn auf dem zusammengebackenen schwimmenden Eis mit dem Mute der Verzweiflung mehrere hundert Meter weit. Immer wieder sank ich bis zur Brust ins eisige Wasser. Aber ich mußte unter allen Umständen das andere Ufer erreichen, ehe der riesige Eisstrom die Inseln am Fjordausgang traf und dort zerschellte.

Vier Stunden währte der Kampf auf Leben und Tod, dann glückte es mir, „leicht gebrochen“ durch eisfreies Wasser an die Steilküste unserer Insel zu kommen. Mit letzter Kraft rang ich mich noch durch bis zu unserm kleinen Hafen, wo Dr. Fank eben das Motorboot hatte klar machen lassen, um mich zu suchen. Es war sechs Uhr abends, als ich das Lager erreichte. 18 Stunden

war ich unterwegs gewesen. Da wegen des Sturmes nicht gearbeitet wurde, hatte ich nicht einmal etwas von unserer Filmerei versäumt und konnte außerdem bis zum andern Nachmittag durchschlafen.

So endete die Fahrt auf meinen schönsten Grönlandgipfel! (27. und 28. VI. 1932.)

Inzwischen war unsere Expedition von Nujarsik nach Nugatsjak, einer Eskimosiedlung auf Kakerarsuaq übergesiedelt. Kajakwettfahrten, Seehunds- und Eisbärenjagden und ganz unheimliche Dinge mit kalbenden Eisbergen hatten wir in der Zeit erlebt. Dann war unser Führer Dr. Fank mit dem Protektor der Expedition Knud Rasmussen, dem bekannten, inzwischen leider verstorbenen Polarforscher auf eine mehrtägige Sonderexpedition gezogen und ich benutzte natürlich sofort die günstige Gelegenheit, um am 24. Juli eine Bergtour zu machen. Da sich kein Teilnehmer fand, zog ich auch diesmal allein los und zwar ohne Faltboot, da mein Ziel, der Kaka Nugatsjak (1500 m hoch) auf unserer eigenen Insel lag. Über steilen blockigen Fels und zuletzt über Schneehalden erreichte ich den Gipfel in sieben Stunden vom Lager aus. Von seiner Höhe genoss ich wiederum eine unvergleichlich schöne Fernsicht über den gesamten Fjord und das Inlandeis. Den Abstieg suchte ich über einen neuentdeckten langen Gletscher, dessen Spalten mich zwangen, lange Strecken wieder einmal auf dem Hosensboden zurückzulegen. Pünktlich um drei Uhr gelangte ich von Nordwesten her den Strand entlang zum Lager.

Es war mein letzter Gipfel, den ich mir während meines dortigen Aufenthaltes zwischen kleineren Arbeitspausen erschwindeln konnte.

Am 12. Oktober 1932 verließen wir Grönland und seine blauen Fjorde, seine phantastischen Bergformen, verließen all die lieben sorglosen Menschen, die dort oben in eisiger Öde wohnen. Bei manchem von uns löste der Schmerz, ein Land verlassen zu müssen, dessen Schönheit und Grenzenlosigkeit er vielleicht nie mehr im Leben schauen würde, fast Schwermut aus. Auch ich hatte mir den einen Wunsch, der auch heute noch in mir lebt, mit wenigen echten Kameraden wiederzukehren in dies harte und gefährvolle, aber freie und ungebundene Leben der Arktis und mithelfen zu dürfen, das Geheimnis dieser wundervollen Berge ganz zu lösen.

Am 25. Oktober traf unser Schiff wieder in Hamburg ein und damit endete für mich das größte Erlebnis meines ganzen bisherigen Daseins, meine erste Nordlandexpedition, die, wie ich sehnlichst hoffe, nicht meine letzte sein wird!



Kaka Nugatsjak (Kangerdluafjord — Nordwestgrönland)



Gipfelrast



Hans Ertl und Toni Schmid

Die erste Winterbegehung der Blau eis umrahmung

Von Raphael Hang, Berchtesgaden

Der Blau eis-Nordgrat bildet mit seinen kühnen Felsstürmen wohl eine der schönsten Kletterfahrten der Berchtesgadener Alpen und stellt für gute Bergsteiger den beliebtesten und interessantesten Anstieg zum Hochkalfer dar.

Ich selbst, der ich die Felsen des Nordgrates einige duzendmal in allen möglichen Varianten durch- und überquert habe, mußte vom 1. bis 3. August 1925 dort meinen ersten und schauerlichsten Schneesturm über mich ergehen lassen, der gezwungenermaßen meine Nerven auf eine harte Probe stellte. Von diesem Erlebnis will ich vorerst erzählen:

Ich ging damals mit meinem Freund Artinger an den Grat. Das Wetter war zwar nicht ganz einwandfrei, da wir aber damit rechneten, in zwei Stunden die schwierigsten Stellen hinter uns zu haben, konnte uns ein etwaiger Witterungsumschlag nicht viel anhaben. In dieser Annahme sollten wir uns jedoch bitter täuschen!

Bei der Erkletterung des ersten Turmes überholten wir eine Dreier-Partie. Das Wetter hatte sich inzwischen mit rasender Geschwindigkeit verschlechtert; Nebelwolken umhüllten uns und kurze Zeit darauf begann es zu hageln. Vom zweiten Turm aus sah ich mich nach der zurückgebliebenen Seilschaft um. An ihrem zögernden Vorgehen erkannte ich, daß sie über die Route im Unklaren waren. Ich beschloß deshalb auf sie zu warten und warf ihnen, als sie endlich herangekommen waren, das Seil zu. Als glücklich der letzte Mann die Höhe erreicht hatte, brach der Schneesturm mit aller Gewalt los. Aber die größten Schwierigkeiten lagen Gottlob schon hinter uns und man konnte unter normalen Verhältnissen annehmen, daß wir in einer Stunde auf der Blau eis Spitze sein würden. Es ging auch ganz leidlich vorwärts bis unter den dritten Turm. Aber hier auf dem Grat waren wir den Unbilden des Wetters — es stürmte, als ob sich die Hölle aufgegan hätte — wehrlos ausgesetzt und die Energie meiner Gefährten ging rasch zu Ende. Ich versuchte zwar mit aller Überredungskunst, ihnen neuen Mut einzulößen, machte ihnen auch klar, daß sie bei weiterem Verweilen hier rettungslos verloren wären, aber sie sagten gerade heraus, daß sie lieber sterben, als noch einen Schritt weitergehen würden. Ratlos stand ich vor den Vierern, denn auch mein Kamerad war von der Mutlosigkeit der andern angesteckt worden. Schließlich entschloß ich mich, allein bis zur Blau eis Spitze vorzudringen, weil ich glaubte, mein Beispiel würde

sie veranlassen, auf dem von mir gebahnten Weg zu folgen. Nach einer halben Stunde hatte ich den Gipfel erklettert und gab Signal, erhielt jedoch keinerlei Antwort. Wohl oder übel mußte ich mich entschließen, zu den Kameraden zurückzukehren und hatte bald ihren Standplatz wieder erreicht. Wie sahen die Ärmsten aus! Mir kamen beinahe die Tränen, als ich ihre Jammergestalten erblickte.

Sie hatten sich in eine Felsnische gedrängt und waren fast zu Eisklumpen gefroren. Was sollte ich nun mit diesen halberstarrten Menschen machen, die kaum noch einer Bewegung fähig waren?

Von einer früheren Begehung der Westwand des dritten Turmes wußte ich unweit von unserm Standort eine enge, aber geschützte Höhle. Mit vieler Mühe beförderte ich alle vier in diesen Schlupfwinkel hinein und vermauerte den Zugang mit Schnee.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen. Ich postierte mich unter einen Überhang, wo ich jedoch nur in gebückter Stellung Platz hatte. Meine Jacke hatte ich den Kameraden gegeben und war nur noch mit einem Turnerhemd und der kurzen Lederhose bekleidet. Die Füße steckten nackt in den Haferlschuhen. Bis jetzt hatte ich mit dem schwierigen Transport meiner Gefährten vollauf zu tun gehabt und war nicht zum Frieren gekommen. Jetzt, wo ich zum Nichtstun verdammt war, spürte ich bald die grimmige Kälte, die die armseligen Felsen meiner Kleidung an den Körper frieren ließ. Zudem erhob sich noch ein Wirbelwind, der mich aus meiner Stellung zu heben drohte. Dessen ungeachtet mußte ich mir unbedingt Bewegung verschaffen. Ich begann, mir mit den Fäusten ins Gesicht, wo ich gerade hintraf, zu schlagen und mit den Füßen zu stampfen. Bald merkte ich an einem Nieseln, das mir durch den ganzen Körper ging, daß mein Blut wieder in Wallung kam. Zudem fühlte ich plötzlich wahnsinnigen Hunger. Das Brot in meiner Tasche war zu Eis gefroren und nicht mehr genießbar. Glücklicherweise hatte ich noch ein Stück Hartwurst übrig, das ich gierig zu kauen begann.

Träge schlich die Zeit. Ich sah nach der Uhr. Es war die elfte Stunde! Wieder fing ich zu stampfen und zu schlagen an, denn ich wollte mich nicht vom Schlaf übermannen lassen, der mein sicherer Tod gewesen wäre. Dann fielen mir meine Kameraden ein; was sie wohl machten auf ihrem harten Lager? Ich bohrte eine kleine Öffnung in die Schneemauer und hörte an ihren Stimmen, daß sie sich in ihrer engen Behausung leidlich wohl fühlten. Sie waren ja auch vor dem Sturm und der Kälte einigermaßen geschützt und konnten sich an ihren zusammengedrängten Körpern wärmen. Ich sprach ihnen Mut zu, schloß die Öffnung wieder und fuhr in meinen gymnastischen Übungen fort. Diese Nacht schien mir endlos zu sein. Wenn ich auch die Minuten und Stunden zählte, wollte der Zeiger doch nicht schneller vorrücken.

Endlich, endlich wurde es hell. Ich machte meinen Gefährten den Vorschlag, ruhig in ihrer Höhle zu bleiben. Ich würde allein absteigen, um Hilfe zu holen. Zu fünft wäre es unter diesen Verhältnissen unmöglich gewesen, durchzukommen. Aber sie bettelten und flehten so herzzerreißend, bis ich nachgab und mit ihnen zusammen den Abstieg antrat, der natürlich nur über den Grat erfolgen konnte.

Wir mußten versuchen, von unserm Nachtlager aus eine überhängende, 30 Meter hohe Wand zu erklettern, um allmählich wieder auf die Route zu kommen, denn in diesem abgelegenen Winkel hätte uns keine Rettungsmannschaft gefunden. Nach einer Stunde hatten wir das Hindernis bewältigt.

Jetzt kamen schwierige Quergänge auf vereisten Leisten. Mir als Führendem wurde es ja bei dieser Arbeit warm, trotz der vom Schneescharren blutigen und gefühllosen Fingerspitzen. Aber die andern standen, während ich den Weg bahnte, frierend im tiefen Schnee. Einer von ihnen hatte während der Nacht seine Augengläser zerbrochen und mußte nachgeschleppt werden, da er weder Griff noch Tritt sehen konnte.

Nach einigen Stunden begann er plötzlich sinnlos zu lachen und irre zu reden. Ich grub mir gerade an einer sehr heiklen Stelle einen Griff aus dem Schnee, als er unvermittelt ganz ruhig hinter mir sagte: „Jetzt gehe ich heim!“ Damit trat er auch schon in die leere Luft hinaus. Nur durch einen verzweifelten, aber gut geglückten Sprung konnte ich ihn fangen. Dies wiederholte sich noch mehrmals und ich mußte ihn schließlich binden, sonst hätte er uns alle in die Tiefe gerissen. Seinen Kameraden befahl ich, ihn durch Frottieren warm zu halten, während ich vorausginge. Aber als ich eine Strecke Weges gebahnt hatte und zurückkehrte, lehnten sie alle reglos wie Gespenster an der Wand.

Voller Verzweiflung begann ich nun jeden einzelnen in die gleiche Kur zu nehmen, die ich in der Nacht an mir ausprobiert hatte. Ich rieb, schlug und frottierte, was die Hände hergaben, aber allein konnte ich die Arbeit nicht bewältigen und sie selbst hatten keinen Willen und auch keine Kräfte mehr. Ich sah das Schreckliche kommen!

Gegen Abend schlief der Wahnsinnige für immer ein. Er ging ganz ruhig hinüber. Die andern merkten nichts davon, daß eben der Tod bei uns zu Gast war. Sie waren völlig apathisch geworden.

Plötzlich ertönten Stimmen tief unter uns. Ich hörte meinen Namen rufen — die Rettungsmannschaft! Ich erkannte am Klang, daß es gute Freunde von mir waren, die uns suchten. Sie vermuteten mich im Blaueis. Ich gab ihnen meinen Standort an und bat sie, womöglich heute noch heraufzukommen. Freudig suchte ich meinen Gefährten beizubringen, daß die Hilfe

nahe sei. Aber sie lächelten nur ungläubig mit geschlossenen Augen. Immer wieder bemühte ich mich sie vorwärts zu treiben, um durch die Bewegung die Kälte abzuhalten; aber wir kamen kaum vom Fleck. Zu Beginn der Nacht traf den zweiten der Herzschlag, gerade als ich ihn über einen Reitgrat schieben wollte. Wir konnten nicht weiter. Unser Lager bildete ein kleines Köpfl am Grat. Ich band die zwei Überlebenden mit dem Seil an einer Felsnase fest. Dann begann ich sie wieder zu massieren und es gelang mir auch, ihnen etwas Wärme einzuslößen.

Der Schneesturm hatte sich gelegt und der Vollmond ging auf. Aber zugleich wurde auch die Kälte immer empfindlicher. Frostgeschüttelt schaute ich um mich. Die gelbe Scheibe grinste vom kalten Firmament herab, als wollte sie mich auslachen. Schreckliche Schattengespenster geisterten über die gegenüberliegenden Wände. Ich war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Der Schmerz in den wundgeklüfteten Fingerspitzen brachte mich wieder zu mir und ich wandte mich aufs Neue den Kameraden zu. Sie wurden jetzt meine Retter, denn indem ich unausgesetzt ihre starren Glieder rieb und frothierte, konnte ich mir die wohl sonst unerträgliche zweite Nacht verkürzen und mich selbst vor dem Tode des Erfrierens bewahren.

Endlich kam der nächste Morgen und mit ihm die Sonne. Wir schoben den Leichnam an eine sichere Stelle und banden ihn fest, damit ihn der abgleitende Schnee nicht mitnähme. Wir andern setzten uns in die Sonne und ließen uns von ihr erwärmen. Leider hatten meine beiden Gefährten jedes Gefühl in den Füßen verloren und dieser Zustand ließ sich auch durch keine Massage beheben.

Gegen neun Uhr hörten wir unsere Retter kommen. Sie hatten die letzte Nacht ebenfalls in den Felsen bivakieren müssen, da sie den Aufstieg in der Dunkelheit nicht mehr erzwingen konnten. Nach drei Stunden waren sie endlich bei uns. Sie konnten es kaum glauben, daß wir auch noch diese zweite Nacht überstanden hatten. Man reichte uns Nahrung und belebendes Getränk. Ich leerte ein Fläschchen Enzian auf einen Zug. Mir wurde davon lustig zu Mute und ich sah den Turmriß vor mir doppelt. Meine Freunde wollten mich deshalb ans Seil nehmen, aber ich protestierte und riß ihnen aus. Die folgende Kletterei machte meinem übersteigerten Frohgefühl ein Ende und ich begann wieder klar zu sehen.

Nach endlosen Mühen gelangten wir zur Blaueshütte. Es war ein trauriger Zug. Einem meiner Unglücksgefährten hatte man die Schuhe ausgezogen. Da die erfrorenen Füße sofort anschwellen, brachte man sie nicht wieder in die Bekleidung hinein und der Ärmste mußte auf dem Abstieg fürchterliche Schmerzen aushalten. Man konnte ihn in dem schweren Gelände nicht tragen

und er bohrte sich bei jedem Schritt die scharfen Felskanten in das blutige Fleisch seiner Fersen.

Ich hatte, abgesehen von den seelischen Eindrücken dieser fürchterlichen Fahrt keinen bleibenden Schaden davongetragen und nur sieben Pfund meines Gewichtes verloren. Mein Kamerad aber mußte noch jahrelang an seinen erfrorenen Füßen leiden.

*

Jahre reicher alpiner Tätigkeit gingen vorüber, in denen sich meine Berg- erfahrung festigte und steigerte. Meine eindrucksvollsten Gipfelsfahrten waren immer wieder kombinierte Winterbegehungen. Schließlich fiel mir der Nord- grat ein. Sollte der sich nicht auch in dieser Jahreszeit ertözen lassen?

Wir zogen auf Erkundung aus, probierten den ersten Turm, erkletterten die Blauespitze und beschauten die steilabfallenden Bänder der Westwand. Schließlich kamen wir zu dem Ergebnis, daß sich die Tur bei hart gefrorenem Schnee wohl machen ließe.

Im Dezember 1930 hatte ich mit meinen Freunden Thomi und Simmerl die Fahrt eingehend besprochen und den Termin angesetzt. Das meiste Kopfzerbrechen verursachte uns die Bivakausrüstung, denn ein Zelt konnte sich keiner von uns anschaffen und zu leihen bekamen wir auch keines. Schließlich würde es auch ohne dies Hilfsmittel gehen. Ein Sturmanzug, den ich besaß, mußte eben als Ersatz dienen.

Regentage setzten im Tal ein; gleich darauf kam der von uns erwartete Frost. Am 12. Januar war es an der Zeit, unsern Plan in Angriff zu nehmen.

In gemütlichem Tempo stapften wir gegen Abend hinauf zum Eisboden. Dort verließen wir den gespurten Weg und folgten einem verfallenen Jagd- steig, der uns ins Blauesttal brachte. Hier versanken wir bald bis an die Hüften im Schnee und mußten alle Augenblicke in der Führung abwechseln. In halber Höhe des Eisankls kamen wir über den Talnebel und ein herrliches Bild erschloß sich uns. Die eisüberzogenen Wände wurden vom Mond- licht bestrahlt und glitzerten phantastisch wie Edelsteine. Der Wind jagte leichte Dunstschleier vorbei, aus denen die Gipfel wie Traumgebilde ragten. Gebannt von diesem unvergleichlich schönen Anblick kamen wir, fast ohne es zu wissen, auf die Höhe des Eisankls und fanden eine leicht verwehte Spur, die uns rasch aufwärts leitete. Erst der Steilhang unter der Schärtenspitze gab uns wieder zu schaffen. Dann tauchte der Nordgrat in unser Blickfeld. Der erste große Turm sah wie eine glattgefegte Eiswand aus und versprach für morgen

schwere Arbeit. Schließlich erreichten wir auf gut gangbarem Harsch die Blau-eishütte.

Die Tür war schnell aus dem Schnee gegraben, aber trotzdem konnten wir nicht ohne Weiteres in das Innere gelangen, denn der Schnee hatte durch die Ritzen Zugang in den Hausflur gefunden und ihn vollständig angefüllt. Wir mußten erst die Tür aus den Angeln heben, um den Einlaß freilegen zu können. Bald prasselte ein lustiges Feuer im Herd. Tee wurde gekocht und während der Mahlzeit die Verteilung des Gepäcks für morgen besprochen. Wir einigten uns auf zwei Rucksäcke. Simmerl bekam die Reservekleidung, Thomi den Proviant und das für ein Biwak nötige Papier, ich die beiden Seile zu tragen. Später traten wir noch vor die Hütte und betrachteten die Wunder der herrlichen Mondnacht, bis uns der Frost aufs Lager trieb.

Früh um fünf Uhr war ich munter und betätigte mich als Koch. Bald war die Fleischsuppe heiß und in der Pfanne prasselte unsere Spezialkost, ein Schmarren, dessen einladender Duft auch die andern beiden aus den Decken lockte. Bei Tagesanbruch verließen wir die Hütte.

Die steigeisenbewehrten Schuhe trugen uns hinüber zu der Steiltrinne, die zur Eishodenscharte leitet. Wir benutzten die Fährte einer Lawine als Aufstiegsweg. In halber Höhe verließen wir sie jedoch und griffen die völlig vereisten Felsen des Nordgrates an. Bisher gingen wir ohne Seil, da auf dem glatten, plattigen Terrain ein Sichern unmöglich war und außerdem viel Zeit gekostet hätte. Erst in einer kaminartigen Schlucht, die mit Eiszülfen gepanzert war, legten wir es an. Nach dreistündiger Kletterei standen wir vor dem ersten Turm, dessen obere Hälfte wir rechtsseitig bezwangen. Hier oben blies ein so kalter Wind, daß wir gerne auf eine Rast verzichteten. Nun folgten wir dem wächtenbedeckten Grat und erreichten, einen Kamin abwärts-kletternd, die nächste Scharte.

Jetzt kam der überhängende, zum Hauptturm leitende Abbruch. Simmerl versuchte ihn links auf einem sehr steilen, mit Pulverschnee bedeckten Band zu umgehen. Aber nach 15 Metern schwerster Arbeit mußte er sein Vorhaben aufgeben, weil ein Riß, der dick mit Eiszapfen behangen war, den Weg zur Höhe versperrte. An einem verhältnismäßig guten Stand band er sich los, um mir, der ich mich nun an die Arbeit machte, mit dem Seil mehr Spielraum zu geben. Ich überkletterte den Abbruch an seiner mit einer zwei Zentimeter dicken Eisglasur überzogenen Kante und warf Simmerl, der jetzt etwa 18 Meter unter mir stand, das Seilende wieder zu. Rasch war er bei mir oben und nun konnte auch Thomi auf meinem Weg über die Kante nachfolgen. Nach einem 30 Meter langen Quergang in der Westwand wählten wir als Durchstieg zum Hauptturm einen auf dieser Seite emporziehenden Kamin. In

halber Höhe war er so vereist, daß ich mir Griffe und Tritte aushauen mußte, eine Plage, bei der mir die Finger steif wurden vor Kälte. Diese 60 Meter kosteten uns eine volle Stunde.

Endlich, um 1/2² Uhr nachmittags standen wir auf dem Hauptturm, futterten schnell ein Stückchen Schokolade und stapften dann zur nächsten Scharte hinunter. Hier mußten wir, um weiter zu kommen, eine Wächte durchschlagen. Ein neues Hindernis wuchs auf in Gestalt einer fast senkrechten Schneemauer. Diese äußerst exponierte Stelle verlangte unbedingt sicheres Gehen und wir durften sie nur in Angriff nehmen, weil jeder sich auf den andern gänzlich verlassen konnte. Aber schließlich lag auch diese Sperre hinter uns und wir erreichten das große Band in der Westwand, über das wir durch fast mannstiefen lockeren Pulverschnee mehr schwammen als gingen. Endlich winkte uns der Beginn des nächsten Grataufschwunges. Bis zu seinem flacheren Kamm hatten wir drei Seillängen eine überaus steile, vereiste und mit Pulverschnee bedeckte Platte zu queren, wo die Steigeisen nicht greifen wollten.

Auf dem links und rechts verwächten Grat, den wir nun betraten, kam es uns zu gute, daß wir ihn schon vom Sommer her genau kannten; sonst hätten wir bestimmt eines der trügerischen Gebilde losgetreten. Das Gipfelplateau des dritten Turmes lud uns zur ersten Tagesrast ein. Unsere hungern-den Mägen schrien nach Nahrung.

Um vier Uhr jedoch brachen wir wieder auf und stiegen die Steilschlucht hinunter, die wir in Höhe der Scharte vor der Blau-eis Spitze verließen. Ein selten schöner Schneekamin lud uns zu lustiger Stenmararbeit. Seine genau auf unsere Körperformen abgepaßte Lichtweite bereitete uns reiflose Freude. Eine vereiste Kante leitete uns schließlich auf den Gipfel der Blau-eis Spitze. Abends um fünf Uhr standen wir neben dem verschneiten Steinmann. Die Abendstimmung dieses klaren Tages machte einen tiefen Eindruck auf uns. Die bläulichen Konturen der Bergkämme leuchteten in unsagbarer Zartheit. Jede Schlucht, jeder Vorsprung war wie mit einem von Künstlerhand geführten Meißel herausmodelliert. In fröhlichster Laune verließen wir unsere Höhe über den anschließenden Grat und querten zur Blau-eischarte.

Eigentlich wollten wir noch weitergehen. Aber ein Ansturm auf den Gipfel des Hochkalter schien uns bei der einbrechenden Dunkelheit denn doch ein zu großes Wagnis zu sein und so entschlossen wir uns, hier unser Nachtquartier aufzuschlagen.

Ein geeigneter Platz dazu war nicht schwer zu finden. Wir wählten eine Stelle, wo wir beim Graben auf keinen Felsen stießen. Als Schaufel benutzten wir das Kochgeschirr, und sahen auf genaue Arbeitsteilung. Einer

mußte pickeln, die andern zwei den aufgelockerten Schnee aus der Grube werfen und zugleich mit diesem so gewonnenen Baumaterial einen Wall um unser primitives Domizil aufhäufen. Maulwurfsartig schlüpfen wir so in die bergende Tiefe der linden weißen Masse. Je weiter wir eindringen, umso schwieriger und langsamer ging die Arbeit von statten. Bald konnte nur noch einer schaffen, da ihn die andern nur gehindert hätten. Was blieb uns übrig, als dem werkenden Sklaven wenigstens von oben mit weisen Ratschlägen zur Hand zu sein.

Nach einer Stunde war unsere Villa im Rohbau fertig. Nun galt es noch die Feinheiten des Wohn- und Schlafrumes auszutüfteln. Auf der einen Längsseite der Grube wurde eine Bank aus dem Schnee modelliert; auf die andere Seite kam das Kellergewölbe für die Beine. Nachdem die Größenverhältnisse des Raumes in Bezug auf unsere Bequemlichkeit genauestens geprüft waren, wobei es uns keineswegs an genialen architektonischen Einfällen mangelte, ging die Tapezierarbeit los. Nachdem ein Seil als weicher Pfuhl unterlegt war, wurde die Rückenwand und der Sitz der Bank mit dem eigens dazu mitgebrachten Zeitungspapier in rauhen Mengen belegt. Unsern „Wandbehang“ befestigten wir mit Mauerhaken und Steigeisen. An der einen Seitenwand formten unsere künstlerischen Hände einen Erker für die Laterne, gegenüber mußte ein Loch den Müllleimer ersetzen.

Aber wir waren noch nicht über alle Schwierigkeiten hinaus. Jetzt kam erst das Werk, das unsern Fleiß krönen sollte, das Dach! Es bedurfte einiger Überlegung, ehe wir an die Vollendung herantraten. Die drei Pickel und ein Eishaken wurden an den vier Ecken in den Schnee gerammt. Daran wurde das Seil kreuz und quer verspannt und eine Zeltbahn darüber gelegt. Leider erwies sie sich als zu kurz. Schadet nichts! Wozu hatten wir den Schlaffack von Simmerl? Wehmutsvoll opferte der Besitzer sein Kleinod, um es zur Dachpappe zu degradieren. Auf diese Fläche wurden noch Schneeziegel gehäuft und das Richtfest konnte gefeiert werden. Die Villa stand schlüsselfertig vor uns. Durch eine möglichst klein gehaltene Öffnung schlüpfen wir vergnügt in unsern Dachsbau und verrammelten die Lücke. Zur größeren Sicherheit gegen Einbrecher wurde die Dachdecke auch von innen mit den noch übrigen Steigeisen befestigt. Zwei Stunden hatten wir geschafft, um es uns nun erheblich wohl sein zu lassen.

Der Primuskocher summete bald und ließ uns den Mund nach dem bevorstehenden Souper wässern. Als ersten Gang gab es „Erbsensuppe mit Speck“. Dann wurden „Spiegeleier mit Speck“ serviert und als Nachspeise „See mit Wurstbrot“ gereicht. Ein Schlemmermahl, das uns, nachdem der größte Hunger gestillt war, in die behaglichste Stimmung versetzte. Wir gingen



Blick auf Hundstod



Blaueis-Nordgrat und Hochkalter

deshalb alsbald zum „gemütlichen Teil“ über, bei dem musikalische Genüsse nicht fehlen durften. Simmerl spielte Mundharmonika, Thomi und ich sangen zweistimmig mit ergreifenden Tönen Volkslieder dazu. In den Pausen wurde immer wieder Tee und Schokolade dargeboten. Zuletzt artete die Laune in Schnaderhüpfel aus, deren Hauptschlager etwa der war:

Hinter der Himmelstür
Hängt a alt's Dchseng'schirr.
Spann' ma zwei Jungfern ei',
G'fuhrwerckt muß sei'!

Indessen rückte die Mitternacht heran, der verlöschende Primuskocher sang sein Sterbelied immer zaghafter und uns fielen die Augen zu. Also Schluss für heute! Wir rückten so eng wie möglich zusammen, warfen eine dünne Wolldecke über uns und sanken in Morpheus Arme.

Um drei Uhr begann uns die Kälte aufzurütteln. Ein eifriger Wind hatte unser Dach teilweise abgedeckt und wehte Schneewolken auf unser Lager. Wir behoben schimpfend den Schaden, aber der Schlummer war einmal verjagt und wir entschlossen uns, nach einigen vergeblichen Versuchen, die alte Behaglichkeit wieder herzustellen, mit der Morgenarbeit zu beginnen. Bald dampfte die „Bergsteigersuppe“ — heißer Tee und wärmte uns die Eingeweide. Die Kälte war draußen auf zweiundzwanzig Grad gestiegen, auch der Wind machte längeres Verweilen unbehaglich und so brachen wir nach dem Morgenimbisß das Lager ab. Noch in unserer Grube zogen wir Schuhe und Eisen an und schlugen die Haken aus den zu Eis gewordenen Wänden. Dann wagten wir uns fröstelnd ins Freie. Zeltbahn, Schlafsack und Eishaken kamen in den Rucksack, das steif gewordene Seil wurde mühsam umgelegt, dann rupften wir die Eispickel aus dem Schnee und nahmen Abschied von den Trümmern unserer Behausung.

Zum Fuß des Hochkalter hinüber hatten wir metertiefen lockeren Schnee, der uns bald so warm machte, daß wir nach kurzer Zeit ein Stück unserer Kleidung nach dem andern in den Tiefen der Rucksäcke verschwinden ließen. Die ersten drei Seillängen der teilweise 60 bis 70 gradigen Steilrinne trieben uns wirklich die Schweißtropfen aus. Erwischten wir glücklich einen festen Tritt, so erhob sich jedesmal vor uns wieder eine mannshohe senkrecht weiße Mauer, die das Vordringen zu einem Rätsel machte. Aber je höher wir kamen, desto besser wurden die Verhältnisse. Im oberen Drittel hatten wir sogar beinhart gefrorenen Schnee, auf dem die Steigeisen gut eingriffen.

Um neun Uhr vormittags bauten wir uns auf dem Gipfel des Hochkalter eine Schneebank und ließen uns von der wärmenden Sonne bestrahlen. Zwei

Stunden genossen wir das wohlige Luftbad und vertrieben uns mit Schauen, Essen und Trinken die Zeit. Der landschaftlich wunderschöne Grat lockte uns dann zum Kleinkalter hinüber. Kurz vor seinem Gipfel brach ich noch zwischen einer losgetretenen Wächte und dem Fels durch. Natürlich wurde ich fürchterlich ausgelacht, ehe mich meine Kameraden wieder aus der Klemme befreiten, in die mich mein Leichtsinm gezwängt hatte. Etwas vorsichtiger geworden setzten wir unsern Höhenbummel zum Kleinkalter und hinüber zum Rotpalsen fort. Von hier aus konnten wir unsern gestrigen Weg über den Nordgrat an seinen Spuren deutlich verfolgen. Noch einmal ward die Erinnerung an all das Erlebte und Geschaute wach und dann rannten wir wie die Besessenen zum letzten Gratabbruch hinunter, der uns zum letztenmal die Benutzung des Seiles aufzwang.

Mittags ein Uhr langten wir bei der Blaueishütte an, rasteten ein wenig zu frugalem Mahle, räumten ordentlich zusammen und setzten in unserm üblichen Renntempo das ganze Blaueistal ohne Weg und Steg hinunter. Eine herrliche Tur hatte ihren Abschluß gefunden.

Glockerin-Nordwestwand

Von Oskar Krammer, München

Wir lagen im duftenden Gras, einige Serpentinaen unterhalb des Passes Thurn und schauten, schauten still die Pracht, die sich unseren Augen bot. Aufgerollt lag das Panorama der Tauern, Granatkogel und Venedigergruppe vor uns im Licht des warmen Vorkommertages, nur getrennt durch den Einschnitt des Salzachtales. Wir nannten Namen, wir sprachen Wünsche aus; doch bald wurden wir ruhig, um den Eindruck, den die Landschaft auf uns wirkte, in uns verarbeiten zu können. geraume Zeit ruhten wir hier; früh waren wir von München weggefahren und genossen die erste Rast. „Der Hunger ist was Args“, brach Toni endlich erfolgreich das Schweigen und ich pflichtete ihm lachend bei, die Rucksäcke einer kleinen Revision zu unterziehen. Dann aber hielt es uns nicht länger, die Berge drüben riefen und wir stapften zu unserer treuen Maschine.

Bald rollten wir lautlos im Leerlauf hinab ins Pinzgau, jede Kurve enthüllte uns einen neuen Ausschnitt. Toni war auf einmal für ein gemäßigtes Tempo und ich hatte Mühe, auf die Straße und auf die Zurufe seinerseits zu achten. Endlich waren wir unten, der Motor sprang an und es ging Kaprun zu. Kleine Brücken verschafften uns stets einen Looping, den mein Cozius mit einem Fuchzer quittierte, das alte verfallene Schloß tauchte auf und dann waren wir in dem noch von Sommerfrischlern leeren Ort. Weiter glitten wir auf enger Straße durch die Klamm; dann blieb die Wüstenau hinter uns und einige Minuten später waren wir am Kesselfall-Alpenhaus. Wir unterhielten uns noch eingehend über den Garagenpreis, der uns natürlich entschieden zu hoch war, verwandelten uns vom Motoristen zum Bergsteiger und nahmen das Kreuz in Gestalt von zwei umfangreichen Rucksäcken auf uns.

Warm machten uns die Kehren, die zum Wasserfallboden führen; aber der Rückblick auf den Hochkönig, der immer reiner und klarer aus dem Kranz seiner Umgebung hervorstach, verlockte uns zu zeitweiligem Stillstand und so waren wir, fast ohne es zu merken, zur Drglerhütte gekommen. Jetzt stand unser erstes Ziel deutlich vor Augen; die Glockerin mit ihrer Nordwestwand. Dunkel und unheimlich wirkte der Fels, lediglich das spärliche Eis belebte die Flucht, die wir nun durch das Glas eifrig musterten. „Das geht“, meinte Toni lakonisch und nach einer Weile stiegen wir weiter die langen Kehren zum Moserboden.

Man ist wohl immer aufs Neue überrascht von dem Bild, das sich hier dem Beschauer bietet. Schnee lag noch auf der ebenen Fläche, in die sich die Eisströme des Karlingerkees ergießen, die Umrahmung aber schafft ein Bild, das wir wohl zu dem Schönsten zählen können, das uns die Alpen bieten. Leider hat der moderne Mensch die technischen Errungenschaften seines Zeitalters in den Kranz der stillen Berge getragen und so dies Paradies entweiht.

Baracken, Kantinen, Materialhäuser und Seilbahn — schmerzlich empfand ich das jetzt alles und in Gedanken schaute ich einige Jahre zurück, wo ich im Frühjahr mit einem lieben Gefährten von den Segenswünschen des Winterwächters begleitet, die erste Spur durch die unberührte Landschaft zur Oberwalderhütte legte. Aber die Technik, der nie rastende Geist in den großen Niederlassungen der Menschen spottet über unsere Sensibilität; man verspricht Belebung, Nutzen, Energiegewinnung und — Dividenden, und man will ja alles dem Berg unauffällig anpassen.

Hoch oben winkte das Schweigerhaus und bald stiegen wir die kurzen Serpentinien empor, um dann am Nachmittag vor der Schwelle des Hauses zu stehen, das für zwei Tage Heimat werden sollte. Junge Leute hatten es sich vor der Hütte gemütlich gemacht und genossen die Sonne, die es so gut meinte. Wir verstaubten schnell unsere Sachen und traten dann wieder hinaus, beugten uns über das Geländer und schauten nun in unsere Wand, die unmittelbar vor uns lag. Wir sahen den Einstieg, den Weiterweg und die ganze Schroffheit, die sich von unten ergab, löste sich und machte einem gut gangbaren Gelände Platz, das wir sachgemäß in Platten, Risse und Bänder zerlegten.

Befriedigt von diesem Resultat zogen wir uns wieder zurück in die Hütte und nun begann ein lustiges Kochen. Da wir beide nicht gerade schwache Esser sind, so dauerte es eine geraume Zeit, bis wir an die Einverleibung unseres kulinarischen Werkes denken konnten; das wurde aber dann mit einer nicht zu überbietenden Gründlichkeit besorgt. Tee, den ja Bergsteiger und Schiläufer in — für normale Menschen unvorstellbaren Mengen — trinken können, beschloß das Diner. Sterne funkelten über uns und die ganze Pracht einer Hochgebirgsnacht gebot Schweigen, das wir nicht brachen, als wir nochmals nach dem Wetter Ausschau hielten. Der Wecker war gestellt, den jungen Kameraden gute Nacht gewünscht und bald waren auch wir in einen tiefen, traumlosen Schlaf versunken.

Nacht war es noch, als wir nach kurzem Frühstück mit der Laterne die Serpentinien wieder abwärts eilten, um zum Einstieg zu gelangen. Als wir zur Moräne kamen, graute es und um 4 Uhr betraten wir das von Steintrümmern besäte Eis. Die Eisen konnten wir uns noch sparen. Der Tag

begann, als wir zu den wenigen Spalten kamen und steil stiegen wir die Firnfläche empor, die zur Randluft führte, dem Trennungsstrich zwischen dem Fels und dem Gletscher, der sich aus einer Eisrinne, die vom Gipfel bis zu uns herniederschleift, ergießt. Eine dünne Brücke, aber sie hält und schnell war Toni am Fels und ebenso schnell über der Einstiegswand auf einem kleinen Geröllfleck. Ich folge nach und wir lassen das Seil einstweilen noch im Rucksack. Das Gelände sieht sehr gut aus und nebeneinander steigen wir das steile, von kleinen Absätzen unterbrochene Wandstück hinauf. Rot werden die Berge hinter uns, Hocheiser und Kitzsteinhorn erglühen und andächtig bleiben wir einen Moment in der Morgenkühle stehen. Aufwärts blicken wir dann, den Kopf in den Nacken gelegt und sehen, wie sich auch unser Gipfel und die Kammlinie, die zum hinteren Bratschenkopf zieht, mit zarten Farben schmückt. „Fein“, jauchzen wir, „das wird ein Tag“, und dann steigen wir fröhlich weiter; die Sehnsucht zum Gipfel, die immer wieder von uns Besitz ergreift, hat uns gepackt.

Lustig klettern wir, jeder auf eigenem Wege; da plötzlich, was ist das? Ein Gausen und Rauschen, der Blick wendet sich blitzschnell nach oben, in der Falllinie über uns lösen sich vom Kamm mächtige Platten und Trümmer und kommen wie gewaltige Räder durch die Luft auf uns zu. Die Sonne hat den Bann der Nacht gelöst und die Abwehr des Berges setzt ein. Wir werfen uns, wo wir stehen, nieder, keine Deckung ist in den Platten, auf denen wir uns befinden. Ein kleiner Schneestreifen liegt zu meiner Linken. Die Hand krallt sich in den Firn und eng preßt sich der Körper an den Schnee, als könne er Schutz gewähren. Da liege ich und warte die Sekunden, die die Entscheidung bringen über Sein oder Nichtsein. Da, ein Schlag, ein Krachen um uns, Steine prallen an den Rucksack, an die Beine, die Luft ist geschwängert von Schwefeldunst und in dem regungslosen Körper siebern die Gedanken. Ruhe, nur die Ruhe behalten! Langsam hebt sich der Kopf, bereit sofort wieder zu verschwinden, aber es bleibt ruhig. „Toni!“ schreie ich und sehe mich um. Etwa zehn Meter entfernt liegt er schutzlos ausgestreckt, er hebt den Kopf und lacht mich an. „Eisern“ war sein erstes Wort und seine Unbekümmertheit hat die Situation überwunden. Zwischen uns ist eines der größten Plattenstücke zerschellt und die Sprengstücke haben keinem ernstlichen Schaden zugefügt.

Jetzt merke ich auch, daß sich das kleine Schmelzwasser einen Weg durch meinen Armel gesucht hat und lustig am Körper niederrinnt. Wir schauen uns immer noch an, erwarten einen neuen Schlag und können es nicht glauben, daß es nun vorbei sein soll.

„Also, lange bleiben wir da nicht“, meinte ich, „erschlagen werden

habe ich noch nie für eine besonders begehrenswerte Art des Sterbens gehalten!" Und so begann nun der Wettlauf mit den Gewalten des Berges.

Ungeschützt war die ganze Wandpartie, durch die es jetzt ging, kein Überhang bot notdürftige Deckung. Wir kletterten nicht mehr, wir liefen, das Seil immer noch im Rucksack; wer hätte sich auch wohl Zeit genommen es anzulegen? Und es ging auch so, wir achteten nicht was da kam, auf dem kürzesten Wege in der Falllinie kletterten wir hinauf; wenn ich verschlaufen wollte, trieb Toni wieder an und die Erinnerung an das Vorhergegangene brachte immer wieder Eile in die Bewegungen. Das Ohr war geschärft, jeder wartete darauf, das unheimliche Geräusch wieder zu hören, bis endlich die gefährliche Zone überwunden war und wir zu der rechts von uns liegenden Rinne auf einem schmalen, abschüssigen Band queren konnten. Hoch waren wir nun schon; der Fels zeigte sich mit einer Eisglasur überzogen, als wir uns zur ersten Rast niederließen. Langsam beruhigte sich das arme Herz, Toni war wieder guter Laune und erzählte mir, daß sein erster Gedanke war „Jetzt ist's aus, Toni, und der K. kriegt seine Schuh auch nimmer“. (Toni hatte zu der Fahrt Bergschuhe zu leihen genommen, da die eigenen momentan sehr reparaturbedürftig waren.)

Immer wieder schauten wir abwärts auf den Platz, der uns nun nicht mehr darnach aussah, als könne man sich da einfach niederwerfen, und wir fühlten, wie hart uns das gestreift hatte, was man Verderben nennt. Aber nun auf zum Gipfel! Wir querten die Rinne auf kleinen eingefrorenen Steinen und kletterten dann am groben Blockwerk weiter. Fest war der Fels durch das Eis, der Berg bäumte sich noch einmal auf, aber was waren technische Schwierigkeiten gegenüber dem hilflosen Verhältnis, in dem wir zuvor standen? Die Finger froren zwar, aber es ging immer wieder weiter; wenige Meter noch, dann kam Eis. Der Pickel schlug kleine Griffe und Tritte, vorsichtig balanzierte der Körper empor, dann noch einige Schritte im weichen Firn und der Gipfel lag unter uns!

Im hellen Sonnenschein standen wir und der Händedruck sagte einen Teil dessen, was die Augen sprachen. „Wieviel Uhr mag es sein?“, fragte Toni. „Gibts net!“, meinte er, als ich ihm 8 Uhr nannte, da aber sein eigener Zeitmesser auch nichts anderes brachte, so mußte es wohl stimmen. Die über 800 Meter hohe Wand hatten wir, wenn auch reichlich unfreiwillig, in vier Stunden durchstiegen. Zeit lag also nun noch genügend vor uns.

Nachdem die Runde gebührend besichtigt und der Gipfelzigarette schon eine zweite gefolgt war, beschlossen wir zur Wielingerscharte abzustiegen. Den Pickel unterm Arm, so sprangen wir den Firn hinab, dann aber kamen die Eisen zu ihrem Recht. Abgeblasen war der Hang, Blankeis trat zutage und

dazu ging ein Wind, der eigentlich keine rechte Freude bereitete. Es wird doch schönes Wetter bleiben wollen?

Zu der Scharte angelangt duckten wir uns schnell in eine ausgewehrte Grube. Etwas wollten wir noch zuwarten, dann aber gleich anschließend in die Wiesbachhorn-Nordwestwand einsteigen, nachdem wir doch schon vor ihr standen. Praktisch war es ohne Weiteres möglich, wir waren so früh am Tage, daß wir keinerlei Bedenken haben mußten. Aber den Sturm wollten wir erst abflauen lassen. Um 1/2 10 Uhr kam uns der Gedanke, die kleine Höhe zu opfern und in der Hütte Tee zu kochen, um dann Mittags wieder aufzusteigen. Gesagt, getan! Schnell waren wir unten und ebenso rasch brannte ein Feuer im Herd und eine Schüssel Tee war fertig. Eifrig wurde der Kalorienverlust ausgeglichen; da fiel zufällig ein Blick durch das Fenster. Was ist das? Wir sprangen rasch ins Freie und wirklich, lustig tanzten die Flocken durch die Luft, es schneite und zwar reichlich. Wir müssen uns wohl sehr geistreich angesehen haben und sprachen Worte, die zwar in keinem Lexikon stehen, aber Bergsteigern in solchen Momenten sehr geläufig sind. „Jetzt wird gleich richtig gegessen“, meinte Toni, „vielleicht hört es bald auf, dann sehen wir schon was zu machen ist.“

Nachmittag war es nun geworden und grau war die Luft um die Hütte. Langsam fielen die großen Flocken und der Boden wurde weiß. Vor einigen Monaten wäre es uns sehr erwünscht gewesen, jetzt aber, wo wir vermeintlich den Sommer zu haben, kam uns das ungelegen. Der Träger, der die Hütte für die Bewirtschaftung verproviantiert, kam vom Moserboden und erzählte uns von seinem Tun. Von Traglasten sprachen wir, und unglaublich ist es, was diese Leute in der Beziehung leisten. Toni meinte, wie fein es wäre, ein Zelager zu verproviantieren, wenn man solche Rucksäcke aufpacken könnte und im Geiste sahen wir schon die Monstra auf unseren Rücken. Abends stieg der Träger wieder ab und wir waren allein. Die Erinnerung an den Morgen kam wieder, Erlebnisse ähnlicher Art wurden ausgetauscht, aber keines war so eindrucksvoll wie das vor Stunden mitgemachte. Praktisch ist es ja wohl gleichgültig, ob ein kleiner Stein richtig trifft, oder ein Ungetüm von einem Block, aber man vermag ersterem, wenn man ihn beobachten kann, meistens auszuweichen, was in unserem Falle leider nicht möglich war. Ferne Berge stiegen aus der Erinnerung, die Namen von Kameraden, die nicht mehr waren, wurden genannt, und schnell verging der Abend in ernster und heiterer Unterhaltung. Noch ein Blick vor die Türe, der Flockenregen hört nicht auf. Was wird morgen sein?

Klar und schön war wieder die Sonne gekommen, alles glitzerte und flimmerte, und wir befanden uns wieder im Aufstieg zum Wiesbachhorn.

Aber die Wand hatte einen Neuschneebeleg, der schon die Anlage zu respektablen Schneebrettern zeigte. So siegte ohne viel Einwand die Vernunft vor der Begierde, diese herrliche weiße Flanke zu durchsteigen. Wir ließen uns nieder und beobachteten. Kleine Schneeflecke lösten sich von der Unterlage, fuhren rauschend über die Wand und zerstäubten im Flug über dem Eisabbruch. Ein herrliches Naturschauspiel, wenn man nicht selbst aktiv dabei beteiligt ist. Heiß brannte die Sonne, als wir nach Mittag die Hütte verließen, um wieder zu Tale zu steigen, und tiefe Löcher trat der Fuß im weichen Schnee. Langsam stiegen wir abwärts, bewunderten die Pracht der vielen farbigen Moospolster und sammelten die eine und andere Pflanze, um sie zu Hause einem bescheidenen Alpinum einzuverleiben. Am Moserboden sahen wir nochmals in die Wand der Glockerin. Schimmernd in ihrer Neuschneepracht lag sie da, ein herrliches Bild. In uns aber war ein Abklingen, eine stille große Freude, wie sie nur ein Erlebnis, eine Tat bringen kann, die allein die Berge, unsere Berge geben können.

Kampf und Abenteuer braucht die Jugend, um zu reifen, und nur reife Menschen meistern das Leben. Warum freuen wir uns des Erlebnisses, warum hält der Schrecken und die Furcht des Augenblicks nicht an? Längst hätten wir sonst der Berge entsagen müssen, die unsere Freunde nahmen. Aber wer sie kennt, ist immer wieder berauscht von der Pracht ihrer Firne und Matten, von dem Leuchten des Eises und von der Steilheit der Wände und Kanten der Felsen. Er kommt immer wieder zu ihnen, um auf ihren Gipfeln wunschlose Glückseligkeit zu genießen.



Glockerin Nordwestwand — Wiesbachhorn



Hochwanner — Nordwand



Schwerer Felsgang

Hochwanner (Direkte Nordwand)

Von Oskar Krammer

Warm ist die Luft und ich liege allein auf dem aperen Gipfel des Mauerschartenkopfes. Keine Wolke steht am Himmel, nur die Sonne überstrahlt siegreich all die Grate und Gipfel des Wettersteins. Fast schmerzhaft ist die Fülle von Licht auf den Flächen der Alpspize und man kann die lange Reihe von Schiläufnern, im Aufstieg begriffen, sehen. Es scheint der Inbegriff aller Seligkeit, hier an der Sonne zu liegen, in das Meer von Licht hinauszublinzeln und nichts zu tun, als zu fühlen, wie wunderbar schön das Leben ist in den Bergen. Vor mir aber stürzt die Mauer des Hochwanner zum Reintal ab und tief unten liegt die blaue Gumppe in Eis und Schatten begraben. Da kommen die Gedanken, Erinnerungen an einen Sommertag, randvoll von Erleben, vom seligen über dem Alltag Stehen. Mit der Zeit aber gewinnt man Abstand von dem Vergangenen und man kann es in Worte fassen. So will ich es denn versuchen!

Im Schatten des wunderbaren Bergwaldes ziehen wir unseren Weg, Franz Schmid und ich, hinein ins Reintal, dieses Prachtstück des Wettersteins. Neben uns die eilige Partnach; es ist eine Freude und eine Lust, das Wandern in diesem Tale. Noch fehlt der Lärm der Scharen, die alle Samstag die Anger- und Knorrhütte bevölkern und ihre Freude weithin vernehmbar kund tun. Da sehen wir sie, die Riesenmauer, die 1400 m abstürzt vom Grat des Hochwanner ins Reintal. Eine der höchsten Wände der Kalkalpen ist es, und schon 1904 setzten Menschen ihren Fuß an sie. Diverse Routen gibt es, aber 1923 gelang es dem Münchner Kletterpaar Gruber und Bauer einen geraden Durchstieg zu legen, eine unmöglich aussehende Zone in Falllinie zu durchsteigen. Zwei Wiederholungen waren gelungen in fünf Jahren und auf unserem alpinen Wunschzettel stand diese Tur schon lange.

Von Stein zu Stein können wir springen, als wir oberhalb der blauen Gumppe die Partnach übersteigen müssen, und im Schatten eines alten, mächtigen Ahornbaumes lassen wir uns nieder. Ein Rucksack wird gefüllt mit übrigen Kleidern und den Nagelschuhen, die wir auf unserem morgigen Gang nicht brauchen können und wir stecken ihn zwischen die Äste des Baumes. Er wartet auf uns, während wir den ersten, harmlosen Wandteil emporsteigen zum Biwakplatz. Wenig mehr als eine Stunde haben wir uns in den Schryosen und Latschen aufgehhalten, da hören wir die Duelle und sehen auch

die alte Feuerstätte, und etwas entfernt, säuberlich ausgeräumt, zwischen Latschen den Schlafplatz.

Binakfeuer! die ganze Romantik eines freien, ungebundenen Lebens entsteht und Bilder vergangener Tage tauchen auf. Langsam schlürfen wir unsern See, und hinter uns lassen wir all den Kram und Wust der geplagten Erde. Mittlerweile haben wir Gesellschaft bekommen, eine Schar von etwa zehn Leuten; sie halten eine Führungsfahrt durch die alte Nordwandroute ab, und haben, wie wir, den Sternenhimmel einem Lager in der Angerhütte vorgezogen. Lau ist die Nacht und gesund ist unser Schlaf, so gesund, daß die Sonne schon am Himmel steht und unsere nächtlichen Kameraden bereits längst fort sind.

Aber nun sitz! Franzl facht das Feuer an und ich suche unsere Siebensachen zusammen. Dann geht es nach einigen Bechern Tee — man hat so in aller Frühe doch nicht den richtigen Appetit — weiter zum Einstieg. Die alten Kletterpatschen kommen in den Rucksack, Seile werden entrollt, alles vollzieht sich ruhig wie immer. Es beginnen kleine Wandstellen, Risse und Überhänge, einige schmale Bänder; sie geben den richtigen Vorgeschmack zu dem, was da oben alles kommen soll. Endlich gelangen wir an die erste große Verschnidung, die steil, ja überhängend vor uns in die Höhe schießt. Hier also soll es durch gehen?

Wir stehen auf einem schmalen Band und bewundern den Mut der Männer, die mit ihrem Willen den Fels überlistet haben. Franz geht die Verschnidung an, ruhig und sicher klimmt er hoch. Eine Augenweide für jeden Kenner, er gilt nicht umsonst als einer der besten Felsgeher. „Nachkommen!“ ertönt es. Freudig lege ich die Hand an den Fels, ein Traum wird Wirklichkeit. Naß und moosig ist der Spalt und man muß schnell über manche Stelle hinweggehen, aber schneller als ich dachte, waren wir wieder vereint. Es ist schwierig, was da kommt; Überhang über Überhang; das Ende der Risse drängt den Körper immer stark nach außen und die Beschreibung beginnt sich zu erfüllen. Wir haben gelächelt, als wir sie lasen, aber es wird uns nichts geschenkt. Drei, vier Meter nach rechts oder links sind die einzigen Abweichungen, all unser Können und all unsere Erfahrungen müssen herhalten.

Manchmal stehen wir vereint auf einem kleinen Plätzchen und sehen die Flucht der Wände bis zum Kleinwanner. Pralle Sonne liegt schon auf dem Platt und der weiße Kalk der Zugspitze leuchtet inmitten des wolkenlosen Himmels. Gut, daß wir von der Hitze noch etwas verschont sind, im Schatten klettert es sich doch bedeutend leichter. Nun kommt ein Quergang nach links und es gilt leicht steigend eine Rampe zu überlisten. Langsam geht Franz

die Quering an, das Seil gleitet ruhig durch meine Hände und an meiner Selbstsicherung hängend beuge ich mich zurück, um den Weg des Freundes betrachten zu können. Es dauert eine geraume Weile bis er die Stelle überwunden hat, und das erlösende „Nachkommen“ ertönt. Ein weiterer Spreizschritt, zwei, drei Meter nach links an winzigen Griffen empor, für die Füße nur Reibung, dann schaue ich um die Kante und sehe das Bollwerk. Es ist alles mehr angedeutet als wirklich vorhanden. Im brüchigen Fels schleiche ich hoch. „Nicht einziehen“ rufe ich nach oben; ein kleiner Ruck könnte einen großen Pendel aus mir machen, denn die Ausgesetztheit läßt nichts zu wünschen übrig. Doch es geht und aufatmend stehe ich neben Franz auf dem kleinen Standplatz. „Wie der Quergang am Einstieg zur Sivetta“, meinte er, „wirklich eine feine Stelle!“

Dann wechseln wir die Seile im Karabiner, und ich habe wieder etwas Muße, um mich zu schauen. Ich staune über die Kühnheit des Weges, rechts eine glatte, rotbraune Wand, unmöglich für uns, links graue, wellige Plattenstücke, mitten durch zieht eine enge, rißartige Verschnidung, gut verteidigt durch Überhänge; unter mir aber geht die Flucht hinab bis zu den Latschenfeldern.

Fest ist der Fels nun wieder, wann aber wird er leichter? Immer noch bäumt sich die Wand empor und kein Ende ist zu sehen. Hoch müssen wir wohl schon sein, an den übrigen Bergen gemessen, und doch geht es immer noch Seillänge um Seillänge weiter. Aber dann sehen wir etwas, was mit der beschriebenen brüchigen Rippe identisch sein muß. Der Fels hat wieder seine Festigkeit verloren, und sorgsam, um jeden Steinfall zu vermeiden, steigen wir höher. Neben der Rippe entdecken wir eine laminartige Rinne, die wir nun sofort angehen und nach einer kleinen Unterbrechung können wir uns vereint auf ein kleines Geröllfeld niederlassen. Wir haben gewonnen! Das Seil rollen wir ein und die restlichen hundert Meter gehen wir nebeneinander, dem Gipfel zu.

Früh am Nachmittag ist es und wir sind allein mit den Bergen, mit der Sonne und der Unendlichkeit. Wohligh lassen wir unsere Haut von der Wärme kosen, während wir im Gipfelbuch die Geschichte der Wand lesen. Nach fünf Jahren fand die Erstbegehung dieser Route ihre Wiederholung durch unseren lieben Klubfreund Höcht und Winkler, vor acht Tagen war die dritte Erststeigung durch Toni Schmid und Ernst Krebs vollzogen worden, und wir wurden durch diese prachtvoll einander ergänzende Seilschaft genügend in die Geheimnisse des Weges eingeweiht. Einige Pflaumen zerkaue wir faul und dann schließen wir die Augen und lassen den leisen Gipfelwind über die gelösten Glieder streichen.

Daß man immer wieder zurückfindet? Man sollte glauben, nach solchen Stunden könne man nie mehr zum Alltag gehen, aber ein kleiner Steig führt zu ihm und auch wir machen uns auf, ihn zu betreten. Fein ist es, das Weglein hinabzuspringen, dann aber kommt eine Gewaltprobe für die Füße, endlose Kare mit grobem Blockwerk sind zu queren, um auf den hohen Kamm zu kommen. Die Sohlen brennen und über das Gesicht rinnt der Schweiß, den die drückende Hitze aus uns treibt.

Da fällt unser Blick in die Mieminger Berge, schwarz haben sich die Wolken zusammengeballt, das obligatorische Wettersteingewitter. Wir verdoppeln unsere Eile und springen von Block zu Block, bis wir den festgebakenen Schutt des Kamms erreichen. Gelb ist die Wolkenwand, die Zugspeige und den ganzen zu uns streichenden Grat eingehüllt hat. Hagel kommt! Wir wissen es und nach einigen Minuten fängt er auch schon an. Rasend prasseln die Körner auf uns, wir schützen Hände und Gesicht und fangen zu laufen an, aber plötzlich sind wir mitten im tobenden Element. Zu was haben wir den Zeltsack? Erst gilt es einen Kampf mit dem Sturm, der sich in der Hülle fängt, zu bestehen und bis es uns gelingt, den Sack über uns zu streifen, sind wir auch schon naß wie gefaufte Mäuse. Aber wir spüren keinen Wind mehr, nur die Hagelkörner schlagen auf die Hülle, während wir mit angezogenen Beinen am Boden sitzen. Um uns donnert und blüht es und wenn wir manchmal frische Luft fassen, heulte uns der Sturm unvermindert entgegen.

Über eine Stunde warten wir so, die Beine sind schon eingeschlafen und der unfreundlichen Worte viele gefallen. Endlich vermeinen wir ein Nachlassen des Unwetters zu merken und schälen uns wieder aus der nassen Haut. Weiß ist die Landschaft, Fels und Weide, alles ist mit einer guten Schicht Hagelkörner bedeckt, während mit fernem Grollen langsam das Gewitter abzieht. Nach wenigen Metern lösen sich die Kletterschuhe in ihre Urbestandteile auf und wir verfallen wieder in einen langsamen Dauerlauf, um uns die notwendige Wärme zu verschaffen. Eisig kalt ist das Wasser, das sich ausgerechnet den Weg zum Bett erkoren hat, und ich versuche, die Sohle mit den Schnürbändern an das Oberteil zu fesseln, um so wieder den Anschein eines ganzen Schuhs zu erwecken.

In der Anorrhütte schauen sie nicht schlecht, als wir in der Verfassung auftauchen und uns in der Küche wärmen. Heißer Tee macht uns bald wieder mobil. Spät am Nachmittag treten wir wieder aus der Hütte und eilen die steilen Serpentinien des Brunntales hinab. Auch hier wieder ist der Weg ein kleiner Wasserlauf geworden; wir spüren unsere Füße nicht mehr; erst am oberen Unger wird es trockener. Weiter geht es; langsam beginnt es zu

dunkeln und wir müssen doch unseren treuen Rucksack wieder holen. Als wir den Weg verlassen, um zur Partnach hinabzusteigen, ist es uns unfassbar, daß wir vor zwölf Stunden trockenen Fußes hinüberkamen; jetzt steigt uns das Wasser bis zu den Schenkeln und wir müssen uns ganz gegen die Strömung legen, um nicht mitgerissen zu werden. Glücklicherweise finden wir den Baum in der Dunkelheit und dann kommt wieder der unangenehme Rückweg durch den Bach, aber die Nacht nimmt uns ja gnädig in Schutz und wir werden schon trocken werden, bis wir wieder bei den Menschen sind, die unser Tun niemals verstehen können.

Im nächstlichen Wald hören wir Stimmen. Ein Licht kommt auf uns zu und sechs junge Burschen, Holzarbeiter, gehen mit einer Trage ins Oberreintal, um einen Verletzten zu bergen und zu Tale zu bringen. Es ist noch gut abgegangen, meinen sie, als sie unser Erschrecken merken. Freunde haben wir auf der Fahrt in jenen Wänden und Graten gewußt, sie werden es wohl nicht sein? Lang ist der Weg und hart, wenn man ihn mit talergroßen Blasen auf der Fußsohle gehen muß, aber auch er hat ein Ende und morgen, morgen wird alles vergessen sein; ein Wunsch ist wieder erfüllt worden.

Der Weg über den Grat (Val di Roda-Kamm)

Von Oskar Krammer

Dolomiten! Deutscher Süden, das Zaubervort und das Wunschland des deutschen Bergsteigers und Paradies des Felsgebers. Zum dritten Male weile ich in dem Land; braun ist das Ankleid und hart sind die Hände. geraume Zeit bin ich schon unterwegs und mit meinem Klubkameraden, dem Senior der sächsischen Kletterer, unserem lieben Dr. Walter Fischer schon die zweite Woche in San Martino — in der Palagruppe. Die Berge rings um uns, wir haben sie alle bestiegen, die formenschönen idealen Zinnen in ihren stolzesten Flanken durchklettert. Glückliche Gipfelfstunden haben wir erlebt nach hartem Kampfe und schweigend auf den steinernen Häuptern den Zug der Wolken verfolgt. Einsam sind die Berge Ende September dort; die Führer haben nichts mehr zu tun und sehen uns abschätzend an, wenn wir abends wieder einrücken. Und heut ist Kasttag! „Pflege des Außern“ haben wir uns vorgenommen. Wir schlendern durch die Umgegend und lassen die Wälder auf uns wirken, aber über den grünen Wipfeln leuchten die hellen Türme, scharf steht die Cima della Madonna mit ihrer Kante vor uns, wohniges Erleben an mauerglattem Fels wachrufend, ein herrliches Bergland.

Was morgen? Mein Freund schlägt eine leichte Tur vor, sieht aber wohl an meinen Augen, daß noch ein Wunsch in mir ist. „Geh allein“, sagt er, „wenn Du den Tag nützen willst“ und ich erzähle ihm von meinem Plan, dem Val di Roda-Kamm. Ernst schaut er mich an, aber er kennt mich und weiß um das Drängen eines Bergsteigerherzens. Einzelne Türme haben wir ja schon bestiegen, aber den ganzen Grat! Wenig Begehungen sind erfolgt bis heute, doch ich habe mit dem Plan gespielt, ich habe den Grat gesehen im Bild, im Traum, lange bevor er mit seiner Wucht in Wirklichkeit vor meinen Augen stand. Morgen also! Berg Heil! Langsam wird der kleine Rucksack gepackt; nichts Überflüssiges, aber auch nichts vergessen! Ein dünnes Seil, einige kleine Haken, das kalte Mittagessen des Hotels; dann bestelle ich das Frühstück schon für den Abend und die restliche Zeit vergeht mit Gesprächen über Berge und Menschen.

4 Uhr! der Wecker schellt und eine halbe Stunde später betrete ich die leere Straße. Ich kenne den Weg, der durch den Wald empor führt zum Passo di Ball. Hell ist es geworden, als ich den Krummholzgürtel verlasse und nach einigen Serpentinien gibt ein großer Block willkommene Gelegenheit,

meine Schuhe und den Rucksack zu bergen. Sorgsam verstaue ich das Kilo Pflirsche, schon im Genuß des Nachmittags schwelgend; die Manchonshuhe werden angezogen und die Taschen mit den notwendigen Kleinigkeiten gefüllt.

Leuchtend steht der Grat vor mir, aufmunternd für mein Beginnen und ich verlasse den Weg, um das Bachbett zu queren, das mich trennt von dem Massiv des ersten Turmes, der „Pala di Bartolomeo“. Es ist anfangs einfach, das Geröllfeld emporzusteigen, das zur Scharte zwischen dem Turm und einem letzten kleinen Gratzacken führt, erst in unmittelbarer Höhe derselben wird das Gelände steil und ich habe Mühe in dem lockeren Zeug und den brüchigen Felsen vorwärts zu kommen; doch nach kurzer Zeit ist es geschafft und ich stehe in der Scharte, am Fuße der Nord-Kante des ersten Turmes, die steil emporführt. Mein Training mag wohl Ursache sein, daß ich an dem festen und gutgriffigen Fels spielend leicht empor klettere. Immer sind Griffe und Tritte vorhanden; der erste Absatz ist erreicht, schon bin ich wieder hoch über ihm. Die Lust packt mich — es ist so herrlich das Klettern an der festen Mauer — und dann ist der zweite Absatz erklommen. Nun sieht man bereits den Überhang, der den geraden Weg zum dritten und letzten Absatz versperrt. Ich steige in seine unmittelbare Nähe, anschauen will ich ihn doch wenigstens. Ich halte es auch nicht für ausgeschlossen über ihn hinwegzukommen, aber ohne gute Sicherung ist es doch eine Sache, die ich freiwillig als Einzelner nicht wagen darf. Zeit und Kraft sind zwei Faktoren, mit denen ich sparsam umgehen muß; ich bin ja erst am Anfang.

Also einige Meter zurück auf das Band; rechts ist es wohl ebenso zeitraubend wie gerade aus, deshalb nach links — schnell führt mich das sonnige Band weiter, da kommt der Felsblock, der zur Überlistung des Wulstes dient! Eine tüchtige Ruckstemme — oben bin ich und schräg aufwärts geht es zurück zur Kante. Steil bäumt sich dieselbe nochmals auf, manchmal klebt man an senkrechtem Fels, aber immer zeigt sich der Berg von seiner gutmütigen Seite und nach wenigen Minuten ist der Gipfel erreicht, der Erste auf dem langen Weg! Freude erfüllt mich, als ich auf den Blöcken einige Minuten der Ruhe widme.

Abstieg! Nach Süden muß ich auf alle Fälle, also versuchen wirs halt einmal. Und es geht auch Anfangs ganz gut. Nach einigen freien Metern kommt ein risartiges Gebilde, das mir gestattet, mich an den festen Griffen einfach auszuhängen. Ganz nahe winkt die Scharte. Aber kurz oberhalb hört die Möglichkeit so bequem zu ihr zu gelangen auf und ich schleiche mich nach rechts abwärts, um dann im guten Fels wieder leicht ansteigend zur Scharte zu queren. Ich erinnerte mich gelesen zu haben, daß die hier ansehende Nordwand äußerst schwierig sei, aber ich komme über die ersten Meter leicht

hinweg und stehe — wieder in einer Scharte; was ist das? Erst später kann ich in Erfahrung bringen, daß der folgende Zacken das Schmitthorn heißt.

Nun fängt auch der Ernst des Lebens an! Zwei Seillängen mögen es wohl nur sein, aber ausgezehrt! Ich ordne mein Seil, stecke einen Haken griffbereit in die Tasche. Nur nicht bluffen lassen, denke ich mir, und gehe die Wand an. Arg klein sind die Griffe, nicht so schön wie am ersten Turm oder an der Schleierkante; langsam, Meter für Meter komme ich höher, während die Augen nach jeder Möglichkeit spähen. Standplatz ist vorläufig keiner in Aussicht. Wie ein Fassadenkletterer erscheine ich mir und bekomme ordentlich Respekt vor diesem Gewerbe.

Da sehe ich rechts von mir einen Haken stecken. Also zu ihm, umsonst wird er dort nicht sein Dasein fristen. Die Linke hält das Gleichgewicht und die Rechte prüft die Haltbarkeit des Stiftes mit dem Hammer. Noch gut! Ein singender Ton gibt die Gewißheit und dann schnappt der Karabiner mit der Selbstsicherung ein; die Füße gegen die Wand gespreizt, kann der Körper ruhen. Nun sehe ich auch den Weiterweg, einen schmalen Riß, der sich oben wieder in der Wand verliert. Allzuweit wird es nicht mehr sein; gut 30 Meter klebe ich schon über der letzten Scharte.

Ausgehängt! Ein weiter Schritt, dann faßt der Fuß Stand in dem Riß und mit den Händen rechts und links greifend komme ich etwas schneller hoch. Der Riß drängt mich nun stark nach links und ich gerate wieder in die freie Wand. Wenige Meter höher sehe ich die Spitze, also nochmals fest angepackt; ein Spalt tut sich auf, gut läßt er sich erklimmen und dann? Das nenn' ich einen Gipfel — zwei könnten wohl nur mit sehr gehemmter Bewegungsfreiheit Platz nehmen. Ein Horst; er mutet an wie eine Wisblattzeichnung. Turm Nummer zwei, stelle ich befriedigt fest und opfere eine Zigarette.

Wild ist die Landschaft um mich; nach Norden und Süden zu flankieren steile Zacken und drüben im Osten steht gleich einem Riesenturm der „Gran Pilaster“ der Pala di San Martino. Ich bin in Gedanken nochmals in seinen Felsen; ein herrlicher Gang war es, der Fischer und mich begeisterte. Ohne jede Unterbrechung, in reinster Linie, strebt der Pfeiler in die Höhe und hält den Ersteiger bis zum Gipfel in seinem Bann.

Nach Westen ist der Blick frei und wie Spielzeug liegen die Hotels von San Martino in der Sonne. Motoren höre ich brummen, der einzige Laut von Zeit zu Zeit.

Nun heißt es aber an den Ausbruch denken! Ich suche einen Abseilblock, bin wenige Minuten später 15 Meter tiefer und angle mit den Beinen nach einen Stand. Es ist etwas ungemütlich, auf dem schmalen Band das Seil ab-

zuziehen, aber es läuft glatt und ich drücke den Körper fest an die Wand, während es pfeifend auf mich herabkommt. Zum Aufrollen habe ich keinen Platz hier, ich knüpfe es an meine Brustschlinge und beginne den weiteren Abstieg. Er geht an guten Griffen besser als es anfangs aussah. Ich hänge mich an unübersichtlichen Stellen einfach aus, taste mit den Beinen nach dem Weiterweg und habe Glück! Das ist die Hauptsache. Ich zähle die Meter und bin bald in der Forcella Schmitt, der Scharte zwischen dem verlassenen Corno Schmitt und dem „Campanile Bettega“.

Nord-Kante! habe ich mir notiert und nach alter Gewohnheit verfolge ich den Weg einstuweilen mit den Augen, soweit, bis ich die Einzelheiten nicht mehr erkennen kann. Auf meinem Zettel steht noch das Stichwort „Kamin“. Sehen kann ich allerdings keinen, aber er wird schon noch kommen. Leicht geht es auf einen kleinen Vorbau, an dem die eigentliche Kante beginnt und ich benütze die verhältnismäßig festen Griffe, um in der Falllinie aufwärts zu klimmen. Aber bald werden sie sparsamer und ich sehne ernstlich den Kamin herbei. Ober mir ist alles glatt. Rechts? Sorgsam prüfen die Finger einen kümmerlichen Griff, dann spreize ich an die Kante und versuche den Kopf für einen Blick über sie hinweg zu bringen. Es gelingt und siehe da, knapp zwei Meter von der Kante erspähe ich den Kamin, wenn ich auch seine Beschaffenheit nicht weiter zu beurteilen vermag. Da also! denke ich mir, und lasse den Körper zurück in die alte Lage gleiten. Frei hinüber zu klettern geht nicht. Wieder hinab? die Stelle, über die ich mich empor geschwindelt habe, ist zum Rückzug nicht besonders geeignet. Ich überlege einige Augenblicke und komme zu dem einzigen Ausweg — abseilend den Kamin zu gewinnen. Linker Fuß und linke Hand müssen wieder den Körper halten und die Rechte beginnt einen kleinen, schmalen Haken einigermaßen verläßlich einzutreiben. Ich habe Glück, es gelingt! Selbstsicherung eingehängt und dann rolle ich mein Seil auf und lege es in eine kleine Reepschnurschlinge, Karabiner habe ich nicht so viele bei mir. — Dülferstiß, dann hänge ich die Selbstsicherung aus und gehe langsam schräg abwärts über die Kante. Drüben wird der Seilzug unangenehm und ich habe Mühe, das Zurückpendeln zu verhüten. Die Rechte krallt sich an kleine Unebenheiten, die Füße stemmen sich gegen die Mauer und in starker Schräglage kann ich endlich den seichten Kamin erreichen. Gewonnen! sage ich laut, und taste etwas auf dem — im Vergleich zu dem Vorhergegangenen, fürslichen Platz. Ja, weiter unten wäre es leichter gewesen und das ganze zeitraubende Manöver hätte vermieden werden können.

Wieder ziehe ich das Seil ein und schlinge es fest um mich, dann geht es in dem Kamin hoch. In den Wänden der Zinnen hatte ich genügend

Übung in dieser Art Kletterei bekommen und so konnten mich auch die wenigen Klemmblöcke kaum aufhalten. Wieder stand ich auf einer Spitze; der Kamin hatte direkt zum Gipfel geführt. Nummer drei! Entschieden geräumiger als der jetzt klein gewordene Vorgänger, bietet er Gelegenheit zur Entspannung und auch der Abstieg scheint ganz gut, wie ich mich noch schnell überzeuge. Das war wieder eine Zigarette wert, und etwas Schokolade kann auch nicht schaden. Ich fingere die Stückchen aus dem Inhalt meiner Hosentasche und ruhe aus. Ich bin noch nicht müde, aber ich habe ja auch erst die Hälfte, und die Nordwand vor mir sieht auch nicht gerade aus, als sei sie die Bequemlichkeit selbst. Einstrahlen aber betrachte ich den blauen Himmel und schließe wohligh die Augen. Entspannung des Körpers und der Nerven, wie gut ist das!

Wieder bin ich nach kurzem Abstieg und Abseilen in einer Scharte und habe vor mir die Nordwand des „Campanile Adele“. Ich ziehe meinen Notizzettel aus der Tasche und bin auch bald im Bilde über die Route. Abweisend steht die schmale Wand vor mir, aber soll ich wegen ihr meinen Weg unterbrechen? Nein! Und eine Melodie pfeifend steige ich einem Rißsystem zu, das mich zur Höhe bringen soll. Gut wie immer geht es an. Eine Nische sehe ich ober mir und bald bin ich auch in ihr. Brüchig und morsch ist der Fels an dieser Stelle und vorsichtig entferne ich lose Steine, während ich weit spreizend darüber hinweg komme. Dann quere ich zur Fortsetzung der unteren Risse, die einige Meter weiter links verläuft. Diese Kletterstellen gleichen sich im allgemeinen und doch hat jede ihre Eigenheiten. Bald ist es die Glätte, bald sind es kleine Moos- oder Graspolster, die das Arbeiten erschweren, aber dank der langen Regenspauze sind die Felsen auch in ihren Wunden, die wir Menschen Risse und Kamine nennen, trocken und die eingekrallten Finger finden immer Halt, wenn die Tritte versagen und die Zehen keinen Stützpunkt mehr finden. Das Dach ober mir macht mir noch keine Sorgen, aber dann bin ich doch unter ihm und muß erkennen, daß es wohl einen ernststen Kampf geben wird.

Etwas Ruhe! Ich suche nach einem Haken — auch eine Zweierpartie wird aus Gründen der Sicherheit hier zu dem künstlichen Hilfsmittel greifen. Ich wähle einen mir passenden aus meinem Vorrat und kann ihn gut, etwas außerhalb des Überhanges, eintreiben. Die zwiefach geschlungene Keepschnur habe ich schon eingelegt (Karabiner muß man sparen), dann knüpfe ich das Seilende zusammen. Doppelt genommen muß es ausreichen, bis ich einen Stand gefunden habe; nun suche ich den Angriffspunkt und beginne. Ich muß es ja schaffen, wenn auch die Nähe des sichernden Freundes fehlt.

Also nicht lange warten! Man verliert Kraft und Sicherheit. Weit

spreizen die Füße, die linke Hand faßt einen Untergriff und zieht den Körper hoch; jetzt habe ich Halt für die Rechte, ein Ruck und mit einer unwahrscheinlichen Beinstellung habe ich das Gesetz der Schwere überwunden, das mich so erbarmungslos nach außen drückte. Schnell geht der Atem; einige Augenblicke verschnaufen, dann weiter. Stehen zu können ist mein Wunsch und als ich es kann, zittern mir leise die Knie infolge der Anstrengung.

Wieder bringe ich einen Haken an, ich muß mich etwas freier bewegen können und mein Seil wieder einholen. Der Knoten wird gelöst und langsam lege ich Schlinge um Schlinge über die Schulter. Zwei Schläge mit dem Hammer, der Haken gehört wieder mir, und leicht strebe ich nun wieder empor, bis der Kamin in eine Rinne mit feinem Schutt übergeht. Füße und Hände an den Begrenzungswänden, so überliste ich das Stück, bis nach wenigen Metern wieder ein neuer Kamin kommt. Kleine Blöcke haben sich verkeilt, ich lege den Arm um sie und bin dankbar, wieder richtig auf beiden Füßen stehen zu können. Und jetzt kommt sogar ein Band, auf dem man getrost spazieren gehen kann. Fein ist das! Ich kann mich setzen und bewegen, wie ich will. Schon über eine Stunde bin ich in der Wand und langsam spüre ich meine Arme. Fingergymnastik und Massage, das hilft immer!

Aber weiter, der Gipfel ist nahe. Aber einen kleinen Vorbau gewinne ich eine wunderschöne Verschneidung und das Klettern macht wieder Freude. Man kann sich bei solchen Genußstellen richtig erholen und was nun kommt, ist ein lustig-keckes Turnen über einen kleinen Grat, bis ich vor einem Steinhäufen anhalte. Es geht nicht mehr höher, Turm Nummer vier ist erreicht!

Heiß brennt die Sonne hier oben und der Gaumen ist trocken. Was gäbe ich jetzt, wenn ich meine Pfirsiche hier hätte! Nun halte ich es doch für notwendig, eine halbe Stunde Rast einzuschalten. Pflaumen, Keks — der Appetit fehlt ohne das nötige Wasser, hart sind die Steine, zwischen denen ich mich eingebaut habe, aber dafür steht auch zur Entschädigung einer der schönsten Dolomitenberge, vielleicht eine der schönsten Felsenburgen überhaupt, vor mir. Drüben strebt gleich einem riesigen gothischen Bauwerk aus eisernen Kar die „Cima di Canali“ empor. Nicht sattsehen konnte ich mich, als ich das erste Mal den Aufbau ihrer Westwand vom Passo di Ball aus sah. Und beglückt waren Freund Fischer und ich, als wir uns nach einem Gang an Iotrechtem, eisernen Fels auf ihrem Gipfel die Hände drückten.

Auch heute verschwinden alle Spitzen unter der Wucht dieser Mauer. Schön sind die Berge der Pala, und ich kann die Menschen verstehen, die immer und immer wieder ihre Wälder und Kare auffuchen. Man findet stets wieder neue Bilder. Eine kleine unbewirtschaftete Hütte nach deutschem Muster, ein Zeltilager — und Zeit haben, was könnte man Schöneres er-

leben? Warum bin ich nicht zufrieden? All die Türme, Wände und Kanten, sie können ja doch nicht mein sein! Doch das Leben ohne Wunsch wäre vielleicht gar kein Leben, das sich lohnt und Bergsteiger ohne Wünsche! Wo gibt es solche? Hunderte von Hoffnungen begräbt die Zeit und doch reicht die vielgerühmte lange Jugend dieser Menschen nicht aus, die übrigbleibenden zu erfüllen!

Der Rauch meiner Zigarette steigt kerzengerade empor und ich betrachte meine Fingerspitzen, deren Haut dünn und rosa vom Braun der Hände abblüht. Nur nicht wundklettern, denke ich mir; dann schalte ich alle Gedanken aus und schließe die Augen. Wohlig ist's mir, nicht fühle ich den Block an meinem Rücken, es ist, als hätte der Geist den Körper verlassen, um mit einer der westlich segelnden Wolken zu wandern. Einen ganzen Tag möchte ich so liegen und den Körper Sonne trinken lassen, soviel er will.

Wie lange ich so lag, ich weiß es nicht, aber ich erinnere mich plötzlich, ja noch nicht am Ende zu sein, die Ruhe ja noch gar nicht verdient zu haben. Faul strecke ich mich nochmals, dann erhebe ich mich und bin bereit, den Weg weiter zu gehen.

Abstieg ohne Hindernisse! Es ist gut so; denn wenn überall Schwierigkeiten auftauchen würden, so wäre der Grat wohl kaum an einem Tag zu machen. Von oben habe ich schon gesehen, daß verschiedene kleine Scharnentürme vorhanden sind, um die ich nun, unten angelangt, an der Westseite quere, um an die letzte große Aufgabe zu kommen, die Nordwand des „Campanile Castrozza“.

Steil, fast senkrecht strebt die Wand zur Höhe, aber den Tiefblick ist man gewöhnt nach wenigen Fahrten in den Dolomiten, Ausgesetztheit findet man hier auch bei mittelschweren Touren zur Genüge. Der Schatten tut gut und der Körper folgt wieder willig den Befehlen. Griff um Griff wird erfaßt. Die Hauptarbeit aber müssen die Beine leisten; sie ermüden ja auch nicht so schnell wie die Arme und der feste Fels läßt ein technisch einwandfreies Gehen zu.

Langsam trachte ich an die Kante zu kommen, Wandstellen wechseln mit Rissen, immer weiter, ich bin so schön im Zug und pfeife mir leise irgend eine Melodie. Kein Haken ist notwendig; ich habe ja auch nur mehr zwei Stück, die zur eisernen Reserve gehören. Bei einem kleinen Geröllstück beginnt ein Riß, der sich zu Anfang mit einem mächtigen Überhang ziert. Ich lasse ihn aber unberührt und verfolge die Wandstellen links von ihm weiter, die mir ein gleichmäßiges Tempo gewährleisten.

Schön ist das Alleingehen, man braucht auf niemand zu warten, hört nie den Ruf „Seil aus“ gerade immer wenn es am Schönsten geht, immer kann man weiter vordringen — aber man hat auch keinerlei Ansprache.

Plattig werden die Wände und eine große Auswahl von Möglichkeiten entsteht. Stets in der Falllinie gewinne ich an Höhe und nach knapp einer Stunde bin ich am Grat. Wie gerne hätte ich jetzt einem Freund zugejubelt „der Gipfel ist nah!“ So aber balanciere ich schweigend auf der Schneide weiter zum eigentlichen Gipfelaufbau. Eine schöne Kante verhilft mir zur letzten Scharne zwischen zwei Gipfelzacken und zum Steinmann. Der fünfte Turm ist gewonnen!

Senkrecht steht die Sonne über mir und ich schaue bald nach dem Abstieg. Die Wälder und ihre Schatten rufen eine Vorstellung von kühlem Moos und Quellen in mir wach. Ein kleines Vöglein schreckt auf und entfliehet in die Tiefe und von unten kommt nun sein kurzer Ruf, der wohl die Neuigkeit einem Gefährten verkünden soll, daß da oben ein Mensch sei.

So leicht wie das Vöglein hatte ich es nun ja nicht, aber eine Rinne führt hinab und ich vertraue mich ihr an. An den Seitenwänden stemmend turne ich abwärts bis ein Abbruch Halt gebietet. Ich versuche einen Überblick zu gewinnen, kann mir aber kein richtiges Urteil bilden. Sind es mehr wie 15 Meter? Mein Seil tritt nun wieder in Aktion und eine schöne, gewachsene Felsnase ersetzt mir den Abseilhaken. Frisch hinunter, es wird schon reichen! Schließlich kann ich ja doch nicht übernachten in der Rinne! 10 Meter sind überwunden und die Rinne zeigt sich wieder gangbar. Seil ab — einige kleine Steine pfeifen durch die Luft, dann turne ich weiter. Ein zweiter Abbruch wird auf dieselbe Weise überlistet und ich freue mich schon auf so billige Art wegzukommen.

Nochmals eine Unterbrechung! aber vor ihrem Anfang leitet ein schönes Band nach Osten und im schrofigen Gelände komme ich der Schlucht näher, die zwischen dem Campanile Castrozza und dem Campanile Val di Roda herabzieht. Da ich nicht zu tief gelangen will, quere ich wieder nach rechts und einige heikle Stellen sorgen für die nötige Spannung bei diesem Gang. Bekanntes Gelände folgt nun, denn vor einigen Tagen haben Fischer und ich die Nordwand des Campanile Val di Roda schon erstiegen.

Von einem Scharnenturm aus spreize ich die gegenüberliegende Wand an und lasse den Körper langsam hinüberfallen. Ein versteckter, aber guter Griff ist es, der den Schlüssel zur Ersteigung bildet und liebevoll ergreifen ihn die Finger. Der Fuß löst sich leise, ein Ruck und der Einstieg ist gewonnen!

Ich kenne den Weg: links aufwärts über Platten und feine Risse, dann rechts an die Kante und auf ihr hoch. Kleine Absätze kommen, immer gibt es guten Stand und es ist, als ob der Berg nun müde mit der Abwehr keine Anstrengungen mehr machen würde, das unscheinbare Lebewesen, das da auf ihm umhersteigt, abzuschütteln. Als Turm für sich würde der Turm

Freude auslösen und keine nennenswerten Schwierigkeiten bieten. Als der vorletzte in dem langen Kamm genügt er mir gerade und dankbar bin ich, nicht noch eine Gewaltprobe überstehen zu müssen. Es liegen doch schon etwa 800 m Kletterei hinter mir und die damit verbundenen Abstiege.

Zum Gipfel leitet die Kante und urplötzlich steht er da vor mir, der ich noch in Gedanken an ganz andere Dinge versunken war. Bald ist es zu Ende, spreche ich nun selbst zu mir und habe plötzlich das Bedürfnis laut zu reden. Ich schimpfe über die Hitze, über den Durst, über den unverschämten langen Weg. Warum? War es nicht mein freier Wille? Aber wie oft haben wir schon im Verein mit Freunden bei langen Aufstiegen über die Eigenart der Bergsteiger gesprochen, die anstatt schön unten im Tale zu weilen, sich abmühen mit schlechtem Schnee, Eis, brüchigem Fels und wie die Dinge alle heißen, die den Gipfelsieg erschweren. Aber oben — oben war dann alles wieder vergessen!

Es geht ja wieder abwärts, leicht, als wüßte der Berg, es sei vergeblich, nun noch den Willen des Bergsteigers zu hindern. Aufpassen muß man aber trotzdem, denn der Fels ist von einer Neigung, daß ein Fehltritt genügen würde, den Abstieg mehr als nötig zu beschleunigen und wenn man uns Kletterern auch nachsagt, es sei Leichtsinns, Frevel, was wir da treiben, so weiß doch der Kenner der Verhältnisse, wie sorgsam und überlegt so ein Felsgang vor sich geht.

Eben und breit ist die Scharte, und ich lasse mich einige Minuten nieder, bevor ich die letzte Wand bei dieser Fahrt angehe. Es ist ja nicht mehr weit, ich weiß es; und dann lange ich langsam nach den Griffen in dem glatten Riß, der hinter einer kleinen Ecke seinen Anfang nimmt. Eine Seillänge, dann kommen gut gangbare Felsen.

Behäbig ist der Berg, breit, nicht so himmelanstrebend wie seine Trabanten im Norden, und sein Gipfeldach birgt im Steinmann ein Buch, in das ich mich, lang hingestreckt vertiefe. Die Geschichte des Grates und des Berges kann ich lesen und bekannte liebe Namen tauchen auf. Colleder, Kummer, tapfere Männer, die ihre Liebe zum Berg mit dem Tode bezahlt haben, nachdem sie schon Rang und Namen unter den Alpinisten der Welt errungen. Nichts reut mich nun mehr und nicht spür ich das Brennen in den Fingern, sogar der Durst scheint vergangen.

Ein Brummen ober mir! Das tägliche Passagierflugzeug München—Venedig—Rom, das wir alle Tage pünktlich auf die Minute über uns sahen. Werden die Leute da oben überhaupt auf den Gedanken kommen, daß auf diesen bizarren Felsgebilden da unter ihnen Menschen sind? Kaum! Im Süden verschwindet der silberne Vogel, er fliegt ans Meer. Ich stelle mir

den Strand vor, sandig, die Wellen anrollend und ich möchte dort sein, schwimmen, die Beine und Hände in den nassen Sand vergraben — aber der Wunschtraum entschwebt. Nichts ist mehr zu sehen und zu hören; ich bin wieder allein mit mir. Ich stapfe die Graspolster hinab zur Scharte, lasse dort die Jacke und das Seil und gehe so noch auf die Cima di Ball. Weich umschließt das Moos den Fuß, als wollte es vergelten, was die rauhen Felsen an den Schuhen verbrochen und ein leiser Luftzug streicht nun kühlend über die Stirn, während ich immer wieder das Wunder dieser zu Stein gewordenen Formen bestaunen muß.

Still ist der Paß und keine Menschenseele stört meine Gedanken, als ich den Steig langsam abwärts gehe. Wasser! Plötzlich kommt der Durst wieder, der mich dort oben so quälte und genießerisch schlürfte ich auf dem Bauche liegend den kalten Trunk. Was sind all die Getränke einer Tafel gegen den klaren Bergbach, den man nach stundenlangem Wandern mit trockenem Gaumen erblickt? Ich spüre das erfrischende Naß in allen Adern und ich möchte den ganzen Körper eintauchen, um dem Bedürfnis nach Feuchtigkeit Rechnung zu tragen. Frisch geht es nun weiter und nach wenigen Serpentinaen bin ich bei meinem Block, der mein Gepäck in Schutz genommen hat. Schnell ist der Rucksack aufgenommen und ich lasse mich dann auf dem Felsenrücken häuslich nieder.

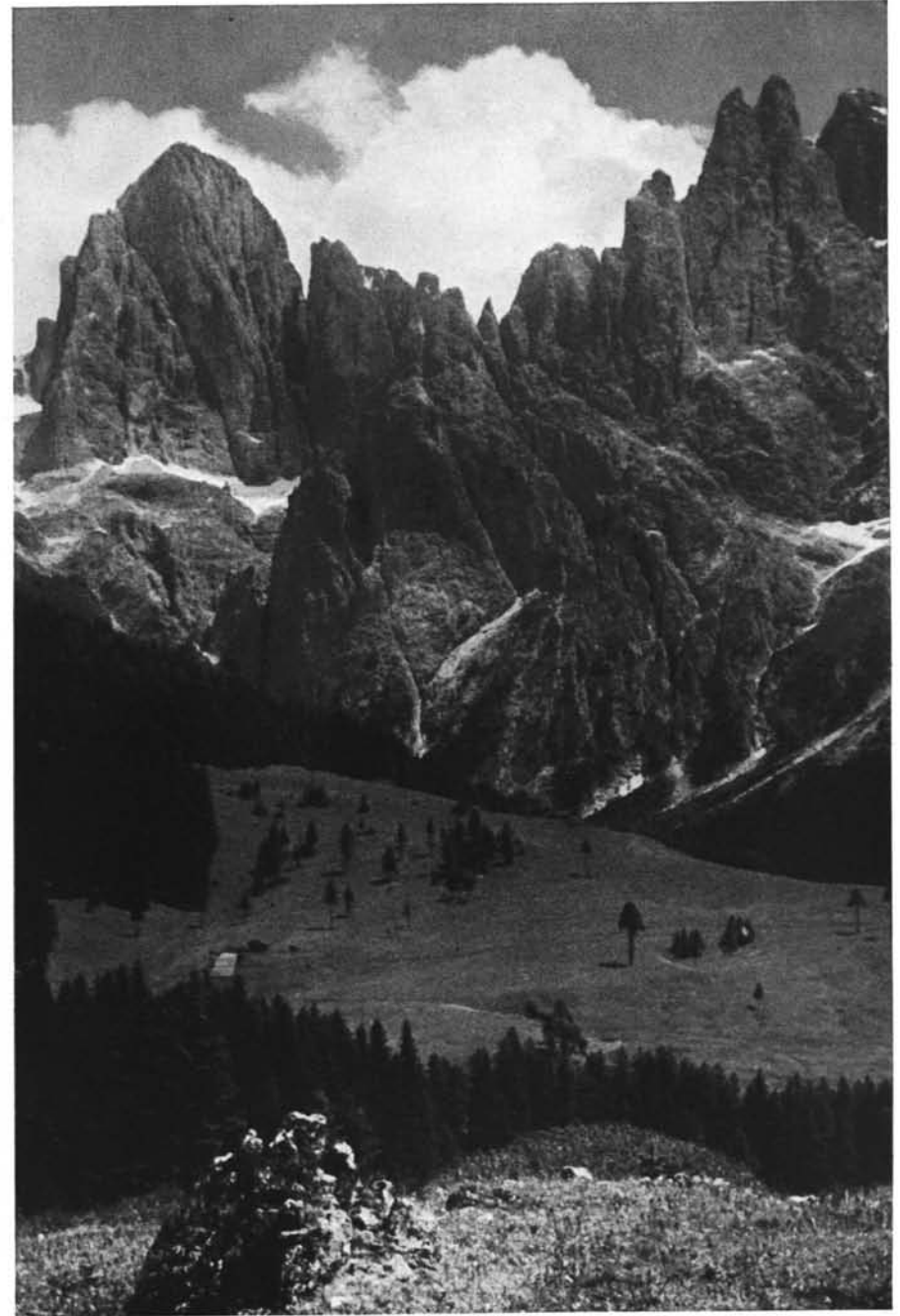
Der Hunger hat sich mit dem gelöschten Durst eingestellt, aber ihm kann abgeholfen werden, dafür hat das Hotel da unten gesorgt. Die herrlichen goldgelben Früchte vergelten mir nun die kleine Mühe, die ich mit ihnen gehabt habe reichlich und nach unglaublich kurzer Zeit ist nichts mehr von all den Köstlichkeiten zu sehen.

Ich verschränke die Arme unter den Kopf und schaue rückwärts. Da liegt er nun, der Grat! Gestern noch ein Wunsch, ein Traum, heute schon Erinnerung geworden. Es ist doch mit das Schönste, was uns die Berge geben! Nie tauchen sie unter in das Meer des Vergessens, Namen und Bilder rufen uns auch in fernen Tagen im Geiste die genossenen Stunden wach, schaffen das Erleben neu und lassen uns immer mit der Jugend fühlen und denken. Mit der Jugend, die jeweils dort im Kampfe steht; denn Kampf ist das Ringen mit dem Berg und bis aufs Äußerste muß er manchmal geführt werden. Jugend brauchen die Berge! Denn aus ihr machen sie Männer, die wissen um des Lebens Wert und Ziel.

Leise rauscht der Wald sein altes Lied, während ich San Martino zugehe. Da schallt ein Ruf! Freudig begrüßt mich mein Freund Fischer und ein Fragen und Antworten beginnt, das kein Ende finden will. Was schauen die wenigen Gäste vor den Cafés mich so an? Langsam dämmert es mir.

Ja so, die Hose, die zerrissene Hose! Aber was scheeren mich die Leute; was wissen denn die, wie das zugeht? Und in der Saison werden in Martino solche Hosen auch gerade keine ausgesprochene Seltenheit sein. Spät ist es geworden, als ich nach Tischnoch noch ein wenig durch die Straßen schlendere. Im Sternenmeer zeichnen sich die Konturen der Berge ab. Von der Führerbank am Platz vor dem Kirchlein hebt sich eine Gestalt und ich erkenne den Bruder unserer Zimmerbetreuerin, die aus altem Dolomitenführergeschlecht stammt. Wie es gegangen, fragt er, der durch seine Schwester orientiert ist, und kräftig schüttelt er mir die Hände. Wir Führerlose wissen was es bedeutet, wenn Führer sich so verhalten.

Dankbar bin ich dem Schicksal, das mich den Weg gehen und Bergsteiger werden ließ und wie zur freundlichen Bestätigung leuchteten mir in mildem Lichte die Türme vom „Val di Roda“.



Pala di San Martino und Val di Roda-Kamm



Laliderer-Wände

Laliderer-Nordwand

Erste Begehung am 8. September 1930

Von Ernst Krebs, München

Am 1. September 1930 hatten wir in sehr kurzer Zeit die Westwand des Predigtstuhles und anschließend die Ostwand der Fleischbank durchklettert. Friedlich saßen wir nach getaner Arbeit auf dem Gipfel. Da meinte plötzlich Toni: „Ernstl, wir san zur Zeit 3000 in Form! Genga ma am Sonntag ins Karwendel und probier'n ma die Laliderer Nordwand! Mogst?“ — „Aar!“ —

Während der Woche trainieren wir noch streng im Klettergarten des Hartales, so lange, bis die Hände wund sind. Auch die einschlägigen Photos studieren wir genau, so viele wir ihrer habhaft werden können. Ganz besonders wertvoll ist uns ein Winterbild. Denn wo Schnee liegt, gibt es meistens auch Griffe. Wir legen die Route im Groben fest; beraten vorsorglicherweise jetzt schon über den bestmöglichen Abstiegsweg und kommen überein, die Bockfarschlucht, die bisher nur zweimal begangen worden war, zu benutzen, weil wir uns damit den langen Weg nach Scharniß ersparen konnten. Voraussetzung dafür war trockenes Wetter, denn bei nassem mußte sie unheimlich steinschlaggefährlich sein! Wachen und Träumen dieser acht Tage war ausgefüllt mit unserem Ziel!

Gott sei Dank, endlich kam der Samstag! Zu vorgerückter Stunde — Toni konnte sich, da er gerade praktizierte, erst nachmittags freimachen — fahren wir per Motorrad ab nach Hinterriß. Das Wetter ist nicht gerade einladend. Wir beeilen uns; man kann mit Toni als Begleiter sowieso nicht langsam fahren. An der Grenze in Vorderriß schmerzhaft empfundenes Zahlen für Straßenbenutzung! Tief hängende Wolken und damit arge Wetter Sorgen für den morgigen Tag.

In Hinterriß wird geparkt und dann gehts gleich zu Fuß weiter. Wir wollen noch bei Tag auf die Falkenhütte, um noch heute die Möglichkeiten in der Wand zu studieren. Beim Überschreiten der Isar fallen die ersten Regentropfen. Lange Gesichter! Wir begraben langsam Hoffnungen und streben doch rasch aufwärts. Am Ahornboden tanzen die ersten Nebelfetzen um uns und bald wird dicker Nebel unser neuer und unerwünschter Begleiter. Keinen noch so kurzen Moment gibt die gewaltige Steilmauer, an deren Fuß

wir langsam und sehnsüchtig erwartend entlang gehen, einen Blick in ihre Geheimnisse frei. — Bitter! —

Dämmerung fällt ein. Toni erzählt vom Wirt der Falkenhütte, der für ihn das Ideal eines solchen ist. Bei ihm sind die zünftigen Kraxler, seine mit untrüglicher Sicherheit erkannten Schüslinge, jeder Gorge um Nachtlager und Frühstücksmilch enthoben. Nur schade, meint Toni, daß diese Art von Wirten so rar ist!

Wir halten auf dem Joch kurz unter der Hütte. Ich schaue mich um und traue meinen Augen nicht. Was ich eben noch für eine Wolke hielt, steht plötzlich aus dem zerteilten Nebel wachsend, als felsige Riesenmauer ganz nah, im Mondlicht gleißend vor uns. Scharf hebt sich der Grat gegen den dunklen Himmel ab. Ganz still sind wir geworden, stehen lange und beschauen das märchenhaft schöne Bild. „Ernstl, die Wand!“ ist alles, was ich von Toni höre. Weil wir uns immer wieder nach der riesigen Felsflucht bewundernd undrehen müssen, stolpern wir etwas mühselig zur Hütte. Bald stehen wir vor ihr, aus deren Fenstern warmer Lichtschein quillt. Eben schiebt sich eine Wolke vor den Mond — schwarz liegt wieder die Wand — ein unheimliches Rätsel. — Morgen wollen wirs lösen! —

Der Wirt empfängt uns so, wie es Toni mir geschildert hat. Aus dem Lurenbuch schreiben wir noch schnell den Fahrtbericht der Erstbegeher über die Bockfarschlucht, unsern geplanten Abstiegsweg, ab. Dann richten wir die Rucksäcke für morgen. In den einen kommen die Nagelschuhe und das überflüssige Gepäck; in den zweiten Seile, Haken, Hammer, Proviant, Keepschnur. Nochmals gehen wir vor die Hütte. Das Wetter sieht bedeutend besser aus und beruhigt kriechen wir aufs Lager.

Früh morgens um fünf Uhr huschen wir schon auf linden Klettersohlen hinab ins Kar, setzen uns auf einen riesigen Felsblock, starren in die Wand und warten auf den Tag, der uns unsern lustigen Weg sichtbar machen soll. Es wird langsam heller und wir können Einblick in die Wand nehmen. Im untern Teil gibt es nur ein Durchkommen: eine etwa 150 Meter lange Verschneidung; dann Quergang nach rechts unter den großen Überhängen zu einer zweiten riesigen, leicht geschweiften Verschneidung, die uns über ein folgendes Riß-System in die Schlucht bringen muß. Weiter läßt sich nicht mehr viel überblicken. Nur noch die Gipfelwand, die schon von hier unten aus einen brüchigen Eindruck macht.

„Da mußt hinlanga!“, meint Toni, „in der Nähe schaut doch wieder alles anders aus!“ — Über ein Schuttkar stapfen wir zum Fuß der Wand. Die ersten Sonnenstrahlen fallen ein; es sind auch bald die letzten, die diese Nordwand treffen. Hoffentlich trocknen sie den noch naß glänzenden Fels etwas auf!

Das 40 Meterseil wird angelegt, Haken und Karabiner verteilt. Entgegen unserm sonstigen Brauch gehe ich die erste Seillänge an, da zu Anfang einige ganz nette Überhänge winken, für die ich infolge meiner Länge besser geeignet bin. Glück auf! —

Von rechts her packe ich das erste Hindernis an; es ist von einer schmierigen Schicht überzogen, der Fels darunter noch sehr kalt. Den folgenden Überhang erklettere ich an der rechten Wandseite. Dann geht es immer noch naß im senkrechten Riß weiter. Die lehmbeschmierten Schuhe wirken sich sehr unangenehm in den steilen Platten aus.

Toni kommt jetzt nach, reibt sich auch die klammen Finger warm und verfolgt den Riß gleich bis zu seinem Ende weiter. Es ist ein Genuß, ihm bei der Arbeit zuzusehen. Spielend und elegant meistert er den Fels. Bei einem solch ernsthaften Unternehmen wirkt es ungemein beruhigend, zu wissen: Auf solchen Gefährten kannst du dich ganz verlassen! — Ich komme wieder zu Toni hinauf, der das Ende des Risses erreicht hat. Rechts von einer auffallenden Verschneidung klettere ich weiter. Es geht nun lustig hoch über eine etwa 15 Meter hohe senkrechte Wandstelle. Kleingriffig ist der Fels und man traut den glitschigen Sohlen nicht so recht. Aber das Gestein wird bald leichter und wir kommen gut vorwärts.

Etwa eine Stunde nach dem Einstieg stehen wir auf dem obersten der drei Schichtbänder, die wir schon von unten gesehen hatten. Wie weiter? —

Die Wandflucht links von uns ist ungangbar, fürchtbar plattig, ausichtslos. Rechts über uns versperrt ein gewaltig vorspringendes Dach den Weiterweg. Wir wollen versuchen, unter diesem Dach noch weiter nach rechts zu queren, um die große Verschneidung zu erreichen, die wir schon von unten aus für die einzige Möglichkeit weiter zu gelangen gehalten hatten.

Auf dem schmierigen Band queren wir leicht absteigend nach rechts, zwingen uns hinter einem abgesprengten Turm durch und stehen an dessen Kante. Zehn Meter rechts von uns winkt die bewußte Verschneidung; aber was dazwischen liegt, sieht nicht gerade rosig aus. Ein plattiger Quergang ist's. Ich postiere mich, um zu sichern, gut hinter die Kante. Sehen kann ich den Gefährten nicht. „Auf geht's!“ sagt Toni und dann beginnt mir langsam das Seil durch die Finger zu gleiten. „Einziehen!“ höre ich und denke mir „Au weh, das wird jetzt lausig!“ — Aber gleich wieder, nach kurzem Stocken, läuft das Seil. Dieses untätige Warten ist zermürend! Man wird ungeduldig, obschon man weiß, daß man's nicht sollte. So sucht man die Nerven mit Fragen zu beruhigen: „Geht's, Toni? Geht die Verschneidung?“ — „Laß Dir nur Zeit! I seh no net viel!“ ist die erschöpfende Antwort, die gar nicht beruhigend wirkt. Dem Seil nach, das ich ausgegeben habe, muß er den Quergang schon

bald hinter sich haben und bald gleitet die Leine merklich flotter durch meine Hände. Man glaubt nicht, was dieser dünne Faden, der einen an den Gefährten kettet, alles erzählt, was er für Empfindungen auszulösen imstande ist! Ein Ruck, ein langsames, ein schnelles Gleiten oder gar ein bedenkliches Stillhalten kündet Dir viel, ein feinfühliges Übermittler!

„Nachkommen!“ Fast zu langsam zieht mir Toni das restliche Seil ein. Ich kann es kaum erwarten, auch was zu sehen. „Geht die Verschneidung?“ muß ich nochmals fragen. „I glaub schon!“ ist die hoffnungsfrohe Antwort.

Jetzt überschau ich den Anfang des Querganges. Das war wieder einmal ein Kabinettstückchen von Toni! Ich sehe glatte Wand; für Hände und Füße ist nur ein feiner wagrechter Riß vorhanden, der den Weg hinüber vermittelt. „Wenn Du nur net so lang wärst, dann tätest Du Dir leichter!“ sage ich mir im Stillen und probiere mit krampfhafter Gewichtsverteilung die Hände in den Riß, in dem gleichzeitig meine Zehen stecken, zu bringen. Elegant mag's nicht ausgesehen haben, bis ich so weit war und die Füße etwas tiefer stellen konnte. Viel ist für diese ja nicht an Haltepunkten vorhanden und zudem machen sich die schmierigen Sohlen wieder unangenehm bemerkbar. Die Hauptarbeit trifft die Hände. Langsam hangele ich hinüber zum Ende des Risses. Endlich ist die heikle Stelle überwunden; die nächsten zehn Meter sind leichter und bald stehe ich wieder bei Toni. „Was bläst D' denn so?“ fragt er scheinheilig, um triumphierend hinzuzusetzen: „Aber zünftig wars doch!“ — Eine Seillänge geht es nun gut bis zu einer tiefen Höhle. Aber ihr stoßen zwei gewaltige Wandfluchten zusammen und bilden die große, schon vom Einstieg deutlich sichtbare Verschneidung. Sie schaut ziemlich glatt aus, vom Wasser blank geschauert. Zum Rasten nehmen wir uns gar nicht die Zeit; die Frage, ob wir durchkommen, läßt uns nicht ruhen. „Langrippert“, (ein Rosenamen für mich), sagt Toni, „das ist was für Dich!“ und deutet auf den respektablen Überhang, der uns den Weg in den Verschneidungsgrund versperrt.

Von links her gehe ich ihm zu Leibe. Er macht ernstlich zu schaffen und läßt sich nicht gern auf sein jungfräuliches Haupt treten. Das Hindernis macht mir solche Schwierigkeiten, daß ich anfangs glaube, ich hätte falsch angepackt. Aber, da es Toni gleich darauf nicht besser geht, konstatieren wir einmütig, daß wir es mit einem ganz respektablen Gegner zu tun hatten.

Im Grunde der Verschneidung turne ich nun aufwärts. Jetzt werde ich zur Abwechslung einigemal gefragt, wie und ob es weiter ginge. Und in gleichem Tonfall und Wortlaut gebe ich Toni die Auskunft, die ich von ihm kurz zuvor erhielt. Der Fels ist glatt und abgeschauert; die wenigen und kleinen Griffe ganz überflüssigerweise nach abwärts geschichtet. Die Arbeit

ist schwer! Fünf Meter Seil noch, drei Meter — und immer noch kein guter Stand, kein Spältchen, um einen anständigen Haken in den Fels zu bringen. So gut es eben geht, verspreize ich mich. „Nachkommen!“ — Die Beine werden bald steif in der unbequemen Stellung. Zehn Meter unter mir, am letzten halbwegs anständigen Stand taucht Toni auf. Er muß dort bleiben, denn aneinander vorbei kommen wir hier nicht!

Bevor ich weitergehe, frage ich ihn aus angeborener Bosheit ebenso scheinheilig, warum er denn so blase? — Wieder der ewig glatte Fels, zur Abwechslung nur von einigen kleinen Überhängen unterbrochen. So geht es einige Seillängen weiter. Ganz schlechte Stände, kein Platz zum wechseln. Nur hie und da verleiht ein gut sitzender Haken Sicherheit und ein wenig Gelegenheit zu rasten.

Nach fünf scheinbar endlosen Seillängen habe ich dies harte Stück hinter mir. Aufatmend beziehe ich einen herrlichen Sitzplatz auf luftiger Kanzel. Die steifen Finger und Waden haben die Ruhe schon arg notwendig. Bald sitzen wir zusammen und Tonis Lob für mich ist diesmal ehrlich. Rast! —

Die Spitzen der umliegenden Berge haben schon gewaltig an Höhe verloren. Die Hälfte der Wand liegt unter uns. Ganz klein in der Tiefe die Falkenhütte, Menschlein davor wie Ameisen. Noch tiefer im Kessel die Almen von Ladiz. Ruhglocken tönen herauf und über dem ganzen wundervoll friedlichen Bild leuchtet warm und belebend die Sonne.

Nach einer Viertelstunde gehen wir um 10 Uhr weiter. Zehn Meter über unserm Rastplatz setzt eine senkrechte doppelte Rißreihe an. Von links her erreicht sie Toni und arbeitet sich im linken Riß in seiner gewohnten sicheren Manier höher. Luftige und ausgefetzte Kletterei ist's, so wie er sie liebt. Ein Überhang in glatter Wand dämpft unsern Übermut ein wenig. Ein Haken bohrt sich, immer höher singend, in die Wand; ich gebe Toni Seilzug von unten, sehe zwischen seinen Beinen einen Moment den blauen Himmel und bald hat mein Freund das Hindernis überlistet. Ich klimme nach und wir stehen nun in der großen Schlucht.

Schutt- und geröllgefüllt ist sie; keines Menschen Fuß hat das lockere Trümmerzeug noch berührt und sehr, sehr vorsichtig muß jeweils der erste gehen, um den Unteren nicht allzu sehr zu gefährden. Diesen Steingrüßen ist er schutzlos preisgegeben.

Ein gutes Stück sind wir so höher gekommen, da versperrt eine herausdrängende, brüchige, rötlich gefärbte Stelle den Weiterweg. Toni ignoriert sie vornehm, indem er sie rechts außen umgeht. Immer morscher wird der Fels und Vorsicht immer mehr unsere Parole. Das Seil löst manchen Stein, der heulend und pfeifend in die Tiefe saust.

Auf einer schräg links aufwärts ziehenden Rippe bauen wir einen schönen Steinmann für unsere Nachfolger, verfolgen die Rippe weiter und stehen bald unter der Gipfelwand.

Bös sieht sie aus in ihrer rotbraunen Färbung, senkrecht und brüchig, einfach unfreundlich! „Die muß geh'n! Umkehren tun wir nimmer!“ sagt Toni. Ein bröcklicher Riß, der die Wand durchzieht, muß uns helfen. Nur der Überhang, der ihn abschließt, imponiert uns noch! — Probieren! —

Vorsichtig, jeden Griff abklopfend, arbeitet sich Toni höher. Manche gut aussehende Handhabe fliegt aus der Wand oder wird verschmäh't. Nicht aus den Augen lasse ich den Freund! Er geht nicht mehr das ganze Seil aus; die Sicherung ist zu illusorisch! Am nächsten guten Stand läßt er mich nachkommen und ich steige an ihm vorüber gleich weiter. Der Abschluß des Risses hat jedoch von unten schlimmer ausgesehen als er es wirklich ist. Mit sehr viel Vorsicht und etwas Unbehagen bringe ich ihn hinter mich und stehe einige Meter unter dem Grat. Die Wand ist unser! —

Einen Freudenschrei lasse ich los. Toni weiß, was er bedeutet, denn überraschend schnell ist er bei mir. Gemeinsam klettern wir nun aus der dunklen Wand hinaus auf den freien Grat, 30 Meter östlich des Gipfels. Ideal, kaum von der Falllinie abweichend ist der Weg, den wir durch die Wand zur Spitze erkämpft haben! In warmer wohliger Sonne stehen wir am Ziel.

Gesagt hat nur jeder des anderen Namen; aber die Hände haben wir uns gedrückt, so fest und so lange wie nie zuvor!

Civetta-Nordwest-Wand

III. Ersteigung

Von Ernst Krebs

Wenn zwei Bergsteiger, die sich für den kommenden Sommer als Seilgefährten verschrieben haben, im Winter oder im Frühjahr die Pläne für diesen durchsprechen, zeigt sich immer, daß jeder einen Herzenswunsch, eine Tur auf das Programm setzen will, von der er sich, zum mindesten für dieses Jahr, die Erfüllung seiner schönsten Wünsche verspricht; sollten dann mißliche Umstände den schönen Plan verhindern, wird sich immer ein Gefühl des Unbefriedigtseins in ihm einnisten, das selbst viele andere gelungene Bergfahrten nicht ganz zu überdecken vermögen. Ein solcher Wunsch für heuer war der Tonis, die Civetta über die Nordwestwand zu erklettern, ein Plan, der meine ganze restlose Zustimmung fand. Zweimal war die Wand erst begangen, mit jeder der Partien hatten wir uns unterhalten; die Schwierigkeiten, die diese Mauer bot, waren uns wohl bekannt und gut, sehr gut in Form, wie man so sagt, wollten wir sein, wenn wir die Hände an dieses Bollwerk legten!

Nicht nur um auch diese Wand „gemacht“ zu haben, strebten wir sie zu erklettern; nein, ganz gewachsen wollten wir ihr sein, beherrschen wollten wir ihre steile Flucht! Nicht mit zusammengebissenen Zähnen, mit frohen Gesichtern, mit Genuß wollten wir diesen extremsten Fels meistern und so stellten wir auch unser Training ein.

An den runden abgegriffenen Nagelfluh-Felsen des Münchner Klettergartens im Hartal stählten wir in langem ununterbrochenem Klettern die Finger. Raffinierte Seilmanöver und Quergänge probten wir noch.

Am 28. Juni standen wir bei strömendem Regen am Einstieg der Totenkirchel-Westwand und auf meine zweifelnde Frage meinte Toni, an die wasserüberzerrnenen Risse vor der Schlucht in der Civetta denkend, „macht nix, das ist gut für die Civetta“, und wir schafften es. Am 13. Juli bivakierten wir vor der direkten Nord-Wand des Hochwanners und willkommen waren uns die nassen bemoosten Felsen dieser schweren Flanke und deren Länge; immer hatten wir dabei die Königin der Felswände, die Civetta vor den Augen! Anfangs August wollten wir die Reise antreten. Peinlich genau prüften wir unser Rüstzeug: das 40 Meter-Seil, ebensoviel Keep-

sehnur, um uns bei etwaigen Wettersturz schnell abseilen zu können, den Schlaßack zum Bivak.

Ausnehmend kleine und anormal große Mauerhaken fertigten wir uns an, nichts durften und haben wir vergessen, als wir am 6. August morgens 6 Uhr per Motorrad München verließen. Unsere Freizeit war wieder einmal sehr knapp bemessen; 6 Tage nur standen uns zur Verfügung und es war schade, daß wir die Hinfahrt sehr beschleunigen mußten. Aber wir hatten auch mit schlechtem Wetter zu rechnen und wollten doch nicht umsonst die lange Reise unternommen haben.

Eine lange Fahrt wars über Garmisch—Zinsbrunn zum Brenner, wo es von Carabieneris wimmelte, dann auf miserablen Straßen, die sich größtenteils im Bau befanden, über Klausen nach Wolkenstein. Totmüde, zer schlagen und zerstoßen, bleiben wir hier über Nacht. Am Morgen gehts über das herrliche Grödner-Joch weiter zum Campo-Lungo. Nach einem Zusammenstoß mit einem der wie rasend fahrenden Italiener, wobei es unsererseits einen eingedrücktten Beiwagen und geplatze Schläuche, viel herzliche Rosenamen und beiderseits wenig Verstehtsmich gab, dürfen wir bald nach der Reparatur als Entschädigung unsere Wand in ihrer ganzen furchtbaren Steilheit aus der Ferne bewundern.

Civetta-Königin, fürwahr du verdienst den Namen! Stolz und schön steht sie vor uns und treibt uns wieder zur Eile an. Um 10 Uhr parken wir in Alleghe, der Talstation am gleichnamigen prächtigen See. Beladen mit den schweren Rucksäcken, begleitet von vielen schmutzigen Italienerjungen, wollten wir noch etwas Proviant kaufen, aber zu guter Letzt bestand unser ganzer Kauf in etwas Käse, da dies der einzige Artikel war, von dem man die fliegenbesudelte Oberfläche ohne Schaden für das Inwendige wegschneiden konnte.

Dann stapfen wir über die glühend heiße schwarze Dolomiterde den langen Schlauch hinauf zur Goldai-Hütte. Brennend sticht die Augustsonne auf unsre schweißnassen Köpfe, während wir die im Kriege angelegten, weit hinauf führenden, noch von allerhand Kriegsgerümpel flankierten Wege emporschauften. 5 Stunden später verkünden uns duftig weiß gekleidete Italienerinnen in den unmöglichsten Aufzügen die Nähe der Hütte und bald erleichtert uns eine zum Glück ein wenig Deutsch sprechende Wirtin das Dasein.

10 Minuten von der Hütte am Fuße der Riesenwand liegt der kleine Goldai-See und in dem eiskalten Wasser nehmen wir ein kurzes erfrischendes Bad. Noch ein wenig zähneklappernd gehen wir wieder zur Hütte, um für morgen die Sachen zu richten. Hier treffen wir den geistvollen Schilderer



Civetta — Nordwestwand

der Goldiner Dolomiten Domenico Rudatis, den Toni schon von früher her kennt und der sofort ahnt, was wir planen. Er will wissen, ob wir die Route der Erstbegeher Solleder-Lettenbauer oder die Variante der Zweiten, Ritsler-Leiner benutzen wollen, was wir aber selbst noch nicht genau wissen; wir können uns erst in der Nähe darüber entscheiden. Über Schwierigkeitsgrade einiger neuer Raiferturen müssen wir ihm Auskunft geben, und ihm versprechen, wenn wir die Wand gemacht haben, woran er scheinbar nicht zweifelt, die vorgefundenen Schwierigkeiten mit denen einiger anderer moderner Kletterfahrten zu vergleichen.

Vor dem Schlafengehen richten wir sorgfältig den Rucksack. Die Nagelschuhe bleiben hier, Seil, Schlosserei, Schlaffack, Proviant, etwas Wäsche zum Wechseln, falls wir in dem Wasserfall durchnässt werden würden, selbst Handschuhe nehmen wir mit; etwas merkwürdig im August, aber ein Wettersturz in der Höhe der Wand könnte Schnee und Eis bringen und da ist Vorsicht am Platz. Sternenklar glänzt der Himmel, als wir vor dem Schlafengehen nochmals vor die kleine Hütte treten.

Früh 5 Uhr eilen wir den Pfad hinunter ins Kar zum Fuße der Wand. Heller Tag ist's bereits, als wir vor ihr stehen und wir suchen den Weg, soweit man ihn übersehen kann. Es war ein feines Stück der Erstbegeher und es gehörte schon viel Schneid dazu, dieses Problem zu lösen.

Mühsam stapfen wir die steilen Schuttkare hinauf zum Einstieg, zuletzt in einer schneerfüllten Rinne, unbequem für die leichten Sohlen; aber mit den Kletterhämmern schlagen wir Stufen in den hartgefrorenen Schnee und um 7 Uhr stehen wir am eigentlichen Einstieg. Etwas spät allerdings, doch da wir sowieso mit einem Bivak rechnen, ist es uns gleichgültig.

Drohend gewaltig ist der Wandteil; ich sehe nur steilsten Fels, unterbrochen von dräuenden Überhängen, durchrissen von glatten Kaminen.

Die 30 Meter lange schwere Rißtraverse liegt vor uns. Ein gut mannshoher lehmiger Knollen versperrt den Zugang zu ihr. Gegen unsere sonstige Gewohnheit nehme ich als der größere den steingespickten Lehmpaßen und damit die erste Seillänge in Angriff. Möglichst viele Griffe suche ich zu fassen, ein paar brechen aus, aber einer hält schon. Einige nicht ganz einwandfreie Fußbewegungen etwa in der Art, wie man einen Baum erklettert, und ich habe die Finger im Riß. Unangenehm wars für die folgenden Meter, daß die Sohlen in dem Lehm so schmierig geworden waren. Der Spalt zieht erst wagrecht, dann leicht steigend zu einer Serie von Überhängen, die ein schmaler geschweifester Kamin durchreißt. Die Hände im Riß, den Körper möglichst weit von der Wand weg, die Füße ziemlich hoch, so hangle ich mich in der manchmal brüchigen Rille hinüber.

Fein haben das die Erstbegeber gemacht! Der Riß ist so breit, daß ein normaler Haken nicht unterzubringen ist. Deshalb trieben sie Eichenholzklößchen in den Spalt, worin nun die Haken bombensfest sitzen. „Des mußt direkt a Freid sei, da hinein zu fliegen“, meint später Toni zu dieser Lösung.

Ein klüßliches Stück war es, den Riß an seinem Ende zu verlassen. Mit der Rechten in ihm, die Füße an kleinen Raubheiten verspreizt, langt man mit der Linken im Untergriff nach links um den Überhang, welcher den Weg in den engen Ramin versperrt. Ganz vorsichtig verlege ich das Gewicht, bis ich auch mit der Rechten, ohne auszupendeln, loslassen kann und aufatmend stehe ich im Ramin.

Nun müht sich Toni mit dem Lehm ab und kommt dann in seiner gewohnten eleganten Manier bald zu mir herüber. Ein ausbrechendes Stück im Hangelriß hätte ihm bald die Freude des Hineinfliegens in die erwähnten Haken beschert.

Der Rucksack wechselt nun den Träger und Toni geht weiter. Der Ramin ist verheult eng und drängt überdies stark heraus. Mit schlangenartigen Bewegungen zwickt sich Toni durch. Ich sehe nur noch einmal draußen einen Fuß, dann ist mein Freund verschwunden. Nach einer Weile darf ich nachkommen. Erst ziehen wir den Rucksack auf, dann zwänge ich mich weiter.

Absehnlich eng gehts her. Wenn ich die Brust beim Atemholen dehne, bin ich tabellos verklemmt. Der Seilknoten drückt schändlich, der Fotoapparat in der hinteren Hosentasche klemmt sich auch noch. Hundertmal habe ich meine Länge beim Klettern als Segen empfunden, jetzt vertwünsche ich sie, denn ich weiß nicht, wo ich meine langen Schragen, wie sie Toni immer nennt, unterbringen soll.

„I mag nimmer, jetzt geh ich 'naus in die Wand!“ Fast hätte mich dieser Entschluß gereut; es war der schwerste Fels, der mir bis dahin unter die Finger gekommen ist. Zu allem Überfluß ist das Seil nicht aus dem Ramin ins Freie zu bringen, und damit eine Hilfe von oben nicht möglich. Endlos lang waren die 20 Meter hinauf zum Gefährten in dem senkrechten, oft auch überhängenden Fels; aber viel Vertrauen für das Kommende haben sie mir gegeben und froh mache ich mich bald wieder auf den Weiterweg. Wenigstens braucht man hier nicht lange darnach zu suchen. Sündentig ist er und keine andere Möglichkeit vorhanden; das ist immerhin auch schon etwas wert. In prächtiger Ausgesetztheit gehts einen mächtigen schrägen, dann wieder senkrechten Riß empor, der unter gewaltigen Überhängen eingebettet ist. Weit unten im Kar sehen wir kleine Menschlein, die sich uns durch Zurufe verständlich machen möchten, aber nicht begreifen, daß unser Italienisch noch zu arg in den Kinderschuhen steckt.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr stehen wir in der Geröllschlucht. Aber nur kurz halten wir uns auf. Wir sind erst 300 Meter über dem Einstieg und noch 900 Meter warten auf ihre Bezwingung. Hier liegen uns zwei Möglichkeiten offen: der Schluchtquergang von Colleder und die sogenannte Rittlervariante, die entgegen dem ersteren, in ideal gerader Linie aufwärts führt. Diese wählen wir.

An der linken Schluchtwand in einem System von Rissen und Raminen, sucht nun Toni den Weiterweg. Wohl haben wir eine Beschreibung, aber diese ist mehr als großzügig, und es wird auch jedem, der die außergewöhnlich lange Wand begeht, verständlich sein, daß man sich nicht jede Einzelheit, jeden Meter Fels einprägen kann, um nachher eine gute Beschreibung zu liefern; man müßte schon gleich in der Wand Aufzeichnungen machen, und dazu ist hier wahrlich herzlich wenig Gelegenheit. Da wir uns also an Hand der Beschreibung nicht zurecht fanden, suchten wir unsern Weg selber, und es ging sehr gut.

Ramine wechselten mit feinen Rissen; dazwischen wieder schöne Wandstellen, alles in prächtiger Ausgesetztheit. Stunden um Stunden verrannen so im Fluge.

Es ist eigenartig; wir waren mit dem guten Vorsatz ausgezogen, auf dieser Tur viele schöne Aufnahmen zu machen, aber die Spannung: wie gehts weiter und die interessante Kletterei machte unsere Absicht immer wieder zuschanden. Bloß, wenn der Fels auf kurze Zeit etwas leichter wurde, erinnerten wir uns gegenseitig an unsern Vorsatz.

Die Hälfte der Wand wird nun hinter uns liegen. Müdigkeit verspüren wir noch nicht, trotzdem uns der Fels in wechselnder Reihenfolge immer neue harte Nüsse zu knacken gibt. Führend kletterte ich einen Überhang hoch; hier sieht der Weiterweg wieder ganz unwahrscheinlich aus. An gelber überhängender Wand eine 15 Meter lange Hangeltraverse, mit nur ganz winzigen Haltepunkten für die Beine, bei völliger Ausgesetztheit! Ich freue mich kindlich, bei dieser Kraftprobe in den Händen noch keine Müdigkeit zu verspüren und habe keine Bange vor dem Weiterweg.

Dieser führt jetzt durch einen 80 Meter hohen Riß. Die Hände verkallen sich in ihm, die Beine werden links und rechts in der Wand verspreizt. Ich kann durch sie hindurch prächtig den unten stehenden Gefährten und das Schuttkar am Fuße der Wand beschauen. Bald erreichen wir das Schuttband, auf dem unsere Vorgänger bivakierten und nach etlichen Seillängen, stets in der Führung wechselnd, sind wir vereint an einer Wandstelle, wo wir uns verdußt und um den Weiterweg verlegen ansehen.

Der imposanteste Anblick während meiner bisherigen Kletterzeit bietet

sich mir. Ich kenne manche eindrucksvolle Stelle in extremen Wänden, denke dabei an den dräuenden 40 Meter-Riß in der Mittelgipfel-Westwand des Predigtstuhls, an die stattlichen Überhänge in der Hochwanner-Nordwand, und an verschiedenes mehr, aber keine von diesen hält den Vergleich mit dieser Wandstelle aus.

Wir stehen an lotrechter, sehr kleingriffiger Wandstelle, deren Kante sich scharf gegen den dunkelblauen Himmel, scheinbar im Unendlichen schwebend, abhebt. Von der Kante baucht sich ein runder, stattlicher Überhang herab, in dessen Mitte wir nach langem Suchen einen waagrecht sitzenden Haken als tröstenden Wegweiser entdecken. „Einfach pfundig!“ ist alles, was Toni dazu sagt. Wäre nicht der Haken gewesen, auf diese Lösung des Weiterwegs, glaube ich, wären wir nicht so ohne weiteres gekommen.

Toni rückt dem Burschen zu Leibe. Er ist schnell hinter ihm verschwunden und ich höre bald ein freudiges Geschrei: „Ernstl, die Schlucht! Und der Wasserfall ist auch fast trocken!“ Gottlob darf ich gleich nachkommen, ärgere mich noch ein wenig beim Aushängen des Seiles an dem erwähnten Überhang und stehe bald bei Toni.

Wir befinden uns kurz unterhalb der Schlucht und dem bemoosten Überhang, den man ohne Pardon im Wassersturz erklettern muß und bei dem unsere Vorgänger jeweils bis auf die Haut durchnäßt wurden; über den aber jetzt das unwillkommene Naß nur spärlich rieselt. Leicht war er ja trotzdem nicht. Das schmierige Moos verlangt schon ein festes Zupacken, aber dankbar bin ich ihm doch, daß er uns wenigstens nicht ganz durchnäßt und uns so vor einem allzu kalten Bivak bewahrt.

Um 2 Uhr 30 stehen wir in der Schlucht, halten hier zum erstenmal längere Rast, entladen unseren Rucksack, beladen unsere Mägen. Zu unseren getreuen Beobachtern unten im Kar schicken wir weniger schöne als laute Sucher hinunter, die sie dankend quittieren.

Um 3 Uhr brechen wir wieder auf. Schwerer Fels wechselt mit schwerstem, Seillänge um Seillänge. Etwas abgestumpft werden wir. Auch der Weg ist uns ziemlich eindeutig vorgezeichnet, aber die Haut an den Fingerspitzen wird schon unangenehm dünn.

Die ersten Schneereife tauchen auf, mehren sich und haben sich bald fest und ständig in Rissen und Kaminen eingemischt. $\frac{1}{27}$ Uhr ist es und es wird Zeit, sich nach einem geeigneten Bivakplatz umzusehen, bevor uns die Nacht überrascht. Aber leichter gesagt wie gefunden! Manche Seillänge gehen wir noch aus, bis wir endlich ein einigermaßen waagrechtes Fleckchen entdecken. Am Schlusse eines Kamins, den wir hochkommen, liegt ein Block verklemmt. 1 Meter höher setzt als Abschluß des Kamins ein Überhang an und bildet so

das Dach unseres vorgesehenen Nachtquartieres. Besonders bequem ist ja die Ruhestätte nicht, und ich wäre fürs Weitergehen, zumal es ja noch nicht zu dämmern begonnen hat. Aber Toni rät ab; er erinnert an die spärlichen Möglichkeiten, die wir bisher in der Wand zu diesem Zweck gefunden und da sich überdies die Wand oberhalb des anschließenden Daches scheinbar immer noch ins Endlose verliert, gebe ich, wenn auch nicht gerne nach, und wir beschließen hier zu bleiben.

Toni quert, um Platz zu machen, etwas aus dem Kamin hinaus in die Wand. Dann reinige ich den Klemmblock von dem auf ihm lagernden Geröll. Zischend und heulend fährt leider der größte Teil unseres Lagers in den Abgrund und verschwindet ohne Ausprall weit unten im Kar. Eng beieinander sitzen wir nun auf dem Block, das gerollte Seil als Unterlage, die Beine in der Luft baumelnd. Links und rechts schlagen wir einen Haken und binden uns fest, um nicht im Schlafe eine unfreiwillige Fahrt anzutreten. Mittlerweile dämmert es bereits, und auch unsere getreuen Beobachter unten im Kar haben uns verlassen. Der Durst ist quälend geworden, und macht das Einnehmen des Abendbrotes zu keiner reinen Freude, aber etwas Schnee mit Bonbons hilft uns drüber weg. Die teilweise verbogenen Haken richtet Toni noch gerade. Wer weiß, wie oft wir sie morgen noch benötigen. Dann schlüpfen wir mit viel Mühe in den feinen Battistischlaffack, die Beine zum Schutze gegen Kälte gut in Zeitungspapier eingewickelt.

Rasch ist es Nacht geworden, tief drunten in Alleghe brennen die Lichter, die sich im Wellengekringel des Sees tausendfach spiegeln und weit hinaus goldene Streifen übers Wasser ziehen. Über dem Tal, uns gegenüber, leuchten silbern die Gletscher der Marmolata. Drunten gleitet lautlos ein lampionengeschmücktes Boot übers Wasser.

Stunden sitzen wir schauend so, verstehend, schweigend. Müde von der langen Arbeit, müde vom Sehen sind wir beide einträchtig aneinander gedrückt eingeschlafen, nur manchmal von kribbelnden Beinen, vom etwas unsanft am Dach angestoßenen Kopf kurz in die Wirklichkeit zurückgerufen.

Am Morgen rüttelt uns der Frost ganz und endgültig wach. Empfindlich kalt ist es und soweit es das kleine Plätzchen erlaubt, schütteln wir uns warm. Tag ist's geworden, aber die kalten Felsen, die bei den fast durchgekletterten Fingerspitzen doppelt kalt erscheinen, zwingen uns noch zu warten. Dunkle Wolken drücken in die Wand, und Wind springt auf. Hoffentlich kommen wir ohne Regen, das heißt hier ohne Schnee noch durch! Endlich um 6 Uhr kann ich den Weiterweg antreten. Von den zwei Haken, an denen wir die Beinwacht verbracht, gut gesichert, überliste ich unser nächtliches Dach, den Überhang. Schwer ist mir der Beginn gefallen! Die Füße steif und gefühllos,

der Fels sehr kalt und von einer feinen Eisschicht überzogen. Jetzt, wo ich ihn unter mir habe, ist er mir bedeutend sympathischer als 10 Minuten vorher. Die Hände warmreibend sehe ich, daß sich die Wand stark zurücklegt, und ich traue meinen Augen kaum — den Grat! 70 Meter unter dem Gipfel, nur noch den eben überkletterten Überhang als letztes und auch wie ihn schon Colleder geschildert, als schwerstes Bollwerk. Sonst nur eine leichte Rinne vor uns! Und da haben wir bivaktiert!

Fast giftet es mich, aber die Erinnerung an den schönen Abend in der Wand erstickt den Arger. Gerade noch verkneise ich es, Toni, der ja noch nichts ahnt, den Sachverhalt hinunter zu rufen. Sein Gesicht will ich sehen. Einige Meter gehe ich höher, dann schreie ich: „Nachkommen!“ Toni schlägt die Haken aus der Wand, ich ziehe das restliche Seil ein und warte, höre ein Kraftwort von ihm an den eisigen Fels adressiert und dann taucht sein Kopf an der Kante des Überhangs auf. Noch will er nicht aufwärts schauen und so gebe ich ihm von oben Seilzug; eine Maßnahme, die Toni ganz und gar nicht liebt. Der Erfolg tritt auch prompt ein! Ein erstaunter Blick zu mir, an mir vorbei, das ist ja der Grat!!! „Wie ham ma des wieder g'macht? Eisern!“ meint Toni.

Und mitsammen stapfen wir in der schneerfüllten Rinne mit noch steifen Beinen das kurze Stück zum Gipfel.

Um 7 Uhr stehen wir in dem nun zum Sturm angewachsenen Wind oben, voll Stolz im Gipfelbuch die Eintragung zurücklassend: „Dritte Begehung der Nord-Westwand!“ Zufrieden mit dem Erlebten, dem Gefährten und mit der eigenen Leistung, verschwinden wir dann im Nebel.

Guglia di Brenta

5. Begehung der Ostwand 1930

Von Willi Leiner, Partenkirchen

Obwohl ich öfters das Glück hatte, mit meinem allzufrüh dahingegangenen Kameraden Toni Schmid Bergturen zu machen, steht doch keine so lebhaft vor meiner Erinnerung wie jene, die uns ins Zauberland der Dolomiten, ins Herz der wundervollen Brentagruppe führen sollte.

Die Dolomiten hatten es Toni besonders angetan und die Guglia di Brenta stand schon längst auf seinem Programm, umsomehr, als die Ostwand dieses einzigartigen Berges erst viermal von hervorragenden Kletterern bezwungen war und seinem draufgängerischen Sinn erlesene Genüsse versprach. Natürlich war ich auf seine Anregung hin ebenfalls Feuer und Flamme für diesen Plan und mit Toni auf dem Cozius brauste ich eines schönen Tages über den Brenner nach Italien hinein.

Schon die Fahrt brachte mir einen Vorgeschmack dessen, was Toni „zünftig“ nannte. Seinem Stürmerherzen ging es nie schnell genug. Nur wenn der Tachometer über 100 Kilometer zeigte, war die Fahrt für ihn normal und befriedigend. Wehe mir, wenn uns ein anderes Fahrzeug zu überholen drohte. So erreichten wir schon am Nachmittage das hübsche Dorf Molveno, am gleichnamigen See gelegen. Beim Anblick all der wundervollen Felswände hielt es uns nicht lang im Tal und schwer bepackt machten wir uns auf den Weg zur Selvatohütte. Gebannt blieben wir stehen, als wir kurz vor unserm heutigen Ziel bei einer Wegbiegung plötzlich aus dem Kar Massodi einen riesigen Obelisk auftauchen sahen. So gewaltig wirkte das Bild dieser ungeheuerlichen Felsnadel, die ganz einsam und losgelöst aus dem übrigen Zackengewirr in herbem Adels aufsteigt, so überwältigend war der Anblick dieses zum Himmel deutenden steinernen Fingers, daß wir kein Wort über die Lippen brachten und nur schweigend und andachtsvoll dieses Wunder anstarrten. Unsere Erwartungen waren weit übertroffen. Der Berg zeigte uns hier gleich seine steilste Seite, die Ostwand, unser morgiges Ziel.

Immer wieder spähten wir geschärften Auges, um eine Durchstiegsmöglichkeit ausfindig zu machen; wir konnten keinen Weg zum Gipfel entdecken. In unheimlicher, nie geahnter Steilheit schießt der Berg, schlank wie eine Rakete, 400 Meter aus dem Kar empor, überall mit lotrechten Wänden gepanzert. Besonders die obere Hälfte sah geradezu hoffnungslos aus. Unsere

Achtung vor dem Erstbezwinger dieser schauerlichen Felsflucht, Paul Preuß, stieg ins Ungemessene. Welche Kühnheit mußte die Brust dieses Mannes befeelt haben, der sich als Erster allein in diese mauergleichen Plattenschüsse gewagt hatte.

Loni fand nach langem Schweigen endlich das erlösende Wort: „Mit den Augen allein kommst da net durch! Da mußt hinlangen!“ Fest entschlossen, morgen gründlich „hinzulangen“, suchten wir die Hütte auf. Pasta ciuta, in unheimlichen Mengen genossen, ließ den gesättigten Bauch Ruhe ersehnen und bald ertönte wohliges Schnarchen vom Matrasenlager.

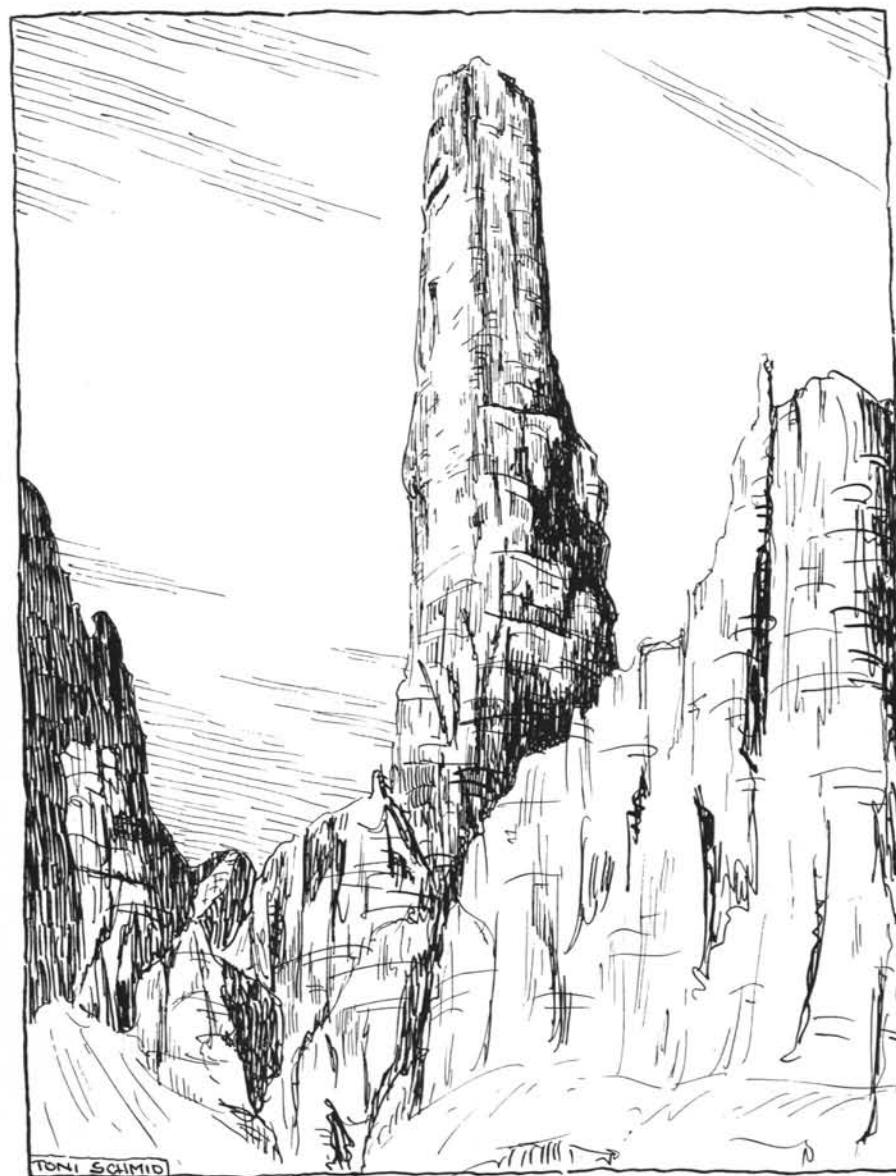
Früh sechs Uhr verließen wir die gastliche Bleibe. Klarer blauer Himmel wölbte sich über uns. Die Felsen schimmerten in zartem Silbergrau und verfolgten alle Wetterforgen. Der obere Teil der Ostwand „unseres Berges“ wurde bereits von den Strahlen der aufgehenden Sonne umkost und sein Leuchten lockte uns magisch zur Höhe. Besflügelten Schrittes eilten wir aufwärts ins Massodifkar.

Eine sehr steile, zur Scharte hinaufführende Eissrinne von äußerst harter Beschaffenheit bot das erste Hindernis. Loni, der nur gewöhnliche Bergschuhe anhatte, verschwendete goldene Worte bajunvarischen Zornes, als er mich auf meinen Ericounisohlen mühelos und griffigen Schrittes die glatte Fläche hinaufstapfen sah.

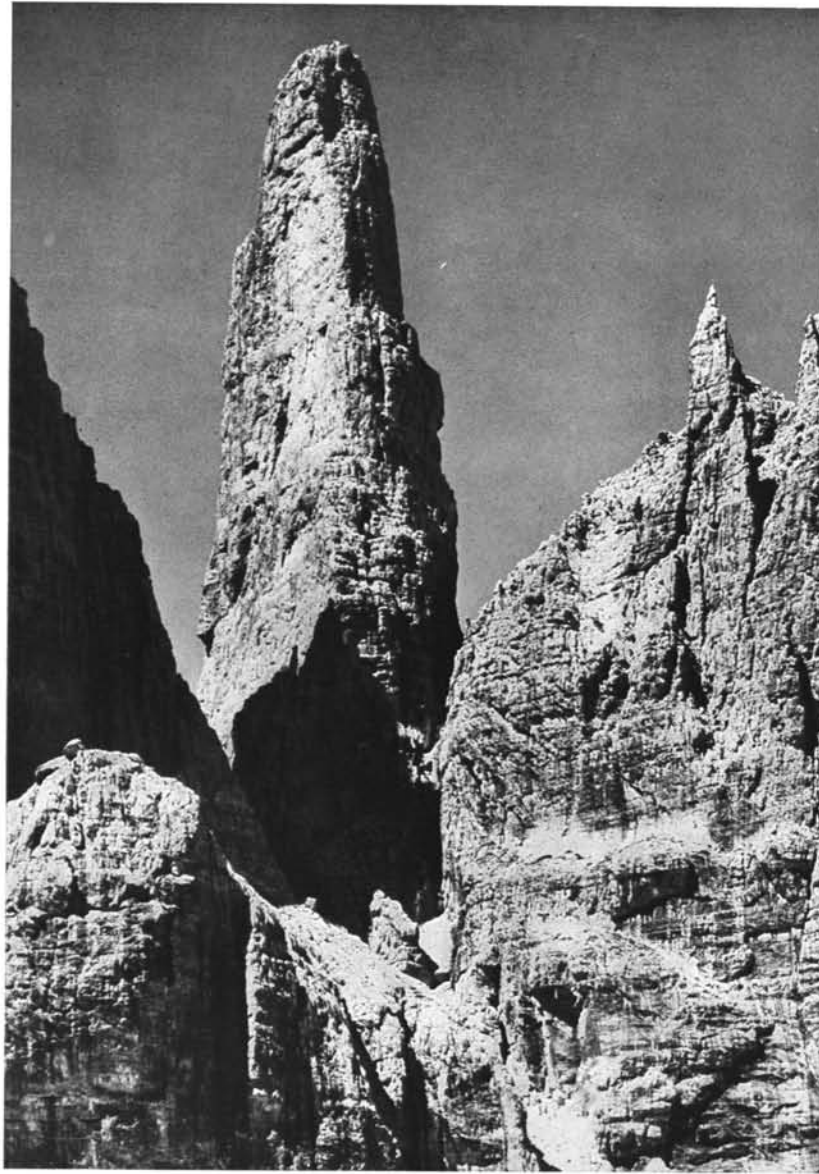
In der Gugliascharte verstaute wir die Rucksäcke, zogen die Manchonschuhe an und verbanden uns mit dem doppelten 40 Meterseil. Ohne Zaudern machte ich mich an den Einstieg, die sogenannte Ampfererwand. Wir mußten nämlich, da die eigentliche Ostwand erst 100 Meter oberhalb ansetzt, zu Beginn die Route der Erstersteiger Berger und Ampferer durchklettern. Ein wahrer Genuß schien es uns, so außerordentlich festen Fels unter den Fingern zu verspüren.

Als ich nach 25 Metern auf einer kaum quadratmetergroßen Platte einen lustigen, aber sicheren Sitzplatz errungen hatte, ließ ich Loni nachkommen, der gewandt und in seiner eleganten Art zu mir heraufstürnte. Als er meinen Thron, der wie ein Schwalbennest am Fels klebte, in Augenschein nahm, sagte er neidvoll: „Dees is ja a pfundiger Bivakplatz! Den hätten mir an der Sivetta gut brauchen können!“

Auf unseren meisten Turen hielten wir es je nach Gelegenheit so, daß wir nach jeder Seillänge in der Führung wechselten. Loni kroch deshalb an mir vorbei, querte einige Meter nach rechts und packte unter Hurragebrüll den nächsten Überhang an, der uns auf ein ziemlich geräumiges, von links nach rechts aufwärts ziehendes Band brachte. Wir verfolgten es bis ans Ende und wechselten durch einen Ramin zu einem zweiten Band hinauf. Da wir uns



Guglia di Brenta



Guglia di Brenta

noch auf der Nordseite befanden, mußten wir auf diesem wieder zurückqueren, um den Einstieg zur Ostwand zu erreichen.

Hier waren wir allerdings mit unserer Weisheit ziemlich am Ende. Lange untersuchten wir die über uns zum Firmament emporstehende, etwa 25 Meter breite, völlig senkrechte Fläche auf eine Durchstiegsmöglichkeit. Das eine war uns sofort klar: Griffe und Tritte gehörten auf diesem Himmelspfad zu den Seltenheiten und die wenigen vorhandenen trugen diese Bezeichnung sehr zu Unrecht.

Toni ging deshalb auch äußerst vorsichtig die erste Seillänge an. Er arbeitete sich ganz langsam Zoll um Zoll aufwärts und seinen überlegten Bewegungen sah man es an, daß er sich der Schwierigkeit seines Vorhabens voll bewußt war. Nach 20 Metern wurde die Wand überhängend und ungangbar. Es gab nur einen Ausweg nach links und wir mußten versuchen, auf die Kante zu kommen. Zu allem Unglück ließ sich in diesem überaus plattigen Gestein nirgends einer unserer sonst so fügsamen Mauerhaken anbringen und wir mußten notgedrungen auf diese Sicherung verzichten.

Nach einer geraumen Zeitspanne, die mich eine Ewigkeit dünkte, hatte Toni die Kante erreicht und sein erlösendes „Nachkommen!“ riß mich aus meiner nervenaufpeitschenden Untätigkeit. Wir hatten in unserer exponierten Stellung Mühe, an einander vorbeizukommen, um in der Führung zu wechseln. „Da geht's ja eisern hinauf“ meinte Toni befriedigt, „das war allerhand vom Preuß, daß er da allein durchgekommen ist!“

Eine 25 Meter hohe Verschneidung zog sich von hier bis zu ihrem Ende ständig leicht überhängend empor. An winzigen Haltepunkten kletterte ich bei äußerster Ausgesetztheit so rasch wie möglich hinauf, um Kraft zu sparen. Unsere Situation hätte nun unbedingt eine Hakensicherung erfordert und auch Toni gab mir weise Lehren von unten, doch ja nicht mit diesen Dingen zu sparen. Aber leichter gesagt, wie ausgeführt! Ich fand zu meinem Ärger auch nicht die kleinste Ritze, wo sich ein solcher Nagel hätte eintreiben lassen. An dieser Stelle hatten auch zwei italienische Touristen bei der zweiten Erstbesteigung ein tragisches Ende gefunden. Mangels jeder Sicherungsmöglichkeit konnte der Zweite dem Sturz des Ersten keinen Einhalt tun, wurde selbstverständlich mitgerissen und beide Körper landeten, ohne auch nur einmal wieder den Fels zu berühren, 400 Meter tiefer zerschmettert im Massodifar.

Ich war deshalb heilsfroh, als ich nach etwa 35 Metern die Andeutung eines Standplatzes erreichte und Toni nachkommen lassen konnte. Auch ihm machte die Stelle schwer zu schaffen und er hatte nichts dagegen einzuwenden, daß er bei mir oben etwas verschnaufen konnte. Aber sein guter Humor verließ ihn trotz aller Mühe und Gefahr keinen Augenblick. Wir hatten uns jetzt

auch an die enorme Ausgesetztheit gewöhnt, die durch die massige Breite der senkrechten Mauer doppelt zur Geltung kam. Bald ertönte Toni's fröhliches „Auf geht's“ zu mir herunter und mit wahren Vergnügen packte ich den jetzt etwas griffiger werdenden Fels an. Noch zweimal wechselten wir in der Führung, dann betraten wir tief beglückt den geräumigen Gipfel unseres Berges.

Ausgelöscht war jeder Gedanke an das drohende Fatum, das seit Stunden über unsern Häufern schwebte. Vergessen die Plage, die uns kuckend mit überwachen Sinnen und fiebernden Nerven die Steilwand emportrieb und die gestrafften Glieder unablässig nach allen winzigen Rauigkeiten tasten ließ. In seelischer Entspannung streckten wir unsern Leib und genossen das Glück der Gipfelfstunde. Aus dem finsternen Rachen drohender Gefahr und steter Todesbereitschaft waren wir eingelehrt in die paradiesische Welt wunschloser Zufriedenheit. Unser langes Sehnen hatte Erfüllung gefunden und wir erlebten die kargen Minuten der Rast, im Herzen einander enger als je zuvor verbunden, doppelt stark und eindringlich. Nur die Weggenossenschaft eines Bergkameraden wie es Toni war, das strahlende Element seines stählernen Willens, die Unbeschwertheit seines reinen freudigen Herzens konnte die Fülle dieser Sonnenstunden zu einem unvergänglichen Erlebnis gestalten.

Langsam begann der Himmel sich zu beziehen; der Zwang des Scheidens fiel uns schwer und unerbittlich an. Froh und beschwingt glitten wir an treuen Seilen vom Gipfel direkt über die Westseite zur Barbarikanzel. Mählich wölbte der Berg wieder über uns sein starres Haupt. Die Niederung rief durch Risse und Kamine zu uns herauf, die Schatten der Tiefe zogen näher und als wir nach letzter luftiger Seilfahrt wieder bei unsern Rucksäcken und wenig später drunten im Kar standen, woben bereits dichte Nebelschleier um das Ziel unseres Wunsches.

Bedächtig schritten wir zu Tal. Hinter uns verblaßte schemenhaft der einsame Riese.

Die Nordwand der Bertainspizze

3. Begehung

Von Siegfried List, München

Vierzehn Tage lang schien die Sonne über den Ortlerbergen, vierzehn Tage lang hatten wir dort ein Zigeunerleben geführt und heute am 14. August 1932 steht wieder derselbe tiefblaue Himmel über dem Tal von Gulden, als ich hoch über dem Dorf frühmorgens unter einer mächtigen, alten Lärche den Kopf aus dem Zeltsack reckte. Meine Gefährten sind gestern nach Trafoi abgestiegen, ich bin allein.

Ganz still ist es noch unten im Tal, nur das gleichmäßige Rauschen einer Gense dringt zu mir herauf und neben mir plaudert ein eifriges Wässerlein. Noch halb im Schlaf messe ich an dem Stamm der Lärche, die schützend ihre knorrigen Äste über mich breitet, wie lange es wohl noch dauern mag, bis die Sonne zu mir herunter kommt. Noch drei, noch zwei, noch ein Meter, und dann ist sie da. Behutsam schlüpfte ich aus dem Zeltsack und — lege mich oben drauf, um erst ein paar Stunden später wieder zu erwachen.

Inzwischen ist es auf der Wiese lebendig geworden und das Auge ist glücklich, all die kleinen Wunder zu betrachten. Hummeln und Schmetterlinge gaukeln im Morgenwind von Blume zu Blume, Käfer turnen an den langen Grashalmen empor. Und die großen Waldameisen auf meinem Sixt-Zeltsack debattieren erregt über dessen Eignung als Transport- und Zugangsstraße zu ihrem Nadelhaufen, der ein paar Meter hinter mir aus dem Grünen ragt. Eine kindliche Freude habe ich an all diesen Dingen; ich bin heute zum erstenmal wieder im Tal und habe Zeit genug, die Welt im Kleinen zu studieren. Denn das alpine Problem des heutigen Tages besteht für mich lediglich darin, einen Entschluß zu fassen, ob ich zur Erreichung meines nächsten Zieles, Bozen, durchs Tal hinauspilgern, oder bis Laas den Weg über die Berge und dann weiter mit der Bahn nehmen soll. Meine Geldmittel sind knapp. Einerseits locken die duftigen Obsthaie des Etschtales zu gesundheitsförderndem Plündern, andererseits sind es die Berge der Angelusgruppe, die mir den Entschluß schwer machen. Ich zähle es an den Knöpfen meiner Topppe ab, alles vergebens, ich komme zu keinem Entschluß.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags liege ich noch immer auf dem Rücken und schaue mit halbgeschlossenen Augen ins Blaue. Plötzlich reißt mich ein dröhnender Donner aus meinem Halbschlummer, und als ich mich aufrichte und umschaue,

legt eine riesige Eislawine die Nordwand des Ortler herunter. Das ist die Stimme der Berge. Langsam packe ich meine Siebensachen zusammen und um 6 Uhr abends betrete ich das gastliche Rifugio Terristori.

Noch habe ich keinen Plan für den morgigen Tag entworfen, ich habe lediglich die Absicht, einen der Gipfel des Hüttengebietes zu besteigen; welchen und auf welchem Wege ist mir völlig gleichgültig. Auch habe ich weder Karte noch Führer bei mir. Bald unterhalte ich mich mit dem Hüttenwirt Reinstadler, einem prächtigen Bergführer von der alten Garde. Sogleich bin ich als Münchner erkannt und wir sprechen über die großen Wände, die in den letzten Jahren bezwungen wurden. Er zeigt ein seltenes Verständnis für uns junge Bergsteiger. Zuletzt erzählt er mir von der Nordwand der Cima di Vertana (Vertainspizze), die vor 14 Tagen zum erstenmal von einem Nürnberger und zwei jungen Guldener Führern begangen worden sei. Zwei Wiener, die die Wand schon im Vorjahr belagert hatten, seien einen Tag zu spät gekommen und hätten tiefgekränkt die zweite Begehung gemacht.

Von der Hütte aus kann man die Wand nicht sehen. Aber wenn man bis zum Gletscher hinter geht, sagt der Führer, schaut man direkt hinein. Das ist der geeignete Abendspaziergang für mich!

Eine halbe Stunde später sitze ich auf einem riesigen Granitblock am Nordende des Gletschers und starre in die Bastionen und Überhänge der Eiswand. Das untere Drittel der Wand hängt nach einem kurzen Firnsfeld mit wuchtigen Überhängen und Eisbarrikaden über der Randluft. Dann folgt eine nicht sehr steile Firnwand, die zur Schlüsselstelle der Wand führt, von der mir schon der Führer wenig Verheißungsvolles erzählt hat. Eine 36 Meter hohe, die ganze Wand in ihrer Breite durchziehende Barre aus härtestem, grauem Wassereis, 70 Grad geneigt! Darüber wieder etwa 150 Meter geneigtere Firnwand und dann wieder ein nur wenige Meter hoher Eisabbruch, durch eine gähnende Spalte nach unten versperrt. Nun kommt die harmlos aussehende Gipfelwand, nur im obersten Teil noch etwa 80 Meter Blankeis, das ganze zusammen etwa 600 Meter. Das untere Wanddrittel wird rechts von einer Felsrippe begrenzt, die mit dem Eis eine Steilrinne bildet, nach oben durch einen phantastisch zersplitterten Eisüberhang abgeschlossen. Diese Rinne müßte den Durchstieg durch den unteren Wandteil vermitteln.

Erst bei dieser Erwägung komme ich mir selber darauf, daß ich die Absicht habe, morgen diese Wand anzugehen. Ein breiter Keil von großen, frischen Eis- und Felsblöcken am Fuße der Rinne sagt mir, daß sie wohl den gefährlichsten Teil des Durchstiegs bilden würde. Als ich in der Hütte meinen Rucksack für den morgigen Tag packe, fragt mich der Führer, ob ich mich

schon entschlossen hätte, was ich morgen machen wollte. „Ich weiß noch nicht“ sage ich vorsichtshalber und suche bald mein Lager auf.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr morgens stehe ich auf und stolpere nach einem kurzen Frühstück die Moräne zum Gletscher hinauf. Bald ziehe ich die Eise an, um auf dem großenteils aperen Gletscher schneller vorwärts zu kommen. Aber die vielfach offenen, breiten Spalten des Ferners zwingen mich oft zu komplizierten Umgehungs- und Untersuchungsmanövern, so daß ich erst am eigentlichen Einstieg bin, als schon die ersten Sonnenstrahlen über die bizarren Eisgebilde der Wand irren. Aber merkwürdig: Kein Zagen, wie sonst in der Morgendämmerstunde vor schwerer Fahrt ist heute in mir. Nur Kampflust und ein herrlicher Glaube an das Gelingen meines Plans beseelen mich.

Auf einer breiten Lawinenbrücke überschreite ich die Randluft. Nun beginnt der erste und wohl gefährlichste Teil der Wand, die Eisrinne unter dem großen Überhang. Mit pfeifendem Atem heße ich die ersten 50 Meter hinauf. Bald aber hemmt hartes Blankeis mein Vordringen, da, wo meine Vorgänger noch prächtigen, harten Firn vorgefunden hatten. Noch komme ich fast ohne Stufen aus, nur hin und wieder schaffen ein paar Pickelschläge einen Tritt, groß genug für eine Zackenreihe der Eise. Das Gehen ohne Stufen nimmt meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Erst als ich auf einem winzigen Felsköpfel verschnaufe, schaue ich wieder einmal nach oben: Wie ein Damoklesschwert hängt der zersplitterte Eisüberhang über mir. Eine dunkle Sorge steigt in mir auf: Wenn nur nicht gerade jetzt das ganze Gebilde zusammenbricht? Bange Minuten vergehen, bis ich die nächsten Meter emporsteige. Ich ahne, irgend etwas wird geschehen — wäre es nur schon vorbei! Fieberhaft späht das Auge nach einer Deckung. 10 Meter ober mir ragt ein Felsblock aus dem Eis. Wenn ich nur schon dort wäre! Noch zwei Meter sind es bis zu dem Block, noch ein Meter, dann höre ich über mir einen dumpfen Knall — schnell noch einen Tritt höher, nur die zwei vorderen Zacken meiner Eise bohren sich in das Eis! Der Kopf duckt sich unter den Felsblock, die linke Hand mit dem Pickel fliegt darüber, die rechte erhascht einen kleinen im Eise fest gebackenen Stein. Das alles geschieht in einer knappen Sekunde — dann ist die Hölle los! Eissplitter von allen Seiten! Ganze Blöcke bersten über mir, unter mir und zur Seite. Viermal fühle ich, wie etwas mit unheimlicher Wucht krachend auf den Block vor mir schmettert. Ich habe die Stirn fest an den kalten Fels gepreßt, die Augen krampfhaft geschlossen. Sekunden werden zur Ewigkeit! Mit einem Schlag ist alles still.

Vorsichtig hebe ich den Kopf und schaue zuerst hinunter, wo die letzten Eis-trümmer den Gletscher hinabtollen. Mein Kopf und die Arme sind mit Eis-

splittern bedeckt. Dann schaue ich nach oben. Rechts ist aus dem Eisüberhang ein großes Stück herausgebrochen, links aber starren, bizarrer noch als zuvor, die gläsernen Schollen gegen den blauen Himmel — bereit in der nächsten Minute wieder herabzustürzen. Das ist mir doch zu viel! Zehn Meter noch steige ich in der Rinne hoch, dann quere ich vorsichtig auf einem eisbedeckten Band nach rechts auf die Felskante.

Das Gestein ist leichter, als ich gedacht habe und rasch komme ich höher, bis ich auf sicherer Felskante in gleicher Höhe mit dem Überhang stehe. Voll Übermut packe ich einen großen Stein und werfe ihn mit aller Wucht mitten hinein in die zerackten Eisgebilde. Aber — o Hohn — nicht der kleinste Splitter bricht los, alles bleibt still.

Nun gehe ich die hier geneigte Firnwand nach links haltend an. Ich komme schnell vorwärts, ein paar Stufen noch — das Blankeis beginnt jetzt schon ein Stück unter der erwähnten Eisbarre — und ich stehe am Fuße der Schlüsselstelle der Wand. Zunächst habe ich mir einen geräumigen Stand, um mich etwas auszuruhen. Dann wandern mein „Seil“, das ist eine 10 Meter lange Keepschnur, 4 Eishaken, ein Karabiner und der Hammer an den Gürtel. Ich habe meine Ruhe wieder gefunden. Zwar weiß ich, daß die kommenden 36 Meter das allerletzte an Kraft und Nerven verlangen werden; aber das Bewußtsein, daß diese Stelle von objektiven Gefahren völlig frei ist, gibt mir Mut und Zuversicht.

Und nun beginnt eine mehr als zweistündige Hackerei mit Pickel und Hammer, die aus dem Körper das Außerste herausholt, was er zu geben imstande ist. Die ersten 3 Meter sind senkrecht. Die Griffe müssen ebenso groß sein, wie die Tritte für die Füße, weil ich sie beim Hochgehen zum Hineintreten für sie brauche. Die ganzen 36 Meter sind härtestes Blankeis. Nach den ersten senkrechten Metern geht die Wand mit 70 Grad Neigung weiter.

Nach 10 Metern schon merke ich, wie die Kraft langsam nachläßt. Noch nicht einmal ein Drittel! Die Tritte werden kleiner, nur mehr groß genug für eine Zackenreihe der Eise. Aber das Arbeiten mit Hammer und Pickel erfordert hier eine Bewegung, die so nahe an der Grenze des Sturzes ist, daß ich unbedingt eine Sicherung brauche. Vorsichtig löst sich die linke Hand aus dem Griff, der Körper ist dicht an die Wand gedrängt. Dann nehme ich hinten am Gürtel den Haken vom Karabiner. Die rechte Hand greift samt dem Haken in den Griff, den bis jetzt die linke Hand gehalten. Drei Finger halten den Griff, Daumen und Zeigefinger setzen den Haken an. Ein paar Schläge, dann sitzt der Haken so weit, daß ich die Hand ganz in den Griff klammern kann. Bald steckt der Haken bis zum Ring im Eis. Die Keepschnur, die bis jetzt ledig am Körper hing, wird durch den Ring gezogen, und mit beiden

Enden ein paar Mal um die Hand gewickelt. Gott sei Dank! Ich hänge. Dieses Bewußtsein macht mich für Augenblicke glücklich: Ich bin im Moment hier so sicher, als stünde ich irgendwo vor der Hütte; mir kann gar nichts geschehen.

Nach wenigen Minuten geht es weiter. Das Ende der Keepschnur wird durch den Gürtel gezogen — das gibt für die nächsten 5 Meter bei einiger Phantasie eine ganz leidliche Sicherung, immerhin besser als gar nichts. Den Haken muß ich opfern. 5 Meter geht es wieder ohne Sicherung, dann fährt ein zweiter Haken ins Eis und die nächsten 5 Meter sind wieder gesichert.

Immer höher schraubt sich der eisenbewehrte Fuß, immer höher greifen die blutenden Finger. Wäre ich nur schon oben! Lange halten es die flammenden Hände nicht mehr aus! 8 Meter etwa stehe ich über dem zweiten Haken, da kommt das, was ich längst gefürchtet: Die linke Hand zieht sich im Krampf zusammen. Noch stehe ich mit beiden Füßen leidlich, Körper und Kopf an die Wand gepreßt. Die rechte Hand hält den Griff. Wie lange? Langsam führe ich den linken Arm hinunter bis zum Knie. Dann zwänge ich die Hand zwischen Knie und Eis und drücke mit dem Knie dagegen. Jede Sekunde warte ich, daß der Krampf sich löst. Rasend hämmert das Blut in den Schläfen. Endlich kann ich die Finger wieder bewegen, an der Hose reibe ich sie etwas warm. Dann müssen sie wieder unbarmherzig ihren Dienst tun, denn die Rechte kann ihren Griff nicht mehr lange halten.

Noch ein Meter, dann fährt wieder ein Haken ins Eis. Einen Finger im Ring, ziehe ich mit der anderen Hand die Keepschnur durch, und hänge. Wie wohl das tut! Jetzt kann ich endlich wieder ein paar Minuten rasten! Dann beginnt das Meißeln aufs Neue. Schon werden die Hände unzuverlässig.

Nach zwei Metern schlage ich den vierten Haken, meinen letzten. Wieviel Meter sind es noch? Ich weiß es nicht, der untere Haken muß zur Vorsicht heraus. Gerade noch kann ich mit dem Pickel hinunterreichen. Unsägliche Mühe kostet es, bis der Haken an der Keepschnur zu mir herauf wandert. Fünf Meter geht es noch weiter, ich kann keinen Haken mehr schlagen, ich bin zu müde. Ein paar Meter noch morsches Eis — dann legt sich die Wand mächtig zurück. Bis zur Haue stoße ich den Pickel in den tiefen Firn, stampfe rasch einen kleinen Stand mit den Füßen — den Kopf vornüber gebeugt, so ruhe ich wohl eine Viertelstunde lang. In den Händen habe ich ein Gefühl, als wären alle Muskeln durchschnitten!

Doch allmählich kehrt die Kraft wieder und der Lebensgeist. Rasch steige ich nun ohne Stufen die Firnwand empor, bis ein neues heimtückisches Hindernis mir den Weg versperrt: Ein kaum zwei Meter hoher Eisabbruch, aber nach unten durch eine gähnende Spalte versperrt. Nur eine schwache Stelle finde

ich. Eine dünne Schneebrücke, sie reicht fast bis hinüber. Da, wo ich stehen muß, ist sie so dünn, daß ich sie mit der knappen Pickellänge leicht durchstoßen kann. Kaum wage ich zu atmen! Ich darf mir keinen Stand treten, um die Brücke nicht senkrecht, sondern nur auf ihrer diesseitigen Basis zu belasten, sonst bricht sie mir unter den Füßen weg. Zu beiden Seiten klast der blaugrün schillernde Rachen. Rechts über mir zieht ein Firnwulst über den Abbruch herein, das ist meine Hoffnung.

Nun beginnt eine dreiviertelstündige atemraubende Arbeit. Zunächst haue ich einen halben Meter höher als mein Standpunkt ist, an der gegenüberliegenden Wand einen Tritt. Ich darf keinen festen Schlag führen, um die Brücke, auf der ich stehe, nicht zu erschüttern. Um meine Nerven abzulenken, zähle ich die Schläge. Bei 63 höre ich auf zu zählen und denke wieder an den Abgrund zu beiden Seiten und hinter mir. Wenn die Brücke bricht, springe ich nach hinten in die Wand hinaus, sie ist hier nicht sehr steil und vielleicht könnte ich mich dann noch einmal verfangen. Immer noch besser, als ein Sturz in den dunklen Rachen, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. Jede Sekunde bin ich darauf gefaßt.

Endlich ist der Tritt für den rechten Fuß fertig, ein kleiner noch für den linken Fuß, ein Griff für die linke Hand und ein Loch in dem Firnwulst für die rechte. Dann kommt der entscheidende Schritt. Ich weiß, es ist der Schritt ins Leben, oder . . . nicht daran denken! Vorsichtig setze ich den rechten Fuß in den Tritt, jetzt stoße ich mich fest ab, und die rechte Hand bohrt sich tief in den Firnwulst. Er hält und — ich habe gewonnen. Ein leiser Krach und mit Gepolter verschwindet die Brücke in der Spalte.

Wie ich die nächsten zwei Meter emporgekommen bin, weiß ich nicht mehr. Es war eine wüste Balgerei an einer Stelle, für die es kein System und keine Technik gibt, als eben eiserne Finger und den Willen und Glauben, das Hemmnis zu überwinden.

Der Himmel hat sich inzwischen überzogen und gleichmäßig Schritt für Schritt beißen sich meine Zehnzacker in dem spröden Firn empor. Zuletzt noch etwa 50 Meter Blankeis. Ich kann keine Stufen mehr schlagen, dazu bin ich zu müde. Und es geht ohne Stufen, die Knöchel zum Zerreißen gespannt, komme ich höher, immer näher rücken die Gipfelsfelsen. Endlich verläßt der Fuß das Eis und über einige Wandstellen erreiche ich den Grat. Ein paar Schritte noch . . . und ich stehe am Gipfel.

Der Rucksack, der Hammer, der Pickel fällt zu Boden. Ich kann es noch nicht glauben! Ein unsagbares Glück ist über mich gekommen. Ein Glück, das nicht der Reichtum, nicht die Liebe, noch sonst ein Schatz auf der Erde geben kann: Das Bewußtsein, das Leben als ein Wesen zu begreifen. Himmel und

Wolken, Felsen und Firne und das trunkene Grün der Täler, alles bricht über mich herein: Ich lebe!

Viele werden die Köpfe schütteln, weil ich allein durch diese Wand gegangen bin, sich entsetzt abwenden von diesem „Refordwahn“ junger Bergsteiger, von diesem „Spiel mit dem Leben“. Aber sagt mir, glaubt ihr wirklich, daß jene dunklen Gewalten, die uns solche Wege führen, die uns diese unendliche Gnade zuteil werden lassen, glaubt ihr wirklich, daß sie uns aus Willkür, ohne Sinn und Zweck verderben lassen?

Fleischbankspitze

Südoftwand. III. Ersteigung

Von Franz Schmid, München

Der Kletterommer 1925 war zu Ende gegangen. Mein sehnlicher Wunsch, der schwersten der Kaisertwände, der erst kürzlich bezwungenen Süd-Oftwand der Fleischbank, ihre Geheimnisse abzulauschen, hatte sich nicht mehr erfüllt. Die Brust voll Latendrang und Kampfeslust waren wir gekommen. Unsicheres Wetter und damit einsetzender Schneefall hatten die Ausführung unseres Planes vereitelt.

Einen unendlich langen Winter trug ich mein Wunschbild in Gedanken auf viele Gipfel des tief verschneiten Hochgebirges. Im Frühjahr erschien in einem Heft der Deutschen Alpenzeitung ein Aufsatz von einem der Erstbesteiger dieser Wand. Von ungeheuren Schwierigkeiten und Anstrengungen berichtete er. Von einem fast zwanzigstündigen Ringen, das an die beiden Kühnen Anforderungen stellte, wie sie ihnen auf ihren vielen Kletterfahrten noch nicht begegnet waren. Und es waren zwei von den Besten! Ein leiser Schauer ergriff mich bei dem Gedanken an die Bezwingung dieses Bollwerks. Immer wieder las ich den Aufsatz, bis die Route unauslöschlich in meinem Innern vorgezeichnet war.

Endlich wich der Winter aus den Bergen. Der 2. Mai sah Sepp Hezeneder und mich auf dem Gipfel der Kleinen Halt. Ihre Westkante fiel unserem Latendrang an einem prächtigen Frühjahrstag zum Opfer. Aber das so schön beginnende Jahr hielt sein Versprechen nicht. Ein Regensontag folgte dem andern. Wohl gelangten wir zweimal in die Wand unserer Sehnsucht, aber unsicheres Wetter zwang uns jedesmal zur Umkehr. Im Juli wurde der Wand von Colleder und Kobl, den glücklichen Zweitersteigern, der Schleier ihrer Furchtbarkeit, der sie nach der ersten Erklämpfung noch umhüllte, entrissen. Unglaublich kurze Zeit, $4\frac{1}{2}$ Stunden nur, rangen sie in dieser Felsflucht. Ein Staunen ging durch die Reihen derer, welche die Wand und ihre ersten Bezwiner kannten. Ich selbst hielt es kaum für möglich. Wollten wir nun wenigstens die dritte Durchkletterung der Wand für uns gewinnen, so hieß es bald zugreifen.

Der wasserreiche Sommer hatte uns endlich wieder einmal einen schönen Samstag geschenkt und das Wetter versprach auch den Sonntag über so zu bleiben. Man schrieb den 21. August und morgen war der 17. Geburtstag meines Bruders. Konnte ich ihm — einem so begeisterten wie jugendlichen Berg-

steiger — ein schöneres Geburtstagsgeschenk machen, als ihn auf die geplante Fahrt mitzunehmen? — Nein. — Und die Fähigkeiten dazu hatte er!

An uns wohlvertrauten Plätzchen vorüber, geht es ins Kaisertal hinein. Der Föhn schnaubt seinen warmen Atem durch das Tal. Hinterbärenbad lädt zu einem kurzen, erfrischenden Imbiß. Aber bald treibt es uns weiter. Aufwärts! Die Sonne sinkt mit leuchtenden Farben hinter den westlichen Bergen. Das Abendrot verglimmt. Die letzten matten Streifen der Dämmerung verschwimmen wie sterbende Hoffnungen am Horizont. Die Silhouetten einzelner Fichten heben sich scharf vom dunkler werdenden Himmel. Schwarz und kalt ragen die Berge in den unendlichen Raum, manche, wie Dolchklingen zum Kampf herausfordernd, andere mit weichen, runden Formen zum Ruhen und Träumen einladend.

Um 10 Uhr abends stehen wir in der Hütte. Reges Treiben herrscht. Wir begrüßen einige Bekannte und zucken bei der Frage, was wir machen wollen, mit den Schultern. „Kommt auf's Wetter an; — wissen es noch nicht.“ Bald geht's zur Ruhe. Wir müssen zeitig auf den Beinen sein und der morgige Tag fordert, falls das Wetter günstig bleibt, alle unsere Kräfte.

Um 3 Uhr morgens schälen wir uns aus den Decken. So geräuschlos wie möglich packen wir unsere Sachen, die wir am Abend schon vorgerichtet hatten und schleichen uns, die Genagelten unterm Arm, in Strümpfen hinunter in die Gaststube. Das ganze Haus liegt noch in tiefem Schlaf; gleichmäßig tönt aus einer Ecke das Tick-Tack der alten Wanduhr. Beim flackernden Schein einer Kerze kleiden wir uns vollständig an und trinken dann zum Frühstück die am Abend vorher bereitgestellte Milch. Zum Essen ist zu so früher Stunde keiner von uns beiden aufgelegt.

Wir sind noch nicht fertig, als ich schon zum Ausbruch dränge. Den Rucksack mit etwas Proviant und dem Rüstzeug für schweren Felsgang nehme ich auf die Schultern. Mein Bruderlein darf seine Brust mit dem Seile schmücken. $\frac{3}{4}$ Uhr ist's, als wir vor die Hütte treten. Schweigende, tief-ernste Bergnacht umgibt uns. Kein Laut stört den Schlaf der steinernen Riesen vor uns. Unzählige Sterne flimmern und flackern am nachtschwarzen Himmelsgewölbe. Andacht ergreift den Menschen beim Anblick all dieser Schönheit und es ist in uns wie ein Gebet.

Ein leiser Zuruf meines Bruders weckt mich aus meinem Sinnen und gemahnt mich an unser Vorhaben. So stolpern wir denn hinunter zum Wildanger und auf schmalem, in den Fels gehauenen Steige um den Nordgrat der Fleischbankspitze herum in die Steinerne Rinne. Schweigend gehen wir unseren Weg; nur das Knirschen unserer nagelbeschlagenen Schuhe und manchmal das Geräusch eines fallenden Steines unterbrechen die Stille der Nacht.

Eine Stunde mag vergangen sein, da beginnen sich die vorher nachtschwarzen Wände grau zu färben. Im Fels über uns ertönt schüchtern der Ruf eines Vogels. Wie ein Weckruf hallt er. Heller und heller wird es. Stern um Stern verblaßt. Die Narben der Berge, Rinnen und Klüfte, vorher durch den Mantel der Nacht verhüllt, werden sichtbar. Ein dünnes, unendlich zartes Rot breitet sich über den uns sichtbaren östlichen Himmel. Während tief unter uns das Kaiserbachtal noch in ungewissem Dämmerlicht liegt, werden die Farben des Firmaments tiefer und fatter.

Das Rot des Himmels wirft seine Refleze auf die Bergwelt um uns und verleiht dem starren Fels Bewegung. Aus dem Wald der gegenüberliegenden Hänge steigen feine Nebel auf. Die Berge beginnen zu atmen. Weiter und weiter zieht das Licht herab und nistet sich in allen Winkeln und Ecken ein. Dann plötzlich fließt es über die Spitzen und Zackigen Grate wie Gold. Es ist der Kuß der Sonne, die sich aus dem Dunst und Nebel des Flachlandes erhebt. Nach wenigen Sekunden schon hüllen ihre Strahlen die vor uns aufschießenden Ostabstürze der Fleischbankspitze in einen schimmernden Mantel. Alles Abschreckende haben sie in dieser Fülle von Glanz verloren.

Während unser schönheitsstrunkenes Auge sich nicht sattsehen und losreißen kann von diesem mächtigen, erhebenden Schauspiel der Lichtwerdung, schweifen unsere Gedanken schon hoch oben in der Wand, die unser tatendurstiges Herz sich auserkoren.

Wir haben den in den Fels gehauenen Steig der Steinernen Rinne bereits verlassen. Links schießt in unhaltbarer Flucht die Westwand des Predigtstuhl-Nordgipfels zur Tiefe. Mit weit zurückgelegtem Kopf schauen wir hinauf. Erinnerungen ziehen an meinem geistigen Auge vorbei an Erlebnisse in dieser Wand und ich zeige meinem staunenden Bruder den Weg, der im vergangenen Jahr Freund Hezenecker und mich in hartem Kampf hinaufführte auf die nebelumwobene Spitze.

Zimmer weiter noch müssen wir aufwärts, dann endlich steht sie vor uns! — Vom Gipfel bis herunter ins geröllgefüllte Kar eine einzige Mattenflucht — die Süd-Ostwand der Fleischbankspitze! Wenige Anhaltspunkte nur entdeckt das suchende Auge in ihr; es ist der Phantasie des Kletterers überlassen, sich einen Weg durch dieses plattengepanzerte Bollwerk zu suchen und lange genug hatte es dem Ansturm der Kühnsten und Besten widerstanden! Zimmer wieder schauen wir und suchen nach einer zusammenhängenden Route. Vergebens. Nach nur wenige Meter hinaufreichenden Rissen immer wieder glatte Wand. Für menschliches Können unmöglich erscheinend. Da heißt es zupacken und sich selbst an Ort und Stelle überzeugen!

Wir verlassen deshalb den Weg und wenden uns nach rechts, dem Einstieg

zu. Über Geröll und grobe Blöcke, die Zeugnis ablegen vom ewigen Arbeiten der Natur, gelangen wir an den Fuß der Wand. Nur wenige Worte werden gewechselt. Unsere Augen und Gedanken sind mit der Wand beschäftigt. Während wir, auf einem großen Block sitzend, unsere Genagelten mit den Kletterschuhen vertauschen, sorgen wir zugleich für die heute sehr bescheidenen Ansprüche unseres Magens. Ein Blick auf die Uhr zeigt uns die sechste Stunde. Wir verstauen noch unsere Schuhe unter einem Stein und dann ziehen wir los.

Zunächst geht es noch sehr manierlich und wir klettern ohne Seil. Bald aber schon, nach etwa 10 Minuten, nimmt das sorglose Hinaufsteigen auf lind-besohlttem Kletterschuh ein Ende. Wir müssen das Seil anlegen. Der dicke 30er Langhaufstrick fliegt von den Schultern meines Bruders und wir knüpfen uns sorgsam daran. Der Tiefe des Rucksacks werden Hammer, Haken und Karabiner entnommen; Gegenstände, um derentwillen in alpinen Kreisen immer wieder das Kriegsbeil ausgegraben wird. Für Kletterfahrten, wie wir sie heute pflegen, sind sie absolut unentbehrliche Sicherungsmittel. Noch einige kurze Vorbereitungen und dann: „Bist Du fertig?“ — „Ja!“ kommt es von den Lippen meines Bruders.

Ich gehe voran. Eine schwere, brüchige Wandstelle wird mit Kraft und List überwunden und bei einem Mauerhaken nach 25 Metern der erste Stand erreicht. „Nachkommen!“ rufe ich hinunter und nach kurzer Zeit schon steht mein Bruder rucksackbeladen neben mir. Während er sich, um mich für die nächste Seillänge zu sichern, eine möglichst bequeme Stellung sucht, bin ich schon um den Weiterweg besorgt. Ein Karabiner schnappt neben meiner Brustschlinge ins Seil und in den schon vorhandenen Mauerhaken. Mein Weiterweg ist gesichert. Ein großer Spreizschritt nach rechts bringt mich an eine Kante. Auf Reichweite von der Kante nach rechts zieht in einer Verschneidung ein etwa zwei Finger breiter Riß fünf Meter hoch. Nach diesen fünf Metern wölbt sich ein Überhang in elegantem Bogen nach außen und der Riß ist zu Ende. Neben dem Riß stecken im Abstand von einem Meter zwei Mauerhaken.

Also da geht's hinauf. Ich schaue mir die Sache zunächst an und trete dann kurz entschlossen in die Verschneidung. Die rechte Fußspitze im Riß verklemmt, die andere draußen an der Kante. Die Finger beider Hände verkralten sich im Riß. Wie eine Raupe zieht der Körper sich zusammen. Für den linken Fuß erspähe ich etwas höher einen kleinen Tritt. Eine Hand greift im Riß hoch, die zweite nach. Der Körper ist wieder gestreckt. So geht's zweimal, dreimal, dann habe ich den zweiten Haken erreicht; den ersten habe ich im Eifer ganz übersehen. Ich stehe somit unter dem Überhang. Ein Karabiner befestet das Seil an den Haken. Ein paar Atemzüge verschnauße ich, dann tastet

die Linke weit hinaus, um die Kante zum nächsten Griff. Für die Rechte und beide Füße ist nichts vorhanden. Ich lasse den Haken los, die Füße baumeln in der Luft, der ganze Körper hängt für einige Sekunden an der linken Hand. Die Rechte greift nun über die Linke; ein Klimmzug und eine Ruckstemme, der Körper stützt sich auf beide Arme. Den linken Fuß hochziehend, erreiche ich damit einen Schritt und kann nun auf eine Hand und einen Fuß gestützt mit der rechten Hand den nächsten Griff erfassen. Ein paar Schritte noch und dann bieten einige kleine Graspolster notdürftigen Stand.

Ein von unseren Vorgängern in den Fels geschlagener Mauerhaken muß auch uns zur Sicherung dienen. Während das Seil langsam durch meine Hände gleitet, schweift der Blick hinaus nach Süden, wo die Eisfelder und Firnhänge der Hohen Tauern herüberblitzen. Silberne Wolkenschiffe segeln von einem leichten Westwind bewegt, nach Osten. Leise, ganz leise, tönen von Ellmau herauf die Kirchenglocken. Beinahe vergesse ich, daß noch aller-schwerste Kletterarbeit vor uns liegt.

Nicht allzu lange dauert es, dann taucht mein Bruder vor Anstrengung keuchend neben mir auf. Kurze Rast nur gönnen wir uns, dann treibt uns die Neugierde nach dem Kommenden weiter. Überhängende Risse wechseln ab mit kleingriffigen schweren Plattenwänden und stellen an den Kletterer, was Kraft und Technik anbelangt, die größten Anforderungen. Nur mit zähester Willensanspannung ist es oft möglich, den Körper aufwärts zu zwingen. Meter um Meter muß dem widerspenstigen Fels abgerungen werden. Aber alles Sträuben und Wehren hilft ihm nichts. Eine Seillänge um die andere bringen wir unter uns. $\frac{1}{2}$ 9 Uhr vormittags ist's, da haben wir die Hälfte der Wand bezwungen.

In der Steinernen Rinne und am Ellmauer Tor wird es allmählich lebendig. Steine poltern und Rufe werden laut. Aus ist es mit der Ruhe und dem Frieden. Es dauert auch gar nicht lange, dann haben uns schon etliche von den Jochbunzlern entdeckt und bilden für einige Zeit aufmerksame Beobachter.

Unser Weiterweg sieht nicht gerade einladend aus und bis wir das große Grasband erreichen, das in etwa zwei Drittel Höhe die ganze Wand durchzieht, haben wir noch mindestens zwei Seillängen schwerster Arbeit zu leisten. Etwa 30 Meter über unserem Standplatz wölbt sich ein mächtiger Überhang heraus. Nach unserer Schätzung muß nicht weit über ihm das große Grasband sein. Rechts von uns ist glatte Wand; nach links zieht eine steile, schmale und glatte Rampe empor und endigt nach 25 Meter auf einem brüchigen Wandvorsprung. Der Beschreibung Kossi's nach, müßten wir nun nach rechts und mittels Steigbaums eine glatte Wandstelle mit nachfolgendem

Überhang überwinden. Einladend sieht die Stelle nicht aus und links lockt die schöne Rampe. Nach kurzem Hin und Her entschließen wir uns an letzterer einen Versuch zu machen.

Auf allen Vieren schleiche ich vorsichtig die etwas brüchige Rampe hinauf und lande nach kaum 25 Metern auf dem erwähnten Vorsprung. Recht anheimelnd ist's hier nicht und unter Hand und Fuß prasselt das lockere Gestein in die Tiefe. Eine glatte Platte versperrt den Weiterweg. Was nun? Da haben wir uns ja eine schöne Suppe eingebrockt, denke ich mir. Nochmals zurück. — Nein! — Doch halt, weiter oben könnte es gehen; es scheint die Andeutung eines Griffes vorhanden zu sein und dahinter legt sich die Wand etwas zurück. Langsam, ganz langsam, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen, richte ich mich an dem glatten und stark herausdrängenden Fels auf. Auf den äußersten Zehenspitzen stehend, kann ich den Griff gerade noch erreichen. Aber, o Lücke des Objekts, er wackelt. Jetzt gibt es kein Zurück mehr, ich muß da hinauf! Zur Sicherung schlage ich noch einen Haken; dann ein Klimmzug, Ruckstemme und ich liege mit dem Bauch auf dem zurückweichenden Fels. Einige Sekunden verschnauße ich, dann richte ich mich auf. Mein linker Fuß muß dabei dem eben benützten Griff zu nahe gekommen sein, klirrend fliegt er dahin und nimmt in seinem Fluge noch einige von den herumliegenden Gesteinstrümmern mit. Meinem Bruder helfe ich mit dem Seil über diese unangenehme Stelle hinweg.

Wir stehen jetzt unmittelbar unter dem mächtigen Überhang, der die ganze Breite der Wand durchzieht. Direkt von unserem Standplatz ihn zu überklettern, ist unmöglich. Nach links versperren bauchig sich vordrängende Platten unser Vordringen. Es bleiben uns nur zwei Auswege: Zurück oder unter allen Umständen nach rechts! Unter dem Überhang an glatter Platte, mit Hilfe des Seiles traversierend könnten wir vielleicht weiter drüben die Route Kossi's wieder erreichen. Wir entschließen uns für das Letztere. Ein Sicherungshaken fährt singend in den Fels und dann schleiche ich mit etwas gemischten Gefühlen behutsam nach rechts. Weiß ich doch nicht, ob der Quergang weiter drüben noch gangbar ist und in so außerordentlich schwerem Fels ist der Rückzug mehr als fraglich. Kleinste Erosionszäckchen und Einkerbungen, von denen nicht allzu viele vorhanden sind, bieten die einzigen Stützpunkte für Finger und Zehenspitzen. Mit äußerster Ruhe und Vorsicht schiebe ich mich zollweise weiter. Ein leises Zittern nur und die Fußspitze würde von den kleinen Unebenheiten, die dem Filz der Kletterschuhe gerade noch die nötige Reibung gewähren, abgleiten. Unmöglich wäre es, den schweren Körper an den Griffen, die kaum den Ruppen der Fingerspitzen Raum bieten, zu halten. Blitzschnell jagen diese Gedanken durch

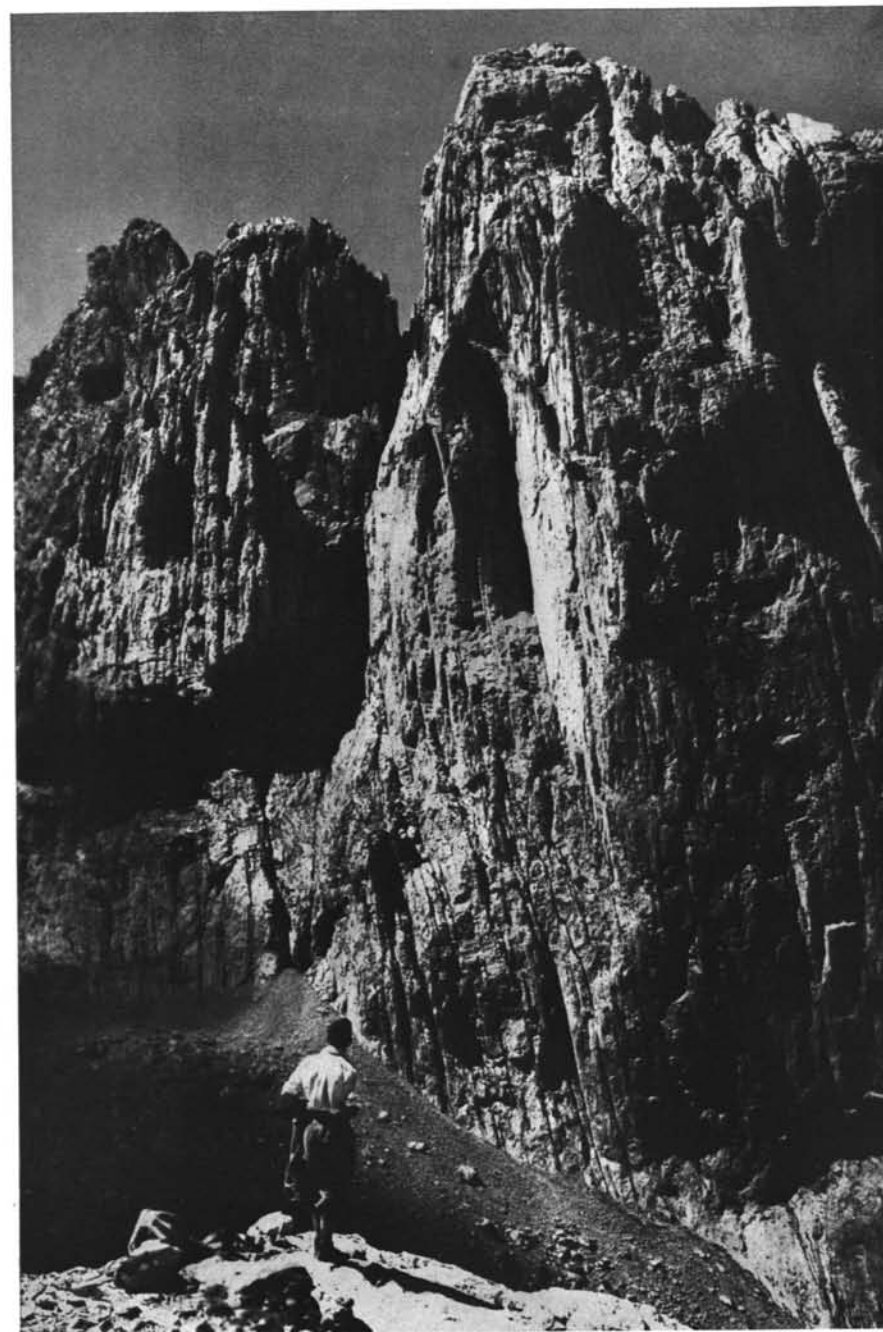
mein Gehirn. Ein rascher Blick in die Tiefe belehrt mich, wohin der Sturz gehen würde; dann gehören meine Sinne wieder dem Fels vor mir.

Endlich, wie eine Erlösung nach 18 Metern wieder ein einigermaßen guter Griff und gleich daneben kann ich vielleicht einen Haken zur Sicherung eintreiben. Wenige Schläge nur tue ich auf den Kopf des Stiftes, dann überzeugt mich der harte Ton, daß er nicht mehr weiter einzutreiben ist.

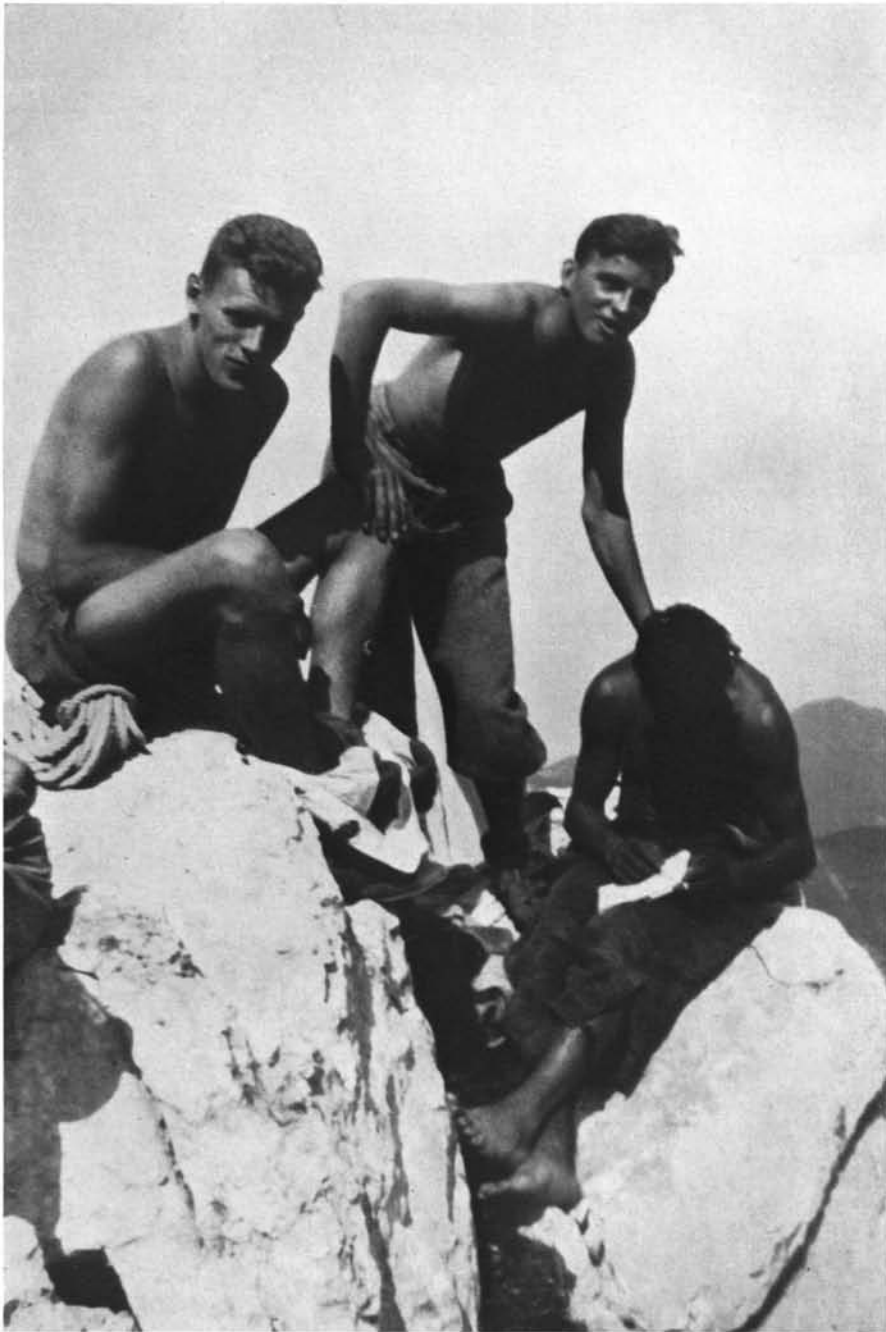
Kaum ein Drittel des Hafens steckt im Fels. Die Sicherung, die er gewährt, ist sehr fraglich. Aber ich muß weiter. Lange stehen bleiben kostet Kraft und die folgende Stelle scheint noch mehr Anforderungen zu stellen, als die vorausgegangenen. Wie ein schräg gestellter Schild schiebt der Überhang sich vor. Unter ihm aber ist der Fels nun vollkommen glatt. Sogar die kleinsten Anhaltspunkte fehlen. Kurz nur überlege ich, dann greifen beide Hände, zuerst die Rechte, dann die Linke, mit Untergriff an den unteren Rand des Schildes. Den Oberkörper weit zurückgelegt und die Füße an die Wand gestemmt, so hangle ich unter großer Anstrengung hinüber. Fünf Meter waren es nur, aber ich meinte es seien fünfzig gewesen. Nach diesen fünf Metern gibt es an einer Kante wieder gute Griffe und Tritte und hinter der Kante eine Steiltrinne; in ihr, o Freude, ein Mauerhaken; wir sind wieder auf der richtigen Route. Ich blicke nach oben und zur ersten Freude gesellt sich die zweite: Da oben winkt nach etwa acht Metern das große Grasband. Nicht mehr lange dauert es, dann sind wir auf ihm vereinigt.

Nach kurzer Rast geht's an die Erstürmung des letzten Bollwerks. Schwer hat sich die Wand hier verschanzt. Eine senkrecht gestellte Riesenplatte schießt vom Grasband weg 70 bis 80 Meter in unheimlicher Glätte zur Höhe; von ihrem Fußpunkte zieht immer steiler werdend eine Rampe nach links und endigt in einer kleinen Felsmulde unter überhängenden, feinen Rissen. Die Rampe nehmen wir im Sturmschritt. Jetzt aber gebietet uns der Berg ein energisches Halt. Überhang um Überhang, einer schöner und einladender wie der andere, türmt sich da auf. Die nächsten 20 Meter sind eine Kraft- und Geschicklichkeitsprobe ersten Ranges. Nach der Ansicht Kossi's, der hier einige verrostete, tief im Fels steckende Mauerhaken fand, scheiterte hier sogar Dülfer'sches Können. Über diese Stellen ist er bei seiner Erstkletterung der Fleischbank von Südosten allein nicht hinweg gekommen. Er querte seinerzeit in die Scharte zwischen Fleischbank und Christaturm hinaus.

Keuchend und am ganzen Körper vor Anstrengung bebend arbeitet man sich hier an fingerbreiten Rissen ruckweise empor. Wenn man auch überall sonst Mauerhaken verschmähen würde, hier dienen sie als unbedingt notwendige und willkommene Ruhepunkte. Erleichtert atmet man auf, wenn man nach einigen Metern schwersten Ringens einen Karabiner einschnappen hört und



Fleischbank — Südostwand



Ernst Krebs

Toni Schmid †

Franz Fischer

Auf dem Fleischbankgipfel

am Haken hängend, dem vibrierenden Körper etwas Entspannung gönnen kann. Und dann wieder weiter, so schnell als möglich! Längeres Verweilen an einer Stelle könnte Sturz bedeuten. 20 Meter Seil sind abgelaufen, dann erst wird der Fels wieder etwas leichter und in einer kleinen Nische, allseits von senkrechtem Fels eingeschlossen, finde ich nach weiteren 10 Metern den nächsten Stand.

Aufatmend mache ich mir's so bequem wie möglich und nach Anlegung einer Selbstsicherungsschlinge lasse ich meinen Bruder nachfolgen. Leicht hat er's wahrlich nicht; wenn er auch als Zweiter geht und von oben gut gesichert ist, so muß er doch den Rucksack tragen und die von mir eingehängten Karabiner mitnehmen, was wiederum größte Aufmerksamkeit erfordert, denn die Haken, in denen sie hängen, stecken sehr tief in den Rissen. Aber er löst diese Aufgabe mit bewundernswerter Ruhe und Geschicklichkeit. Für seine 17 Jahre wirklich keine geringe Leistung!

Dann stehen wir eng zusammengedrängt in der Nische: Unter uns Luft, über uns das wenig vorspringende Dach der Nische. Ein dreifingerbreiter Riß führt hindurch. Rechts die glatte Platte. Der Riß bietet die einzige Möglichkeit weiterzukommen. Er war die letzte harte Nuß, die wir zu knacken hatten. Nach fünf Metern knickt er ganz unvermittelt nach rechts und ich stehe vor der eigenartigsten Kletterstelle, die mir auf allen meinen Felsfahrten je unterkam. Nach unten und oben senkrecht und vollkommen glatt schießt die erwähnte Riesenplatte auf. Der geknickte Riß teilt sie etwa 60 Meter über dem Grasband in zwei Seile. Linke Hand und linken Fuß im Riß, der übrige Körper hängt über dem Abgrund, so schiebe ich mich langsam vorwärts. Immer mehr drängt der Fels nach auswärts, immer unsicherer wird die Gleichgewichtslage. Dann geht es so nicht mehr weiter. Beide Hände fassen einen glücklicherweise vorhandenen Griff. Der Körper fällt aus dem Riß und hängt nur von den Händen gehalten an der glatten Platte. Ich möchte einmal von unten zusehen können; es muß ein grausig schöner Anblick sein, jemanden da hinüberhängeln zu sehen.

Wenige Meter sind noch bis zur Kante, dann haben wir gewonnen. Leichte Felsen, Rinnen und Kaminchen mit kleinen Überhängen leiten jenseits der Kante zum lichtumflossenen Grat und Gipfel. Es ist 11 Uhr.

Bruderhände vereinigen sich, ein frohes Heil geht von Mund zu Mund und die Augenpaare von zwei glücklichen Menschen leuchten auf im Gefühl der Freude über den gemeinsam errungenen Sieg.

Lange sitzen wir am Gipfel. Wir schauen hinaus, wo in verschwimmender Ferne die liebliche Fläche des Chiemsees heraufschimmert zu unserer schwer erkämpften Hochwarte. Dann wieder klettert der Blick an den finstern Ost-

abstürzen des Kirchls hinunter in das Duster des Schneeloches. Erinnerungen werden in mir wach an eine Felsfahrt, die mich das erstmal hinaufführte in seine von dräuenden Wänden gehütete Einsamkeit.

Zwei Stunden sind uns so im Schauen und Vergessen nur allzu schnell vergangen. Auf der Herr'schen Route erreichen wir das Geröll des Kares wieder und mit weiten tollen Sprüngen fahren wir zu Tal. Am Einstieg holen wir die zurückgelassenen Schuhe. Nochmals suchen unsere Augen den Weg, den wir heute gegangen. 4 Uhr ist es, als wir wieder vor der Hütte stehen. Eine kurze Rast, um uns zu stärken, dann beginnt der Heimweg.

Während wir schweigend im Dämmerlicht das Kaisertal hinauswandern und Zinne um Zinne der stolzen Gipfel hinter uns verschwindet, sind unsere Gedanken immer noch in der Wand. Erst das sonntägliche Treiben in Ruffstein reißt uns aus unseren Träumen. Wir müssen Abschied nehmen von einem Erlebnis, das in seiner wundervollen Einmaligkeit sieghaft aus dem Grau des Alltags leuchtet.

Erste Überschreitung der sieben Vajolettürme

Von Georg Sixt, Ruffstein

Im Sommer 1911 erhielt ich in meinem damaligen Domizil Salzburg eine Einladung des bekannten Meisterführers G. P. Piaz zu Turen im Rosengartengebiet. Als Standort war die Vajoletthütte ausersehen. Wer war froher als ich! Ging doch mein Herzenswunsch, die mir bis dahin unerreichbaren Dolomiten endlich kennen zu lernen, in Erfüllung. Durch Turen in den Berchtesgadener Alpen — wenige Tage vorher hatte ich meine Kräfte erst an der berühmten Bartholomäuswand des großen und an der Südwestwand des kleinen Wasmann gemessen — war ich gut in Form und vergnügt fuhr ich mit schwerbeladenem Rucksack nach Bozen. Zum erstenmal wuchsen im Abendrot die schlanken Zinnen des Rosengartens vor mir auf und der Anblick der unwahrscheinlich kühnen Zacken und Grate ließ mein Kletterherz höher schlagen. Von Blumau aus wollte ich andern Tags über Thiers die Kölner Hütte erreichen; aber mein lästiger Weggenosse, der mächtige Rucksack verlangsamte mein Tempo derart, daß ich unterwegs nächtliche Zuflucht in einer Heuhütte nehmen mußte. Dies hatte allerdings neben der Billigkeit den Vorzug, daß der nächste Morgen weit früher für mich anhub, als es auf der Hütte mit ihren weichen Lagern der Fall gewesen wäre.

Nachmittags stand ich auf dem Santnerpaß und durfte nun die Riesen von Vajolet aus nächster Nähe bestaunen. Um besseren Überblick zu bekommen, holte ich die weichen Manchonschuhe aus dem Schnerfer und turnte über den leichten gutgriffigen Fels zur Rosengartenspitze, meinem ersten Dolomitgipfel empor. Herrlich war die Rast dort oben: Über meinem Haupt der klare tiefblaue Himmel dieses wundervollen Sommers, rings um mich, so weit das Auge reichte, abenteuerliche Risse und zersägte Gratrippen, dahinter fremd und lockend weißgepanzerte Eisriesen, deren Fuß sich im Abenddunst der schattigen Täler verlor. Froh und licht hieß mich die neue Wunderwelt willkommen und ebenso fröhlich war auch die herzliche Begrüßung, die mir bei Einbruch der Nacht von Meister Piaz auf der Hütte zuteil wurde.

Nun begann ein lustiges, kletterfrohes Gipfelsammeln im ganzen Hüttengebiet. Aber auch Turen im weiseren Umkreis wurden nicht verschmäht und die Marmolata-Südwand zählte zu meinen interessantesten Bergfahrten dieser herrlichen Zeit.

Wenn auch heute weit schwierigere Routen begangen werden, so läßt sich doch feststellen, daß die vor dem Weltkrieg erschlossenen Felsfahrten keineswegs zu verachten sind, ja, daß die Vervollkommnung und mögliche Höchstgrenze des Kletterns eigentlich schon in den Jahren 1908 bis 1914 erreicht wurde. Wenn auch 20 Jahre inzwischen verstrichen sind, so zählt doch der Name eines Paul Preuß noch heute mit zu den besten und ich hatte 1911 reichlich Gelegenheit, seine prachtvolle Technik im Fels, die er ohne künstliche Hilfsmittel anwandte, zu bewundern. Der damals so heftig tobende Streit um diese Schuß- und Trußwaffen des Bergsteigers ist inzwischen längst verstummt. Die wenigen noch übrig gebliebenen Probleme, die der Jugend Gelegenheit geben, frühere Leistungen zu übertreffen — ein Wunsch, der ja in jedem echten Kletterer schlummert, — lassen sich eben ohne Mauerhaken- und Seilmanöver nicht bewältigen.

Von den Bergen des näheren Umkreises hatte ich es natürlich auf die Bajolet-Türme besonders abgesehen, die ich öfters erkletterte. Kein Riß, keine Wandstelle blieb mir fremd. Ebenso durfte auch die berühmte Punta Emma nicht fehlen, deren überhängende Nordostwand ja unmittelbar vor der Hütte auftragte. Der, wenn auch kurze Durchstieg durch sie zählte damals zu den schwersten Kletterstellen, und es war mir eine freudige Genugtuung, eine Dame durch diese durchweg überhängenden Risse, die sicheres Können voraussetzen, glücklich emporzuführen und mich daraufhin in das, nur für die Ersteiger der Punta Emma-Nordostwand ausliegende „goldene Buch“ eintragen zu dürfen. Erst achtzehn dieser Fahrten, darunter dreizehn von Piaž ausgeführte, standen darin und man las Namen von Bedeutung wie Preuß, Fehrmann, Schaarschmidt und Schiezold, der die Wand erstmals im Abstieg bezwang. Leider stürzte einige Tage später ein junger Berliner, der die Tur wohl unterschätzt hatte, vor unsern Augen tödlich ab. Mein Versuch, ihn noch zu retten, kam wenige Minuten zu spät.

Unter Piaž' Führung war es mir zusammen mit Schaarschmidt, einer Dame und zwei andern Herren auch vergönnt, die Erstersteigung eines schwierigen Zackens in der Larsecgruppe zu erleben, der auf Piaž Vorschlag einstimmig Purtschellerturm gekauft wurde. Diese mit einem Bivak ohne Proviant und sonstigen Erlebnissen verbundene Fahrt ist mir noch lebhaft in Erinnerung; ich lernte dabei Piaž nicht nur als Kletterkünstler, sondern auch als wertvollen, ideal gesinnten Menschen kennen.

Wundervolle Wochen voll eifrigster alpiner Tätigkeit waren so vergangen, bis endlich mein Plan, die sieben Bajolet-Türme erstmalig zu überschreiten, reifte. Ein tüchtiger Begleiter war rasch gefunden, ein weiterer Helfer erklärte sich selbstlos bereit, das für die großen Abseilstellen in der Nordostwand

des Winklerturmes benötigte Seilmaterial am Fuße des Winklerrisses zu deponieren, und tatendurstigen Herzens zogen wir los.

In Kletterschuhen eilten wir morgens 7 Uhr das kleine Steiglein durchs „Garfl“ empor, begleitet vom munteren Gemurmel des hurtigen Bächleins, das uns wohlvertraut in den Ohren klang. Dann packten wir, ohne zu zögern, den Piažturm an seiner Südkante an. Der lustige Weg mit seinem eindrucksvollen Blick ins düstere Purgametschtal erforderte sorgsamste Technik. Den Abstieg wählten wir in freier Kletterei, ohne uns abzuseilen, über die ausgebauchte Nordkante.

Nun rückten wir dem Delagoturm zu Leibe und gewannen in den anstrengenden Kaminen rasch an Höhe. Eine Wandstufe wäre mir vor einigen Tagen beinahe zum Verhängnis geworden. Ich führte damals eine Dame hinauf, die dem Sichern des Ersten durch das Seil keinen Geschmack abgewinnen konnte. Im Gegenteil, sie setzte sich, während ich ahnungslos vor-austurnte, behaglich auf die gerollten Seilschlingen. Möglicherweise erhielt ich einen Ruck, der mich hilflos mit beiden Händen in der Luft herumfuchteln ließ und nur durch eine geistesgegenwärtige Wendung gelang es mir, im letzten Augenblick noch einen rettenden Griff zu ergreifen.

Der feste und sonnendurchwärmte Fels erhöhte unsere Freude am Emporklimmen und beschleunigte unser Tempo, das trotzdem keinen Gedanken an ein leichtsinniges Wetteklettern aufkommen ließ. Bald lag der Gipfel zu unsern Füßen und lud zu kurzer Umschau. Auch von hier wirkt besonders beklemmend der grausige Blick in die Tiefe des fast senkrecht unter uns liegenden Purgametschtales.

Um Zeit zu sparen, seilten wir uns gleich neben dem Pichlriß in die Scharte ab. Hier hatte ich einmal Piaž bei diesem Manöver beobachtet, aber es war mir unmöglich, festzustellen, wie er es eigentlich machte, denn er fuhr wie ein geölter Bliß zur Tiefe. Ohne weiteren Aufenthalt querten wir in die Südwand des Stabeler und erreichten über eine kurze, kleingriffige Wandstufe den dritten Gipfel des Tages. Eine kleine Stärkung und das Eintragen der Daten nahm wenig Zeit in Anspruch und bald darauf schon standen wir in der Scharte zwischen Stabeler und Winklerturm, der mit seinen glatten, unnahbaren Flanken die Hauptaufgabe unserer Tur bedeutete.

Nach einem weiten Spreizschritt von einem Berg zum andern — so eng schieben sich hier die Wände zusammen — greifen wir den plattigen Überhang an, der zum obersten Band führt. Sorgsam tastend ziehen die Fingerspitzen den Körper an winzigen und spärlichen Griffen hoch, während der Fuß oftmals vergeblich nach einem Halt sucht. Vom Band aus haben wir auf der üblichen Route nur wenige Meter bis zur Spitze. Hier halten wir längere

Rast, denn der lustige Abstieg in die Scharte zum Ostturm erfordert die volle Bereitschaft der Muskeln und Nerven. Es ist in der Tat ein abenteuerliches Stück Weges, das vor uns liegt. Nicht senkrecht, sondern weit überhängend schießt die glatte Bergflanke in einer einzigen ununterbrochenen Flucht zu Tal. Hier schlägt das Herz des Kletterers höher im Genuß freien Schwebens in einer Exponiertheit, die nicht mehr zu überbieten ist. Wer sich aber nicht völlig Herr seiner Körper- und Nervenkräfte fühlt, tritt schauernd beim Anblick der höllischen Tiefe zurück.

Das bisher von uns benützte 30 Meterseil reicht für diesen ungewöhnlichen Abstieg keineswegs; mindestens 100 Meter sind nötig, wenn man sich und seinen Begleiter genügend sichern will. Ich mußte also erst einmal die beiden Reserve-seile holen, die am Beginn des Winklerrisses von Freundeshand deponiert lagen. Aber diese Extratur, die mich dreiviertel des Berges auf der gewöhnlichen Route hinunterführt, hält mich nicht allzu lange auf. Bald stehe ich wieder bei meinem Begleiter und wir rüsten uns zu dem ersten Unternehmen.

Eine Querung in die Ostflanke bringt uns zum ersten dort befestigten Ringhafen. 35 Meter hoch ist diese erste und zugleich lustigste Abseilstelle. Man kann nicht feststellen, wohin die Fahrt geht und wo die Landung erfolgen wird. Luft, wieder Luft und in schwindelnder Tiefe das Kar. Zwei Seile werden aneinander geknüpft, durch den Ring des Mauerhafens gezogen und in weitem Bogen fliegen die Enden in die Tiefe. Im Doppelschenkelsitz, die Schnelligkeit des Gleitens durch den Reibungswiderstand der Seile regulierend, gleitet mein Gefährte unter sorgsamster Sicherung abwärts. Sein schwebender Körper pendelt leicht hin und her im Aufwind, der von der Scharte heraufweht. Schließlich verschwindet er aus meinem Blickfeld und schwingt sich unter einem Wulst auf einen Stand, der seinem Körper genügend Platz bietet.

Nun ist die Reihe an mir! Bevor ich Kletter-schluß nehme, prüfe ich nochmals sorgfältig alles Material, rüttle am Haken und schiebe die Knoten zu-recht, damit sich die Seile beim Einziehen nicht verhängen; denn einmal in Fahrt, gibt es für mich kein Zurück mehr. Wohlbehalten gleite ich abwärts, obgleich ich die Reibung und nicht zuletzt das Gewicht der drei an meinem Körper zerrenden Seilenden unangenehm verspüre. Nach etwa 30 Metern sehe ich unter meinen Füßen das schmale Band, das nach rechts zur zweiten Abseilstelle führt. Um es jedoch zu erreichen, muß ich mich an die hier stark einwärts geschweifte Wand schwingen, was nur durch wiederholtes Pendeln möglich ist. Mein Begleiter unterstützt mich mit dem Sicherungsseil so gut es geht, obwohl er den Manövern, die ich ausführen muß, mit dem Blick

nicht folgen kann. So kommt es, daß ich mich karussellartig, immer wieder von der rettenden Mauer wegfiegend, mehrmals um meine eigene Achse drehe. Schon leicht schwindlig gelingt es mir schließlich doch, einen Griff zu fassen und auf dem Band festen Fuß zu fassen. Aber die Arbeit dieser ersten Stelle ist noch nicht zu Ende! Gilt es doch meinen Begleiter, der 5 Meter unter mir steht, frei am Seil über einen unkletterbaren Überhang zu mir herauf-zulassen, was keine geringe Kraftanstrengung bedeutet. Jetzt steht er bei mir; die Seile werden eingeholt und nach kurzem Queren am zweiten Haken durchgezogen, wo sich das lustige Spiel wiederholt. Die weiteren Abseilstellen sind kürzer, der Körper hat Reibung mit dem Fels und der Eindruck des freien Fluges wird etwas abgeschwächt. Trotzdem bezwingen wir diese unvergleichliche Wand, ohne jemals mehr als nur ein paar Schritte klettern zu können. Diesen außergewöhnlichen Abstieg eröffnet zu haben, der nicht nur große Körperkraft, sondern auch ungewöhnlichen Wagemut erfordert, weil er ein Umkehren nicht zuläßt, war ein Meisterstück von Pia!

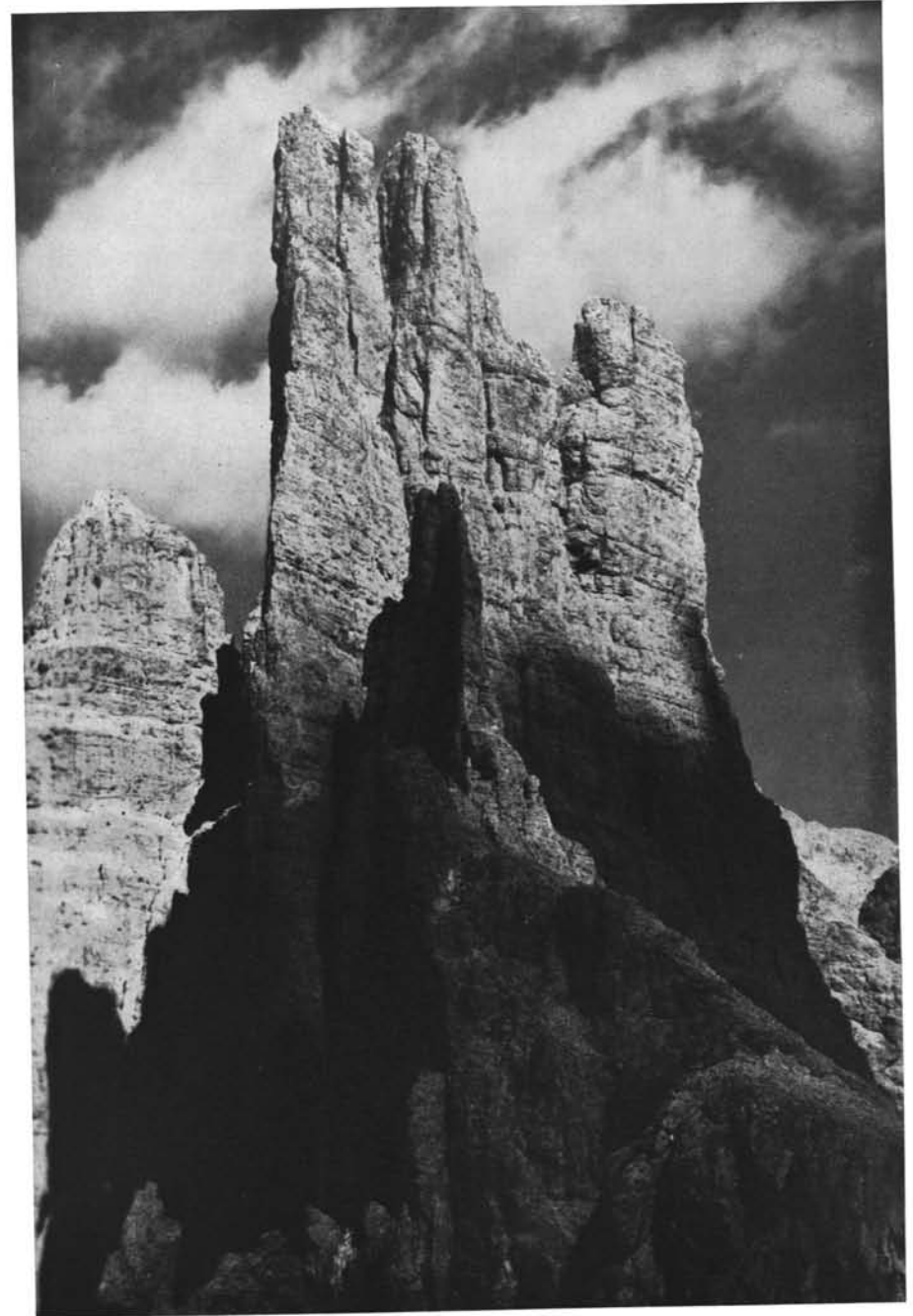
Wenn uns auch das mannigfache Erleben des Abseilens viel Freude bereitete, so waren wir schließlich doch wieder froh, auf sicherem Fels in der Scharte stehen zu können. Hier begann ja für uns reine Genußkletterei, die keinerlei Schwierigkeiten mehr bot. Die drei nördlichen Türme sind leichter, aber doch in ihrer Art recht abwechslungsreich. Besonders der Ostturm hat lohnende Aufstiege und der Piaziß oder der Mina-Preußkamin stehen den schwersten Kletterstellen der südlichen Türme kaum nach. Der Südwestweg auf den Hauptturm war mir noch unbekannt; doch hatte ich vor einigen Tagen den hervorragenden Dolomitenkletterer Jori aus Alba vom Stabelerturm aus auf dieser Route verfolgen können. Es war ein Gefühl höchster Nerven-spannung, zu sehen, wie sich der Körper in sicheren geschmeidigen Bewegungen langsam an der von meinem Standpunkt aus ungangbar scheinenden Wand aufwärts hob. Man hat ja nur selten Gelegenheit aus so kurzer Entfernung einen Menschen im Kampf mit derartigen Schwierigkeiten beobachten zu können.

Beschwingt und siegesfroh steuern wir zum Einstieg des Ostturmes, dessen senkrechter, aber gut gestufter Fels uns rasch zur Höhe trägt. Auch der Hauptturm und schließlich der siebente Gipfel von Bajolet fällt unserm Auftrieb in unglaublich kurzer Zeit zum Opfer. Es war wohl die Freude über die so wohl-gelungene Bergfahrt, die uns immer schneller und lustvoller über die Felsen stürmen ließ und das fortwährende Auf und Ab des Weges zu reinem Genuß steigerte.

Müde und faul halten wir am Ziel unserer Arbeit eine lange Gipfelrast und werden reich belohnt für unsere Mühe durch die wundervolle klare Sicht.

Nochmals verfolgen wir an den südlichen Türmen die einzelnen Phasen unseres Weges und lassen in genießerischer Ruhe den Blick weiterschweifen über das Rund der Zacken und Kämme. Weiß glitzert das schneeige Hermelinsgewand der Marmolata herüber. Duster wuchet im Süden der Felsbau des Simone und in nächster Umgebung wimmelt das Gewirr der Riffe von Larfec.

Das Gefühl vollbrachter Leistung, das langsame Abklingen jeglicher Nervenspannung macht diese letzte Rast so angenehm. Beschaulich grüßen wir abschiednehmend nochmals alle die nun so wohlvertrauten Berggestalten. Wer weiß, wann unser Weg uns wieder zu ihnen führen wird! Im Herzen tragen wir ein Empfinden des Dankes für das Erlebnis, das sie uns boten. Nicht die Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Formen zog uns ja allein hinauf zu ihren Gipfeln! Freude am Kampf, Begierde Unmögliches zu zwingen, die Kraft des Körpers und Geistes zu erproben am würdigen Gegner, das ist die ewig schwingende Grundmelodie, die uns hinauslockt in die einsamsten Winkel der Höhe. Hier, wo der Mensch ganz allein auf sich selbst, sein Können und seinen Mut gestellt ist, wo er sein Schicksal in beiden Händen wägt, erwacht auch die Freude am Dasein, die Lust, sich frei und ungefesselt regen zu dürfen, sich eins zu fühlen mit der Erde, aus der er kam, zu gesteigertem Maß. Randvoll seligsten Genießens steigen wir dann wieder zu Tal und empfangen als harmonischen Ausklang, als wohlthuende Entspannung die sanfte Umarmung der grünenden Matten und rauschenden Wälder. Wir fühlen den Wert der Tat sich einen mit der Lust am Besitz des Lebens, das uns Freuden schenkt, die andern ewig fremd und unbekannt bleiben.



Bajelet-Türme

Totenkirchl (Direkte Westwand)

(II. Ersteigung)

Von Georg Sixt

Wer je das Kaisertal durchwandert oder gar den Fuß auf seine bleichen starren Kalkmauern mit den ungeheuren Wandfluchten gesetzt hat, dem wird der Felskoloß des sagenumwobenen Totenkirchls, der wie ein grimmiger Wächter den Talschluß hütet, unvergeßlich eindrucksvoll bleiben. Kein Wunder, daß sich jeder Bergsteiger danach sehnt, wenigstens einmal diese grausigen Plattenschüsse, die den Kletterer mit magischer Gewalt anziehen, durchstiegen zu haben. Wohl kein Berg der Alpen ist so vielseitig gegliedert; auf keinen Gipfel der Welt führen wie beim Totenkirchl mehr denn fünfzig verschiedene Anstiege aller Schwierigkeitsgrade. So ist es begreiflich, daß diese geheimnisvolle Felsenburg schon frühzeitig alle Alpinisten von Rang und Namen zu sich lockte. War es doch besonders die uneinnehmbar scheinende Westflanke, deren glatte, zum Teil überhängende Mauer Blick und Wunsch anzog.

Schon der bekannte Dolomitenführer Piazz hatte sich im Jahre 1908 an diesem Problem gemessen, indem er die Wand bis zur zweiten Terrasse etwa 100 Meter nördlich der Gipfelfalllinie bezwang. Aber erst ein Jahr vor dem Weltkrieg legten Hans Dülfer und Willy von Redwitz die ideale direkt zum Gipfel führende Route und schlossen zugleich mit diesem unvergleichlich kühnen Durchstieg die Ersteigungsgeschichte des Berges bis auf einige unbedeutende Varianten ab.

Der Weltkrieg hatte unsere kletterfrohe Tätigkeit jäh unterbrochen und wir Bergsteiger, die wir in neu zusammengestellten Formationen als Schiläufer, Jäger beim Alpenkorps und nicht zuletzt als Gebirgsartilleristen fürs Vaterland unsern Mann stellten, durften nur insgeheim von der Erinnerung an frühere Fahrten zehren. Man weiß, in welcher hervorragender Weise sich gerade die strapazengewohnten Alpentruppen in den blutigsten Schlachten auszeichneten, wie ihre Verwegenheit und ihr Draufgängertum nicht nur an der Südfront, sondern auch im Herzenkessel von Verdun und überall sonst, wo es heiß herging, eingesetzt wurden. Ja, wir mußten unsere kriegerische Tätigkeit bis in ferne Länder erstrecken und so kam ich mit der Gebirgskanonenbatterie 10 nach erfolgreichem Vormarsch durch Rumänien nach Mazedonien. Bei der unerwarteten Frontaufrollung im Herbst 1918 wurden wir als Nachhut eingesetzt und mußten, da die eigentliche Rückzugstraße vom Feind bereits

besezt war, den Weg nach der Heimat in abenteuerlichster Weise quer durch Albanien und Montenegro nehmen.

Wie eine große Expedition zogen wir mit vielen Tragtieren auf schmalen Saumpfaden durch enge Täler und Schluchten, saßen nachts an Lagerfeuern und plauderten beim Anblick der nordalbanischen Alpen über Bergsteigen und Schilaulen. Wohl hatten wir alle dies Zigeunerleben allmählich satt und sehnten uns nach den Annehmlichkeiten des geregelten bürgerlichen Daseins. Und doch — hätten wir nur etwas Zeit gehabt, so würden die meisten von uns Alpinisten keinen Augenblick gezögert haben, diesen stolzen fremden Zinnen ihren Besuch abzustatten, die gleich den Kaiserbergen unnahbar in den Aether ragten und Erinnerungen an frühere Bergerlebnisse wachriefen.

Freilich, was hätten wir abgekämpft, müden und von mannigfachen Verwundungen geschwächten Menschen damals noch Großes leisten können? Zweifelte doch mancher von uns mit Recht daran, ob er je wieder seinen Weg durch senkrechte Felswand oder glitzernde Eishänge in froher Höhenlust nehmen dürfe. Wie schmerzlich war für die Kriegsoffer, die dem Schlachtengott ihre gesunden Gliedmaßen zum Pfand lassen mußten, der Gedanke, für immer auf jene lichten, sonnenüberstrahlten Höhen verzichten zu müssen. Und doch raffte sich die unzählbare Energie mancher dieser Armsten noch auf zu kühnen Taten. Haben wir es doch erlebt, daß selbst Prothesen mutige Bergfahrer nicht hinderten, unglaublich scheinende Gipselfahrten durchzuführen. Jedenfalls war der echte Bergsteigergeist auch durch den Krieg nicht verschüttet worden; im Gegenteil, er lebte bald stärker als je zuvor wieder auf. Und eine tatensfrohe Jugend, gestählt in den Bergen der Heimat, trug deutschen Geist und deutsche Willenskraft in fremde Länder und auf die höchsten Gipfel der Welt.

Auch ich suchte die schweren seelischen Eindrücke, die der unglückliche Ausgang des Krieges in mir hinterlassen hatte, dadurch zu überwinden, daß ich zur Natur meine Zuflucht nahm. Aus diesem Grunde verband ich mich mit meinem Freund Baernrieder, um gemeinsam mit ihm und seiner Gattin mein Lieblingsgebiet, das Kaisergebirge aufzusuchen. Leider hatten die bitteren Folgen der Nachkriegszeit durch strenge Verbote, wie auch heute wieder, die beiden Bruderländer getrennt und so war es uns erst nach einigen erfolglosen Versuchen vergönnt, unter dem Schutze sicherer Dokumente, die uns einen dreimonatigen Aufenthalt gewährten, die Grenze bei Ruffstein zu überschreiten.

Bepackt wie Tragtiere wanderten wir den herrlichen Saumpfad ins Kaisertal, dessen sonst von fröhlichem Treiben wimmelnde Höfe öd und menschenleer lagen. Naturgemäß standen die ersten Fahrten noch unter dem Druck der fünf-

jährigen Pause. Aber mit der zunehmenden Gipfelzahl wuchs auch wieder das Vertrauen zum Fels. Die Umrahmung des Schneeloches zu Dritt in knapp 5 Stunden ließ erkennen, daß wir wieder in Form kamen. Auch die Predigtstuhl-Nordkante und der prächtige Kopfstörlgrat auf die Ellmauer Halt durften im Programm nicht fehlen. Von den Türmen des letzteren aus hat man einen besonders günstigen Einblick in die Westwand des Totenkirchls, der unser immer noch unerfülltes Sehnen galt.

Freund Baernrieder, mein Begleiter auf allen übrigen Gipselfahrten im Kaiser, hatte jedoch wegen einer schweren Kriegsverletzung am Kopf Bedenken, sich an eine derart extreme Unternehmung zu wagen und so stand ich ohne Gefährten da. Für diese damals anerkannt schwerste Felssturz der Alpen einen geeigneten Mann zu finden, dem sich unbedingt vertrauen ließ, war ein Problem, das mir einiges Nachdenken verursachte. Schließlich erinnerte ich mich an Karl Mächner aus Innsbruck, einen prächtigen und berggewandten Kameraden, dessen Fähigkeiten ich bereits im Jahre 1912 an den vereisten Kaminen der Vajolet-Türme und bei manch anderm erlebnisreichen Berggang, auch unter ungünstigsten Verhältnissen, kennen und schätzen gelernt hatte.

In meiner Erinnerung wachten die mit ihm verbrachten schönen Stunden auf und aus dieser Stimmung heraus schrieb ich kurz: „Totenkirchl Westwand direkt! Wenn Du Lust hast, komme schnellstens!“ Und Mächner kam voll Begeisterung für die schöne Felsfahrt.

Leider hatten wir in der Freude des Wiedersehens einer Tatsache wenig Beachtung geschenkt, die uns später beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Auch Mächner war schwer kriegsverletzt. Ein seitlicher Handdurchschuß hatte seine Finger verkrümmt, doch war nach seiner Versicherung diese Verwundung beim Klettern nie hindernd in Erscheinung getreten.

Mit größter Sorgfalt wurde die Ausrüstung zusammengestellt und ohne Zeit zu verlieren begaben wir uns, die augenblickliche günstige Wetterlage ausnützend, ans Werk. Ein glockenreiner Augustmorgen zog herauf, als wir vom Stripfenjoch, unserm Standquartier, die Serpentina zum Neustadler Holzschlag hinabeilten. Ein schmales Steiglein führt von hier unter der Westwand des Totenkirchls entlang in den „Hohen Winkel“. Am Einstieg des Piazweges, der mich schon öfters zum Gipfel geleitet hatte, vorbei erreichten wir bald den Lawinenkegel unter der Winklerschlucht. Hier ließen wir Freund Baernrieder und meinem Bruder Carl, die uns begleitet hatten, die Nagelstiefel zurück und begannen den Einstieg.

Die Morgen Sonne vergoldete schon die Gipfel der umliegenden Berge, als wir stemmend und spreizend die Felsen der Winklerschlucht aufwärtsstrebten,

bis wir endlich nach links in die Wand direkt bis unter die Gipfelfalllinie hineinqueren konnten. Steile Rinnen führen zum ersten Hindernis, dem sehr brüchigen 17 Meterriß, der vorsichtiges, sauberes Gehen verlangt. Der nachfolgende kurze, aber griffarme Quergang brachte uns gleich zu Beginn die gewünschte Abwechslung. Auch der hinter dem Quergang ansetzende Pfeiler forderte äußerst vorsichtige Behandlung, bot jedoch den Vorteil, daß wir auf ihm rasch an Höhe gewannen. Auf dem Pfeilerkopf stehend hatten wir die Schlüsselstelle der Tur erreicht und beschauten unsere Wand, die sich abschreckend und in gewaltigen glatten Überhängen zum Gipfel bauchte.

Dülfer hatte seinerzeit zuerst einen direkten Durchstieg durch diese Plattenflucht gesucht und war auch einige Meter hoch gekommen, wie ein Mauerhaken bewies, der unter einer hohlklingenden Platte steckte. Dieser schien aber so wenig vertrauenerweckend, daß ich einen andern Ausweg weiter nach links hin suchte. Erst nach einer halben Stunde war ich mir über den Weiterweg klar, der uns mit schrägem Abseilen auf den großen Quergang führte. Dorthin zu gelangen erwies sich von unserem Standpunkt aus als ungemein schwierig. Mein Vater und mein Bruder Carl gingen später diesen Quergang zum erstenmal von der Mitte des Pfeilers aus an, was nicht nur leichter, sondern auch weniger zeitraubend ist.

Ich zog das mitgeführte Reserveseil durch einen Haken und seilte mich in schräger Richtung etwa sieben Meter weit ab. Zu Beginn des Quergangs fand ich Stand, zog das Sicherungsseil durch den Karabiner eines zweiten dort befindlichen Hakens und gab meinem Begleiter das Zeichen zum Nachkommen. Lichner trat ohne Zögern die lustige Fahrt an. Gewohnheitsmäßig verwendete er den früher gebräuchlichen Turnerkletterluß, der unter den Münchner Bergsteigern neuerer Richtung längst nicht mehr üblich war, denn die moderne Schenkelsitztechnik ist wesentlich sicherer. Ich dachte nicht im geringsten an eine bevorstehende Gefahr und schaute dem Abseilmanöver meines Freundes mit Interesse zu. Plötzlich jedoch sah ich ihn blitzartig abwärts gleiten — ein Ruck — der Haken bog sich abwärts, bis die Ringöse am Fels aufstand. — Abgestürzt! — Lichner hing am Sicherungsseil unterhalb meines Standplatzes, durch einen sich stark überwölbenden Wulst meiner Sicht entzogen.

Ich erfaßte sofort den Ernst der Lage und konzentrierte meine ganze Aufmerksamkeit auf den Sicherungshaken, von dessen Festigkeit unser Leben abhing. Die Situation war kritisch, ja verzweifelt zu nennen, denn es schien unmöglich, den 75 kg schweren Körper freihändig zu mir heraufzuziehen. Man sollte annehmen, daß in solch verhängnisvoller Lage kopflose Verwirrung den Menschen von Sinnen brächte, und daß Nerven und Muskeln unter dem ungeheuren Schock ihren Dienst restlos versagen müßten. Nichts von alledem war

der Fall! Eine fast übernatürliche Ruhe bemächtigte sich meiner. Eine Ruhe, die mir unter normalen Umständen fremd gewesen wäre. Diese Fassung, die ohne sein Zutun den erfahrenen Bergsteiger in schwierigen Momenten zu überkommen pflegt, führt solche Fälle auch meist zu glücklichem Ausgang.

Wenige Sekunden nur genügten für die Katastrophe und schon war mein ganzes Denken und Sinnen dabei, uns aus der Klemme wieder herauszubringen. Solange der Haken hielt, war noch nichts verloren! Ich rief meinen Freund an. Nach Augenblicken, die mich endlos dünkten, kam sein Ruf zurück: „Kannst mich noch halten?“ Hierüber vermochte ich ihn zu beruhigen, denn der Haken schien seine Aufgabe zu erfüllen und ich selbst hatte einen leidlichen Stand auf kleinen Tritten, die allerdings keine lebhafteren Bewegungen, wie sie zum Aufhissen eines so großen Gewichtes nötig gewesen wären, zuließen. Lichners Handflächen waren stark verbrannt; außerdem hing er frei in der Luft, ohne die Wand berühren zu können, so daß eine tätige Mithilfe seinerseits ausgeschlossen schien.

Blitzschnell überlegte ich, denn jede Verzögerung kostete Kräfte. Es gab nur eine Möglichkeit, den schweren Körper heraufzubringen: ich ging in Hockstellung und schob die Schulter unter das gestraffte Seil. Dann richtete ich mich mühsam auf, sicherte die so gewonnenen wenigen Zentimeter und begann das mühselige Manöver von neuem. Da die einzuholende Seillänge etwa sieben Meter betrug, die Hubwirkung jedoch nur wenige Handbreiten ausmachte, so kann man sich vorstellen, welche ungeheure Kraftanstrengung nötig war, um den Freund wenigstens allmählich so an den Felsen zu bringen, daß er durch Ausnutzen der geringen Rauigkeiten sein Gewicht erleichterte. Nur das Bewußtsein, daß es sich für uns um Leben und Tod handelte, verlieh mir übermenschliche Ausdauer und endlich — endlich stand mein Gefährte wieder neben mir in Sicherheit.

Sein Zustand war leider schlimmer als ich anfangs angenommen hatte. Beide Handflächen wiesen schwere Verbrennungen auf, die nur die Fingerspitzen intakt gelassen hatten. Außerdem klagte er über leichte Prellungen in den Fußgelenken und seine Nerven waren durch den ausgestandenen Schrecken keineswegs in bester Verfassung. Zum erstenmal seit langem hatte seine durchschossene Hand den Dienst versagt und naturgemäß war nun Lichners Vertrauen auf seine weitere Kletterfähigkeit erschüttert.

Wir hielten Kriegsrat, was zu tun sei. Es mag verwunderlich klingen, aber beide entschlossen wir uns ohne weiteres zur Fortsetzung der Tur. Die Gründe lagen auf der Hand. Die zurückgelegte Wegstrecke erforderte im Abstieg mindestens ebensoviel Energie und Zeitaufwand wie der weitere Aufstieg, zumal uns zum Abseilen nicht genügend Material zur Verfügung stand. Ein Rück-

zug wirkt überdies unter allen Umständen deprimierend. Ein Bivak mußte, da uns der Zwischenfall viel Zeit gekostet hatte, in beiden Fällen in Rechnung gestellt werden.

Also vorwärts! Trotzdem ich durch die stundenlange Hubarbeit überanstrengt war, gönnte ich mir keinen Augenblick Ruhe, sondern nahm unverzüglich die nun folgende schwerste Stelle der ganzen Tour in Angriff. Der wenig Kraft verbrauchende, nur technisch schwierige Quergang lag schnell hinter mir und auch den anspruchsvollen Überhang zur Nase konnte ich, trotz seiner winzigen und für meine Größe zu weit auseinanderliegenden Haltepunkte, im ersten Anlauf bewältigen. Von gutem Stand sicherte ich meinen Gefährten, der mit bewundernswürdigem Energieaufwand trotz seiner Schmerzen die äußerst schwierige Stelle überwand.

Die folgenden, immer an der Grenze des Möglichen liegenden Wandstufen nahmen viel Zeit in Anspruch; besonders machte uns das Zickzackband zu schaffen, da hier in dem steilen und brüchigen Gelände die Gefahr des Auspendelns für meinen Begleiter nahe lag und die Sicherung äußerst problematisch schien. Weil Michner mit seinen verletzten Händen das Seil nicht mehr ordnungsmäßig bedienen konnte, wurde durch die lockeren Schlingen gerade in dem Moment ein größerer Block ins Rollen gebracht, als mir ein Griff der linken Hand ausgebrochen war und ich mit der rechten allein an der sehr griffarmen Stelle nur mühsam Halt fand. Zum Glück streifte der Block das Seil bloß und ich konnte den nicht allzu heftigen Ruck auffangen. Sonst wäre unser Schicksal besiegelt gewesen.

Schon lockte die nahe Schlucht und wir durften annehmen, dort einen bequemen Bivakplatz zu finden, der uns Abgekämpften Ruhe und Erholung bot. Aber die Dämmerung war schon hereingebrochen und unser Vordringen ein so langsames, daß uns der äußerst schwierige Quergang in die Schlucht ein unüberwindliches Halt gebot. So waren wir gezwungen, uns wehrlos den dunklen Gewalten der Nacht zu beugen und an denkbar ungeeigneter Stelle stehend den Morgen zu erwarten.

Hart unter unsern Füßen lag die ungewisse schwarze Tiefe und über die gegenüberliegenden Wände huschten gespenstische Schatten. Ringsum herrschte tiefes unheimliches Schweigen. Sogar das anheimelnde Rauschen der Bäche war verstummt. Nur ab und zu unterbrach der harte Schlag eines fallenden Steines die Stille, die sich mit übermächtiger Gewalt um unsere Herzen zu legen begann. Reglos standen wir beide, an unsere Mauerkanken gekettet und die Geschehnisse des Tages begannen schwer und düster an unserer Seele vorbeizuziehen. Noch stand uns Hartes bevor. Werden wir durchkommen? Sterne zogen auf und ihr kalter Glanz ließ die Übermacht einer grausamen Natur,

in deren Hände wir hilflos gegeben schienen, mit eherner Wucht auf unser Gemüt wirken. Langsam schlichen die langen Stunden. Wir hatten den wenigen Proviant, der uns die Kehlen noch mehr dörrte, fast apathisch hinabgewürgt und allmählich begann uns die Kälte zu schütteln. Aber unser exponierter Platz ließ uns keine Gelegenheit, durch Bewegung den Frost abzuwehren. Zitternd und frierend erwarteten wir den Morgen und mit ihm die wärmende Sonne. Aber längst war der Tag angebrochen und wir mußten unverrichteter Dinge die Zeit verstreichen lassen, denn unsere Körper schienen noch längst nicht geschmeidig genug, um den nun beginnenden 15 Meter langen und äußerst schwierigen Quergang wagen zu dürfen, der uns von der Gipfelschlucht trennte. Endlich fühlten wir das Blut wieder frischer durch die Adern rieseln; Kraft und Elastizität begannen zu erwachen. Schnell waren die wenigen Vorbereitungen getroffen und das Seil klar gemacht.

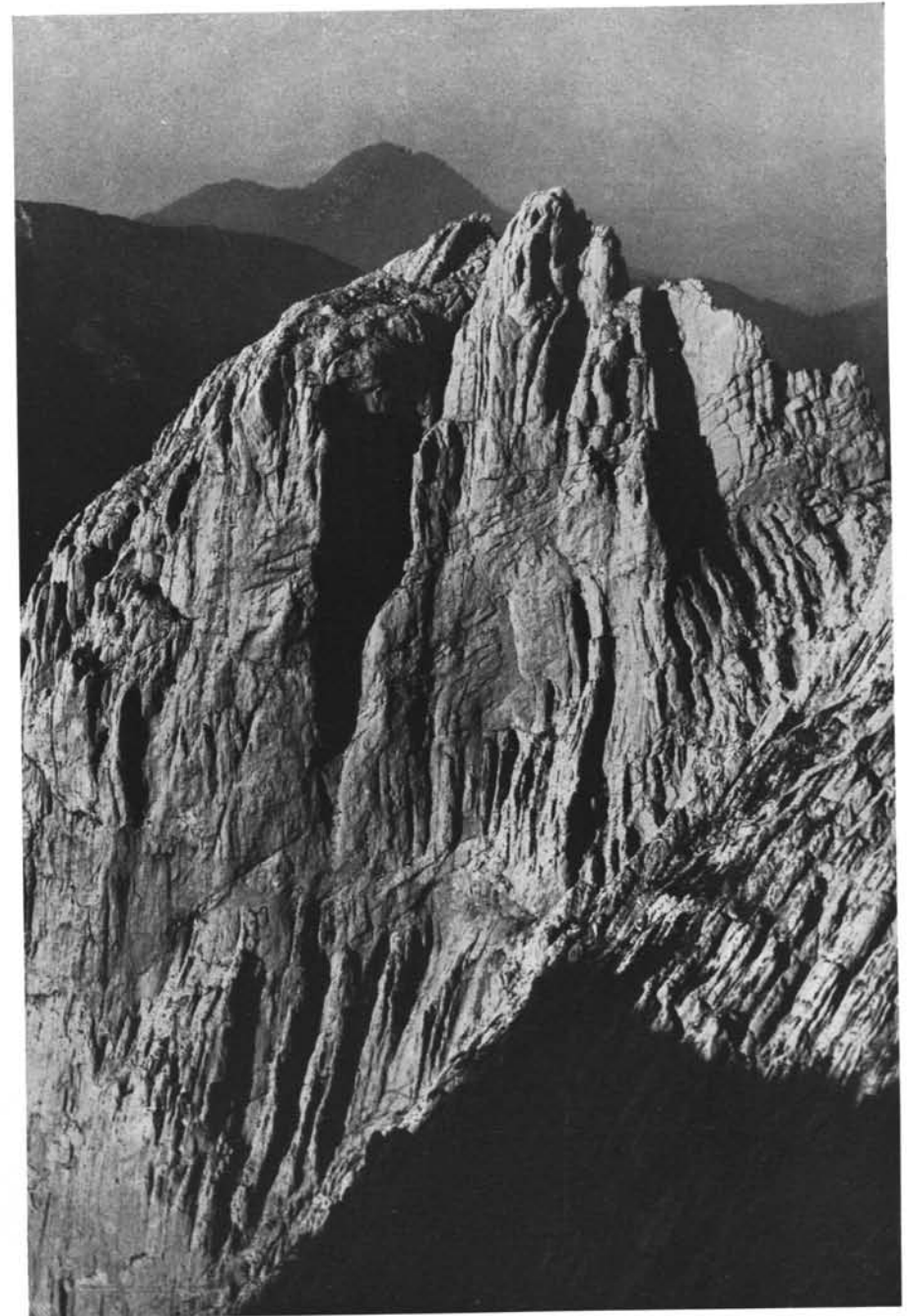
Ich schaute sehnsüchtig hinüber zur Schlucht, die gut gangbar schien und rascheres Emporkommen versprach. Jede Bewegung sorgfältig berechnend tastete ich mich Schritt für Schritt, auf winzigen Rauigkeiten Halt suchend, über die heikle Stelle. Ich brauchte nicht viel Kraft aufzuwenden, mußte jedoch alle Nerven zu vollster Konzentration zwingen. Endlich hatte ich den Haken am Eingang der Schlucht, die sich hier mit mehreren ungangbaren Unterbrechungen bis zum Gipfel hinaufzieht, erreicht. Nun hieß es, den Gefährten sicher herüberzulotsen. Wohl kann man einem schwachen Haken vertrauen, wenn man sich auf das sichere Gehen des Begleiters verlassen darf. In unserem Falle wagte ich es jedoch nicht, den Haken allein zu benutzen, sondern suchte im Grund der Schlucht nach besserem Halt. In dieser Tätigkeit wurde ich von einem jähen Ruck unterbrochen, dessen Gewalt ich Gottlob rechtzeitig begegnete. Ein neuer unliebsamer Zwischenfall war eingetreten. Michner war von dem glatten Fels abgerutscht und pendelte unter mir im Seil. Er hatte auf diese Weise den heiklen Quergang kurzerhand, wenn auch nicht schmerzlos umgangen. Glücklicherweise war mein Stand ausgezeichnet, das Gelände nicht überhängend und so konnte sich mein Freund unter Schultersicherung bald wieder zu mir heraufarbeiten. Natürlich war auch dieser Sturz nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Abgesehen von weiteren starken Hautabschürfungen und Prellungen machte sich jetzt eine seelische Depression bemerkbar, die im Augenblick ein Weitergehen ausgeschlossen erscheinen ließ. Michner hatte, als ich nach Stand suchte und ihn noch keineswegs zum Nachkommen auffordern konnte, wohl verwirrt durch die vorhergegangenen Erlebnisse, den Karabiner etwas zu früh ausgehakt und sich nur an der Hakenöse festgehalten. Hierbei mußte plötzlich wieder ein Fingerkrampf eingetreten sein oder die stark verletzten Handflächen hatten den Druck nicht ausgehalten.

Ich tröstete, so gut ich konnte, den niedergeschlagenen Freund, der sich bisher in so heroischer Weise durch alle Fährnisse durchgekämpft hatte, dessen Körper und Nerven nun aber den Aufregungen der beiden Stürze und den peinigen Schmerzen nachzugeben begannen. So bequem wie möglich bettete ich ihn auf dem Schluchtgrund und überließ ihn der Ruhe und notwendigen Entspannung, die allein die seelische Depression beheben konnten.

Inzwischen erkundete ich den Weiterweg, der mich angenehm überraschte. Der Fels begann sich zurückzulegen; im weiteren Verlauf zeigten sich Risse, die gute Sicherungsmöglichkeiten boten und rasches Vorwärtskommen gewährleisteten. Die Mittagsstunde war bereits verstrichen und die Zeit zu weit vorgeückt, als daß ich meinen Freund noch länger der dringend notwendigen Ruhe hätte überlassen dürfen. Ich trieb deshalb zum Aufbruch. Mit bewundernswerter Energie raffte sich mein Gefährte auf. Ich selbst war trotz der dauernden Anspannung noch gut in Form und bei erhöhter Achtsamkeit durften wir hoffen, den Gipfel noch heute zu erreichen.

Eine Strecke weit ging es gut empor. Dann kam jedoch ein bedenkliches Hindernis. Unter einer überhängenden Zone führte ein schwieriger Quergang zum Beginn der Ausstiegssriffe, die direkt zum Gipfel leiteten. Dieser Quergang mußte unter allen Umständen überwunden werden, bevor der weitere Aufstieg in der Senkrechten uns absolute Sicherheit gewährte. Eine gewisse Unruhe zwang mich beim Queren zu öfterem Umschauen. Ich beobachtete meinen Gefährten und prüfte den Verlauf des Seiles, denn ich durfte nicht hoffen, daß ein nochmaliger Sturz ebenso glücklich verlaufen würde.

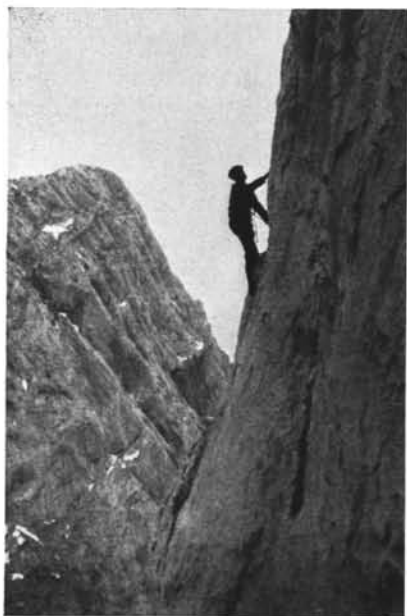
Gegen Ende des Quergangs war eine technisch sehr schwierige Stelle zu bewältigen, die das Auflegen beider Handflächen verlangte. Eine Möglichkeit des Umgehens gab es nicht. Ich hatte das Hindernis bereits überwunden und forderte Michner von gutem Stand aus auf, nachzukommen. Er riß sich auch trotz seiner Erschöpfung mutig zusammen und setzte zu dem gefährlichen Wagnis an, aber es blieb beim Versuch. Sein überanstrengter Körper versagte den Dienst; er konnte der Schwierigkeit nicht Herr werden. Es war wie ein Verhängnis. Ausgerechnet am letzten Hindernis mußten wir hängen bleiben! Dabei lag der Weiterweg klar und offen vor uns. Aber die senkrechten Risse die nun folgten, konnte ich ihm mit dem Seil leicht hinweghelfen. Ich versuchte alle Künste der Abberedung, warnte ihn vor den Gefahren eines nochmaligen Biwaks ohne Nahrung und Trank, den wir seit 18 Stunden hatten entbehren müssen, malte ihm die befreiende Nähe des Gipfels aus — umsonst! Es ging einfach nicht mehr. Er war am Ende seiner Kräfte. Ich wollte und konnte mich anfangs nicht überzeugen lassen, daß sein Zustand ein weiteres Vordringen unmöglich machte; aber die immer apathischer werdenden



Totenkirchl — Westwand



Toni Schmid
am großen Westwand-Quergang



In der Totenkirchls-Westwand

Antworten, die er auf mein Zureden gab, ließen mich schließlich doch den Ernst der Lage erkennen.

Was sollte geschehen? Eine rasche Entscheidung war notwendig. Wir mußten unter allen Umständen heute noch aus der Wand! Ich fixierte das Seil an einem Sicherungshaken und kletterte weiter, um in die Nähe des Gipfels zu gelangen. Stimmenklang verriet mir, daß mein Bruder Karl und Freund Baernrieder dort unser harrten. 40 Meter unter dem Ausstieg konnte ich eine Verständigung mit ihnen herbeiführen. Sie kletterten uns etwas entgegen, um unsere Lage feststellen zu können, was der Überhänge wegen jedoch unmöglich war. Ich hoffte, daß die Nähe von Freunden und eine gewisse moralische Einwirkung Michner über den toten Punkt hinweghelfen würde und bat die andern, uns das mitgebrachte Reserve-seil herabzuwerfen, was erst nach einigen vergeblichen Versuchen mittels eines daran gebundenen Steines gelang.

Schwer war es, Michner, dessen Energie vollständig geschwunden war, davon zu überzeugen, daß die Rettung nahe sei und das Hilfsseil ihm absolute Sicherheit gewähren würde. Obwohl dies keineswegs der Fall war, denn der Schutz gegen etwaiges Auspendeln war höchst problematisch, ließ sich Michner schließlich doch überreden, band sich an das zweite Seil und siehe da — in kürzester Frist hatte er seine Gewandtheit wieder erlangt und bewältigte das Hindernis mühelos. Die letzten Kaminstellen wurden ihm durch ein fixiertes Seil erleichtert und um 4 Uhr nachmittags standen wir im strahlenden Sonnenschein auf der Gipfelflatte. Was galten uns noch alle unerhörten Anstrengungen im Bewußtsein des errungenen Erfolges? Die Freude ließ Schwäche und Schmerzen vergessen und wir drückten uns froh bewegt die Hand.

Ich hegte vollste Bewunderung für meinen Freund, der unter diesen schwierigen und gefährlichen Umständen, die jeden andern zu kampfloser Ergebung und damit zu rettungslosem Untergang gezwungen haben würden, seinem schwerverletzten Körper die äußersten Energien abzurufen vermochte. Meine restlose Anerkennung ließ sein Auge leuchten und in rührender Bescheidenheit dankte mir sein Mund: „Sel, Schorschl, niz für ungut!“ Es lag ja außerhalb jeden menschlichen Ermessens, daß seine beschädigte Hand, die bisher die schwersten Bergfahrten bewältigt hatte, plötzlich so tückisch versagen würde.

Nach 37 Stunden erreichten wir glücklich, über die Schmidtrinne absteigend, deren leichte Felsen angenehme Erholung boten, die Hütte auf dem Stripsenjoch, wo meinem Freunde sorgfältige Pflege zuteil wurde.

Schwer war der Kampf; umso heller strahlte der Sieg in uns, dessen hartes Erleben als tiefster Eindruck all meiner Fahrten in meinem Herzen bleibt.

In den Tannheimer Bergen

Erste Begehung des Nordwandrisses der Gehrenspitze

Von Walter Stöber, Pforzheim

Sommertage in den Tannheimer Bergen, Tage des Glücks und der Freude, Tage des Kampfes und der Entbehrung, Tage des Friedens. Viele Jahre liegen sie nun schon zurück; manch großes Erleben füllt die Zwischenzeit. Doch ewig unauslöschlich sind sie im Gedächtnis eingegraben, jene Sommertage 1928, in denen wir die ersten Schritte wagten ins Neuland der Berge, in denen wir zum ersten Male in die letzten Geheimnisse des Hochgebirges einzudringen versuchten. Wie oft führt mich die sehnsuchtsheißige Erinnerung zurück in die Felsenwelt der Tannheimer Berge. Erschauernd fühle ich wieder das Erleben längst vergangener Stunden, rascher jagen die Pulse, und vor meinem Auge stehen mit lotrechten Wänden gepanzerte Berge, zerackte Grate schwingen sich empor zu kühnen Gipfeln, wilde Schluchten stürzen hinab in die Täler. Drei Freunde stehen zu ihren Füßen, andächtig, liebend, vertrauend wandert ihr Blick über die gleich Wellenungetümen eines gigantischen Meeres sich aufbäumenden Wände und Grate, ruht wirklichkeitsentrückt dort oben, wo der Raum so klein und die Welt so groß, so unendlich groß geworden ist und träumt von Gipfelsonne und Gipfelglück.

Zwei Freunde waren mit mir, Kampferprobt in den Felsen unseres heimatlichen Klettergartens, geformt und gehärtet auf manch schwerer Bergfahrt: Fritz Schütt, der treue Gefährte manch zünftiger Sommerfahrt, Ludwig Hall, der ewig rastlose, nimmermüde Stürmer, den ein unerbittliches Schicksal im Herbst 1932 aus unserer Mitte riß, aus einem Leben voll größter Hoffnungen und Erwartungen.

So zogen wir Anfang August 1928 in die Berge, ein lustiges Kleeblatt, von dessen Tätigkeit nicht nur Köchinnen und Hüttenwirte zu erzählen bekamen, sondern auch so manches Turen- und Gipfelbuch wußte zu künden von den Taten der drei Gildenbrüder aus der Klettergilde Battert.

Unser Ziel, die Tannheimer Berge, waren mir nicht mehr unbekannt. An Pfingsten des gleichen Jahres hatte ich sie bereits kennen gelernt. Die Tannheimer Hütte, das herrliche Bergheim der Sektion Allgäu-Kempten hatte uns damals Quartier geboten. Im Winterkleid hatte uns die Bergwelt begrüßt, Neuschnee bedeckte die Hänge, die Wände waren eisüberzogen. So drohten Flüh und Gimpel und alle die Anderen im Bergkranz des Tann-

heimer Tales. Doch sieghaft stieg die Sonne empor aus dem dunstigen Brodem des Tales und brach endgültig die Macht des Winters.

Durch Eis und Schnee, durch Bäche stürzenden Wassers ging es durch die Südwestwand der roten Flüh. Dolomitewunder schauten wir im zerrissenen Nordgrat der Kelle Spitze. Gimpel, Babylonischer Turm, köstliche Stunden im schweren Fels. Und abends am traulichen Herd der Hütte! Hab' Dank, du Heim im Tann! Jene Pfingsttage gehören doch zu den schönsten, die ich in den Bergen erleben durfte.

Ein einziger Wunsch war mir unerfüllt geblieben: Kühn an Gestalt, stolz an Form, hatte ich vom Gipfel der Kelle die Pyramide der Gehrenspitze gesehen. Wie Marmor hatte sich das bleiche Gestein in der Abendsonne vom dunkeln Hintergrund des gewaltigen Wettersteinmassivs abgehoben. Einen derart ungewöhnlichen Eindruck hatte dieser Berg auf mich gemacht, daß ich schon meinen nächsten Urlaub im August benutzen mußte, um ihn wiederzusehen und zu ersteigen.

Der beste Stützpunkt für die den Eingang des Reintals beherrschende Gehrenspitze ist die Musauer Alm. Am Fuße des Berges gelegen, zwischen saftigen Matten und stämmigem Hochwald, bietet sie den nächsten Zugang zum Sabachjoch und der von dort auf leichtem Wege zu erreichenden Gehrenspitze.

Ein zweistündiger Marsch brachte uns von der Bahnstation Ulrichsbrücke der Bahlinie Kempten-Neutte hinauf ins Reintal zur Musauer Alm. Tief hingen die Wolken ins Tal. Vergebens suchten die Augen den dichten Schleier zu durchdringen, um wenigstens Umrisse der Berge zu entdecken. Und dabei siebte alles in mir dem Berge entgegen, der mich, seit ich ihn zum erstenmal gesehen hatte, im Wachen und Träumen verfolgte. Vergebens trafen wir am Abend noch manchmal vor die Türe der Hütte. Unerbittlich blieb der Schleier der wogenden Nebel.

Die erste Nacht wieder in den Bergen! Müde von der letzten im Sonderzuge verbrachten Nacht, streckten wir uns auf der harten Matratze. Gleichmäßig klatschten dicke Regentropfen auf's Dach und sangen ihr ewiges Lied von Fernensehnsucht und Wanderliebe.

Helles Morgenlicht weckte uns aus tiefem Schlaf. Blauer, wolkenloser Himmel lachte in die Kammer. „Frischauf, Berggefährte, der Morgen graut!“ Bald traten wir fertig gerüstet zum ersten Felsgang vors Haus. Hinauf gings zur Nordwand der Gehrenspitze. Stolz schaute sie herab ins Tal.

Erster Kampf mit dem Fels, erste Rast auf sonniger Höhe. Einer der schwersten Felsgänge der Tannheimer lag hinter uns. Über Berge und

Täler schweifte der Blick. Im silberglänzenden Bergsee spiegelte dunkler Wald, in breitem Geröllbett trug der Lech mit Schimmern und Strahlen seine grünen Fluten der Donau zu. In zarten Linien verliefen die Rämme der Ammergauer Berge im Osten. Eherne Mauern gleich begrenzten die Wettersteinwände den Horizont. Weit im Süden erstrahlten die Firnen der Stubai- und Ötztaler Alpen im Glanz der Sonne. Und nicht als die schlechtesten Perlen im Gipfelkranz erhoben sich im Westen die Lannheimer Berge, alle überragend der stolze Bau der Kelle Spitze.

Wieder einmal war ein Traum zur Wirklichkeit geworden. Noch vor wenig Stunden erstrebt, ersehnt! Und jetzt? Vergangen! Nur die Erinnerung kündigt, wie es gewesen. Weiter schweiften die Gedanken, suchten neue Ziele, neue Kämpfe. So sind wir: Ruhelos, rastlos von Kampf zu Kampf. Erkämpfte Siege, erreichte Ziele sind nur Wegweiser, nur Marksteine auf unserm Lebensweg. Und doch sind sie das herrlichste Gut, das wir bewahren. Für keinen Preis wäre uns die Erinnerung feil, die uns erzählt: So war es!

Am Abend studierten wir in der Hütte das Lurenbuch. Eugenie, das Wirtstöchterlein, die selbst schon eine Reihe schwerster Lannheimer Fahrten geklettert hatte, erzählte uns. Sie berichtete von einer Fahrt, die alles bisherige an Schwierigkeiten weit in den Schatten stellen sollte: Gimpelturm-Nordwestflanke! Bis jetzt dreimal durchklettert und zwar nur von einheimischen Kletterern.

So wanderten wir denn am andern Morgen ins Reintal hinein, an der Otto Mayr-Hütte vorbei und an dem gewaltigen 600 m hohen Absturz der Gimpel-Nordwand. Dort wo diese Wandflucht in einer einzigen Senkrechten sich empor-schwingt, dort griffen wir an. Am Abend war die Nordwestflanke des Gimpelturms durchstiegen.

Wieder studierten wir das Lurenbuch. — Da wies Eugenie zum Hüttenfenster hinaus, zeigte hinauf zur Nordwand der Gehrenspitze. Grauschwarz, düster bohrte sie sich ins tiefe Blau des Abendhimmels. „Seh's dort droben den feinen Riß, den Riß, der hinaufführt in die gewaltige Nordschlucht, Leißriß heißt er. Schon viele versuchten ihn zu bezwingen, noch keinem gelang's. Einer der besten, Toni Leiß, fand vor Jahren bei einem Versuch den Bergtod. Unersteigbar soll er sein, der Leißriß! Wird wohl so sein!“

Zu frühester Stunde, kaum daß die ersten Sonnenstrahlen die Lannheimer Berge vergoldeten, verließen wir die Hütte. „Wo geht's denn hin, Buam?“ frug Eugenie. „Zur Roten Flüh!“ „Zur Roten Flüh übers Sabachjoch?“ Ungläubig schüttelte sie den Kopf, verschmizt blinzelte sie mit den Augen.

Na ja! Abers Sabachjoch zur Roten Flüh wäre ja auch nicht gerade der nächste Weg gewesen.

Nicht nach der Roten Flüh stand unser Sinn. Der Nordwand der Gehrenspitze sollte es gelten; jenem Riß, den noch niemand bezwungen hatte, der seit Jahrtausenden unbeseigt herab ins Reintal geschaut, galt der Kampf. Von seinen Geheimnissen wollten wir den Schleier heben, um ihn wollten wir kämpfen mit der Kraft der Jugend, mit der heißen Liebe zu unsern ewigen Bergen.

Bis zur Sabachalm verfolgten wir den Fußpfad zum Sabachjoch. Hier verließen wir ihn, um den Hang östlich zu queren zum Fuß der Nordwand der Gehrenspitze. Beim freundlichen Genn blieben die Nagelstiefel. In den Kletterpatschen schlichen wir weiter durch den schütterten Wald. Als dieser sich öffnete, als wir am Schuttkar der Gehrenspitze standen, da verweilten unsere Blicke wohl erst kurze Augenblicke auf dem Weg, den wir wenige Tage vorher durchstiegen hatten, dann aber ließen sie nicht mehr von dem Riß, der uns hergeführt hatte. Vom Fuß des Berges bis hinauf zum Gipfelgrat durchreißt eine gewaltige Verwerfungspalte den ganzen Berg, ein Weg von der Natur selbst gezeichnet. Langsam folgte das Auge dem Riß. Der unterste Teil führte über die Schrofen der ersten Terrasse, durfte also leicht sein. Dann mußten aber sofort die Schwierigkeiten beginnen, und zwar gleich in solchem Maße, daß es bisher trotz aller Versuche noch niemandem gelungen war, auch nur wenige Meter hoch zu kommen. Höher schweifte der Blick, folgte dem ständig überhängenden Riß, blieb an scheinbar unmöglicher Wand haften; hauchdünn, kaum sichtbar durchzog sie die Kerbung. War bis hierher schon jeder Schritt ein Rätsel, so schien dies letzte Stück und damit der Durchstieg zur eigentlichen Nordschlucht vollkommen unmöglich zu sein. Doch weg mit allem Zagen und Zaudern, frisch auf ans Werk!

Nach den gewohnten Vorbereitungen am Einstieg ging's leicht und harmlos über die Schrofen der ersten Terrasse bis zum senkrechten Aufschwung der Wand, und hier rüsteten wir uns nun zum erbitterten schweren Kampf. Jeder versuchte noch ein letztesmal dem über uns hochziehenden Riß mit den Augen eine Schwäche abzulisten. Vergebens, denn nur wenige Meter ließ er sich sehen, dann verbarg er sich hinter dem ersten weit vorspringenden Überhang.

Ludwig war nicht mehr zu halten. Als Erster drückte er sich hinein in den Riß und kam flott darin hoch. Ein kleiner Überhang war rasch mit gewohnter Meisterschaft überlistet. Doch dann, etwa 8—10 Meter über uns, stoßte plötzlich der Aufstieg. Im Riß schienen die Möglichkeiten erschöpft zu sein, denn Ludwig schwang sich hinaus nach links und klebte auf winzigem Tritt an der Wand. Keinen Augenblick ließ ich den Freund aus den Augen, preßte unverrückbar das Sicherungsseil an den Fels, wohl wissend, daß ein Sturz aller Sicherung zum Trotz von den schlimmsten Folgen sein mußte. Ludwig

hatte wohl gerade die gleichen Erwägungen angestellt, denn er versuchte, einen Haken zu schlagen. Doch der Fels zeigte scheinbar nicht die geringste Wunde, umsonst war alles Bemühen. Noch einmal versuchte der Freund an anderer Stelle, klirr — — sprang der Haken hinaus ins Leere, stürzte von Absatz zu Absatz und grub sich drunten in den Schutt des Gehrenkars. Kaum hatten wir den Blick wieder hinaufgewendet in die Höhe, da klirrte es von neuem. Der zweite Haken flüchtete in die Tiefe. Wieder durchmaß das Auge den Weg hinunter ins Kar. Ein Schauer durchfuhr uns. Memento mori! Paß auf! Kein Auge wandte sich mehr von dem in der Wand hängenden Körper, der vergebens nach einer Möglichkeit weiterzukommen suchte. Bange Minuten verstrichen. Ausichtslos! Zurück in den Riß und über die rechte Wand versuchen! Ludwig entschwand unsern Blicken, verdeckt durch die vorstehende Wand. Ganz im Gegensatz zu vorhin schien es hier ungemein brüchig zu sein. Stein auf Stein stürzte herab. Aber unsere Köpfe weg spritzten die Brocken, eng drückten wir uns an die Wand, sorgsam behüteten wir das Seil; gar so unfreundlich waren die Grüsse von oben.

Wie langsam das Seil abläuft! — „Wie geht's?“ „Schwer, aber es geht! Gleich hab' ich Stand.“ Endlich tönten Hammerschläge von oben. „Der Haken sitzt! Das wäre geschafft! Nachkommen!“ — —

15 Meter des Risses waren erkämpft. Auf kleinstem Tritte klebten wir zusammen an der Wand und suchten nach Möglichkeiten des Weiterwegs. Uns beiden stockte auf Momente der Atem.

Unmöglich! Unmöglich!

Der Riß, denn nur er konnte uns hochbringen, da die Wände glatt und überhängend abbrechen, war auf etwa 4 Meter durch grifflosen, gelben Fels vollkommen ausgegossen. Abgerundet wie mit dem Meißel trafen die Kanten nur wenige Zentimeter vor. Unterhalb und oberhalb dieses toten Punktes je eine kleine Nische. Was von der Fortsetzung des Risses nach oben von unserm Stand aus zu sehen war, ließ nichts Gutes erwarten, denn durchweg äußerst eng und überhängend verlor er sich in der Wand. Wahrlich, daß hier noch niemand durchgekommen, war leicht erklärlich, und wenn auch wir aufgeben mußten, war's keine Schande.

Doch noch konnte von Aufgeben, von Umkehren keine Rede sein, denn noch hatten wir unsere Kraft nicht gemessen mit diesem ungeheuerlichsten Überhang, der uns je begegnet war.

Ludwig sicherte, und ich suchte nun in die untere Nische zu gelangen, über den nassen, abwärts geschichteten Fels kein leichtes Beginnen. Doch ich erreichte sie, notdürftig bot sie mir Stand. Aber große Belastung dürfte ihr wohl kaum zugemutet werden, denn die ganze Unterlage bestand nur aus einem

lockeren Grasbüschel. Zunächst suchte ich eine Möglichkeit zum Schlagen eines Sicherungshakens. Bald war ein Loch entdeckt, singend fuhr der Haken in den Fels. Eine kräftige Belastungsprobe: Er hielt! Dann wandte ich meine ganze Aufmerksamkeit dem über mir verlaufenden Risse zu. Unmöglich schien er, ein einziges Grifflein auf 4 Metern konnte ich entdecken, sonst alles glatt. „Paß auf!“ Mit der Linken faßte ich den einzigen Griff und versuchte mich mit der linken Seite an der abgerundeten Rißkante zu verstemmen; den Füßen fehlte jeder Halt. Die Linke suchte weiterzugreifen, schien eine winzige Runse zu fassen — — da brach sie aus — — gerade faßte ich noch den rettenden Griff. Mit fliegendem Atem stand ich wieder in meiner Nische. Noch einmal rannte ich gegen den Überhang an, zum zweitenmal warf er mich zurück, und zum drittenmal zeigte er mir den Meister.

Unmöglich — unersteigbar! Mußten auch wir uns als besiegt bekennen? Wie oft schweifste das Auge über den grifflosen Fels! Ja, wenn wir fliegen könnten, fliegen wie jenes Samenkörnchen, das in der furchtbaren Wand dem Glockenblümchen Keimzelle gewesen, fliegen wie jener Adler, der in unerreichbarer Schlucht horstet!

Da erwog ich die letzte, äußerste Möglichkeit: Steigbaum. Wenn auch er uns nicht über die nächsten 4 Meter wegbrachte, dann mußten auch wir, wie vor uns schon so manch anderer, besiegt, bezwungen den Abstieg antreten.

Friß, der immer noch am Beginne des Risses saß, folgte nun nach zum Stand von Ludwig, dieser kam zu mir. Besorgniserregend schwankte der Boden unter der Last zweier Körper. Alle Sicherungsmöglichkeiten wurden erwogen, um für jeden Fall gewappnet zu sein. Dann kletterte mir Ludwig auf die Schulter, langsam richtete ich mich auf, neigte mich nach hinten bis zur Spannung meiner Selbstsicherung. Die Hände führten sorgsam das sichernde Seil. Blißartig jagten Erinnerungsbilder durchs Gehirn — Adang-kamin! Und fester faßten die Hände. Zögernd verließen Ludwigs Beine den Schulterstand. Auf dem von mir vorhin benutzten einzigen Griff stehend, konnte er mit seinen Stativarmen einen Griff an der Nische erreichen — ein rascher Schwung — er warf die Arme hinein in den Grund der Nische und stöhnte und keuchte. Die jeder Unterstützung beraubten Beine suchtelten durch die Luft, mit äußerster Anstrengung zwang er sich schließlich hinein ins enge Loch, auf dürftigen Stand. Entspannung — ein Augenblick der Ruhe — und weiter ging's. Wieder heraus aus dem sich erneut schließenden Riß an die linke Wand! Wieder prasselten die Steine herab, Griffe und Tritte mußten erst freigelegt werden. Immer weiter zwang der Überhang den Freund nach außen. Uns Schlagen eines Hakens war nicht zu denken. Ein Zurück war unmöglich. Hier gab es nur ein Vorwärts! Endlich erreichte Ludwig etwa

12 Meter über meinem Stand eine kleine Kanzel. „Ich hab's!“ war sein befreiender Ruf, und: „Jetzt müssen wir's schaffen!“ schallte es als Antwort hinauf. Der Einstieg in den Riß war gewonnen, nun komme, was kommen mag!

Während nun ich durch das sichernde Seil unterstützt den anders unmöglichen Weg zu Ludwig antrat, nahm Friß den zuerst geschlagenen Haken wieder heraus aus dem Fels, denn nur noch zwei dieser bei solcher Fahrt unentbehrlichen Sicherungsmittel waren in unserm Besitz, und wir wußten nicht, welche Schwierigkeiten uns der weitere Aufstieg noch bieten würde. Rasch hatte Friß den Haken in Händen. Er hatte es schon zum Meister gebracht in dieser Arbeit. Ich glaube, die Nägel singen schon an zu wackeln, wenn er sie nur recht anschaut. Er behauptete bald bei jedem Haken: „Der wackelt ja wie ein Kuhschwanz!“

Nach Stunden schwerster Arbeit waren wir endlich mal alle drei bei einander, ließen auf Augenblicke den Blick hinausschweifen ins herrliche Land, schauten drunten im sonnegebadeten Reintal unser Bergheim, die Musauer Alm, ahnten nicht, daß da drunten Duzende von Augenpaaren unser Tun mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgten.

Nun ging ich wieder an die Arbeit. Mit Haken, Karabiner und Hammer ausgerüstet ging's unter Benützung des wieder weitergewordenen Risses über die linke Wand hoch, lotrecht, grifflos. Jeder Griff, jeder Tritt mußte erst unter Trümmern gesucht werden. Stein um Stein schlug in die Tiefe und zersplitterte und zeigte mit graufiger Deutlichkeit den Weg, den auch ein menschlicher Körper nehmen würde, wenn — —.

Ein stickiger Schwefelgeruch durchschwängerte die Luft. Die Kameraden drückten sich hinein in Riß und Wand und doch fuhr mancher Stein hart am Kopfe vorbei. Graspolster durchsetzten den Riß, die Wände waren glatt, nirgends eine Möglichkeit zum Greifen und Stehen. „Na“, meinte Ludwig, „wo's Gras hat, hält man sich am besten am Gras!“ Und ich hatte keine andere Wahl, als den wohlgemeinten Ratschlägen zu folgen. Mit den Armen hineinbohrend in die Graspolster fand ich an einigen darin verwachsenen Steinen notdürftigen Halt. Schwebend, schwindelnd gewann ich langsam an Höhe. Dieser wurde der Riß, doch nur einen Moment ließ er mich verschmaufen. Schon wieder war er gesperrt durch einen gewaltigen Überhang. Wieder wurde ich an die linke Wand gedrängt. Immer unheimlicher wurde der Fels, immer brüchiger, dazu ständig überhängend.

Die Zeit verstrich, waren's Minuten, waren's Stunden, die ich kämpfte? Endlich wieder ein Stand, wenn er auch wie ein Schwalbennest an der glatten Wand klebte. Ludwig kam nach, Friß blieb unten, denn noch immer



Steigbaum



Steiler Fels

war kein Ende der Schwierigkeiten abzusehen, und was jetzt vor mir lag, ließ mir das Herz bis zum Halse hinaufschlagen. Das fragwürdigste Stück lag vor mir, der letzte Wandgürtel, der uns noch trennte von der Nordschlucht. Der Riß war fast verschwunden, die Wand unmöglich. Wir hatten zwar heute schon manchmal Unmögliches möglich gemacht, aber diese Wand war und blieb ungangbar. Wir mußten also versuchen, die nächsten 10 Meter zu umgehen, um oben den Riß wieder zu erreichen. Etwa 4 Meter rechts von unserm Stand zog ein Kamin hoch. Ihn mußten wir zu erreichen trachten.

Gut gesichert trat ich den Quergang an, arbeitete mich über ein glattes Wandel langsam hoch, da — heißer Schreck jagte mir durch die Glieder. An die Wand gelehnt stand auf scharfer Spitze im labilen Gleichgewicht ein mächtiger Felspfeiler; eine geringe Berührung hatte ihn ins Schwanken gebracht. Weh mir, wehe uns allen, wenn er ins Stürzen kam. Ich suchte nach anderer Möglichkeit, den Kamin zu erreichen. Nichts da! Nicht genug, daß der Aufstieg die unheimlichsten Schwierigkeiten bot, mußte sich da noch so ein loser Geselle verkehrsstörend in den Weg stellen. Ich band den Pfeiler an eine Seilschlinge und kletterte 2 Meter zurück, um ihn von hier aus dem Stand zu ziehen. Jetzt natürlich wich er keinen Millimeter vom Platz. Ich band ihn oben und unten an, vergebens! Er rührte sich nicht. Sollte er doch noch verhältnismäßig fest sitzen! Ich mußte es annehmen, wagte schließlich den schweren Gang, und dankte Gott, als ich im sicheren Kamin saß. Doch unheildrohend hing der lose Pfeiler über den Kameraden, also so rasch als möglich herein in den Kamin. Behutsam stieg Ludwig darüber. Auch Friß hatte ihn nahezu überklettert, da streifte er den Fels mit dem Fuß, lautlos verschwand der Pfeiler in der Tiefe, nach Sekunden erst ein Krachen und Splintern — auf der ersten Terrasse zerschellte er.

Schon nach wenigen Metern war der Kamin wieder zu Ende. Er führte uns nach links hinaus auf eine kleine, mit einem Latschenbusch bewachsene Kanzel. Wieder standen wir am nunmehr nur noch angedeuteten Riß.

Noch 10 Meter trennten uns von der Nordschlucht, 10 unheimliche Meter. Keiner sagte unmöglich, und doch fühlte ein jeder, daß er heute nicht mehr die Kraft hatte, das Letzte zu wagen. Die Sicherungshaken waren verbraucht, die Uhr zeigte die sechste Stunde. In 9¹/₂ stündiger Arbeit hatten wir 70 Meter durchstiegen. Wir hatten erreicht, was vor uns noch niemand gelungen war. War auch der ganze Durchstieg heute nicht mehr zu zwingen, wir würden wiederkommen, und dann mußte auch dies letzte Bollwerk fallen.

Am Doppelseil wurden zweimal je 35 Meter abgeseilt, beim letztenmal blieb das Seil hängen, um uns andern Tags beim zweiten Ansturm den unteren Teil des Risses zu erleichtern.

Besiegt und doch als Sieger eilten wir hinab durchs Kar. Beim Gann vertauschten wir wieder die Kletterschuhe mit den Nagelstiefeln, dann noch ein frischer Trunk, und gemächlichen Schrittes stolperten wir die Serpentinien hinunter zur Hütte. Berglerhände streckten sich uns entgegen. „Bergheil! Wenn Ihr's auch heute nicht ganz geschafft habt, wer soweit gekommen ist, der haut's auch vollends durch!“

Auch der nächste Tag brachte uns noch nicht an unser Ziel. Schwere Gewitterregen zogen durch die Berge und fesselten uns an die Hütte. Doch wenn manchmal die Wolken einen Durchblick gestatteten, dann führten wir das Fernglas an die Augen, verfolgten unsern Weg und blieben an den letzten 10 Metern hängen. Eindeutig klar ward uns, daß nur eine Möglichkeit bestand, die Nordschlucht zu erreichen: Durch die fast verschwindende Fortsetzung des Risses. Ein Ausweichen nach rechts oder links brachte uns in vollkommen ungangbare Platten.

Der 3. August brach an. Das Wetter machte das freundlichste Gesicht. Unsere Zeit war gekommen. Ein letzter Händedruck: „Paß's auf, Duam!“ Und wieder ging's hinauf ins Gehrenkar. Unter der Nordwand querten wir zum Einstieg, da krachte Steinschlag, spritzten uns Felsbrocken um die Ohren. Ein Rudel Gamsen jagte flüchtigen Fußes über die Felsbänder der Nordwand und verschwand in den latschenbewachsenen Hängen.

Rasch eilten wir über die erste Terrasse und zum zweitenmal begann der Kampf mit dem übermächtigen Fels. Vom ersten Aufstiege hing noch das Seil. So war rasch jene grifflose geschlossene Rißstelle erreicht, die uns das erstemal so zu schaffen gemacht hatte. Wieder ging's mit Steigbaum darüber und rasch den fast dauernd überhängenden Riß weiter, hinüber in den kurzen Ramin und nach etwa 2¹/₂ stündiger Arbeit hatten wir die 70 Meter geschafft, standen wir auf der kleinen, aus lockeren Platten aufgeschichteten Kanzel und rüsteten uns zum letzten Kampf. 10 Meter trennten uns noch von der Schlucht, 10 Meter vom Sieg! „Sichert gut! Es muß gehen!“ Ludwig saß in einer kleinen Nische und sicherte mich, Friß stand auf der Kanzel und sicherte noch einmal uns beide, und ich stand am Riß.

Eine kleine vorstehende Rippe schien mir die erste Angriffsmöglichkeit zu geben. Bei der geringsten Berührung brach sie in sich zusammen. Streichelnd fuhr die Hand über die überhängende Rißkante. Da löste sich ein kleines, dreieckiges Bruchstück, legte einen winzigen Griff frei; weit rechts oben war ein kantiger Griff, der erste Schritt konnte getan werden. Die Augen sieberten nach einer Möglichkeit weiterzukommen. Alles glatt! Der Körper hing nur! Wie lange noch trugen die Fingerspitzen die Last? Da sah ich im kaum erkennbaren Riß ein senkrechttes Rippchen. Zwischen Fingerspitzen und Daumen

gepreßt mit übermenschlicher Kraft schob ich mich langsam hoch. Weit links draußen war wieder ein Tritt; kräftig drückte ich mich ab mit dem rechten Bein, um im Schwunge das linke hinauszubringen, da brach der Tritt — Bruchteile einer Sekunde hing ich nur an winzigsten Haltepunkten, dann hatte ich den rettenden Tritt erreicht. Heiß jagte mir das Blut in die Schläfen, eisigkalt kroch mir ein Schauer durch den Körper. Doch weiter hieß es kämpfen, weiter hieß es schweben über den unheimlichen Fels. Längst war die Sicherung wertlos geworden. Ein Haken fuhr in den Fels — ein Glück, daß er gleich saß — dann weiter! Wenige Meter nur konnten mich noch trennen von der Schlucht. Der Riß wurde wieder etwas ausgeprägter, zum erstenmal kam wieder ein vernünftiger Griff! Ein fester Alimzug — ein Schwung — Griff — Tritt — Meter um Meter blieb unter mir!

Dann, ein Schrei aus befreiter Brust! Aus Wänden und Schluchten schallte Echo, aus dem Tal schallte Antwort. Die Nordschlucht war erreicht. Bald standen wir zu dritt auf der den Riß krönenden Kanzel. Noch einmal hallte unser Siegesjubiläum hinaus ins weite All, und Heilrufe tönten herauf von der Musauer Alm.

Weiter ging die Arbeit, die Nordschlucht war noch zu durchsteigen, um den Gipfel zu erreichen. Gewaltig riß die Schlucht in das Bergmassiv. Tiefe Ramine ließen uns rasch an Höhe gewinnen. Finstere Seitenschluchten offenbarten uns Felsenwunder von selten geschauter Pracht. Nach langen Stunden ermüdender Arbeit erreichten wir das Ende der Nordschlucht, eine gewaltige Höhle. Kristallen glänzten die wasserüberfluteten Wände und legten über den düsteren Raum einen Schimmer lockender Geheimnisse. Wenig später war der Gipfel der Gehrenspitze erreicht.

Dankbar schweifte unser Blick hinaus ins weite All, dankbar dem Berg, der uns im Ringen mit ihm ein neues Leben gegeben hatte; hinaus in die Lüfte schallte unser Lied: „Wo der Wände Flucht am steilsten niedersaust, da pack' ich am liebsten sie an!“ Dankbar schweiften unsere Gedanken zurück zur Heimat, zurück zu den Türmen und Wänden des Battert. Hab Dank, Du Fels, der Du uns das Rüstzeug gegeben zu solcher Fahrt. Dir zu Ehren führe der Nordwandriß ab heute den Namen „Battert-Riß“.

Die Südwestkante der Marmolata

Von Walter Stöfer

Wenn ich zurückdenke an die Tage, die ich in den Bergen zugebracht, so liegt Erinnerungsfreude über schönem und düsterem Erleben. Doch ein besonderer Schimmer ist es, der sich über selige Dolomitentage breitet. Ist's, weil sie es waren, die das Herz des Jünglings in Banden schlugen, die ihn einst erschauern ließen vor der urgewaltigen Schöpfung, die ihn das Rahmen dunkler Bergwälder, das Heulen jagenden Föhnsturms verstehen lehrten, ist's, weil sie ihn zum ersten Male hineinführten ins Schweigen unendlicher Felskare, ihn hinauflockten in lachendes, jauchzendes Licht, ihn kämpfen und siegen ließen, ihm Gipfelstunden schenkten voll reinen Glücks? Oder ist es die Harmonie der Farben, der Linien, die das Auge nicht müde werden läßt, sich zu versenken in all die Pracht. Ein Sehnsuchtsland ist es für mich geworden, ein Land des Glücks und Friedens. Meine Bergheimat Südtirol!

So gehört denn alljährlich ein größerer Teil meines Sommerurlaubs jenem Bergland, in dem sich die Sonne des Südens mit dem Ernst des Nordens vermählt.

Als ich im Jahre 1925 zum ersten Male in dieses Märchenland kam, da waren es natürlich die leichtesten Wege, auf denen ich mir die Gipfel erkämpfte. Doch mit der Liebe zu diesen einzigartigen Felsriesen wuchs das Können und mit dem Können wuchsen die Ziele. Voll stolzer Freude betrat ich im Jahre 1925 den Gipfel der Marmolata. Der versicherte Westgrat hatte uns hinaufgebracht, über den Gletscher ging's hinab nach Fedaja. Daß ich auch einmal die Südwand würde meistern können, das war für mich, der ich mit 25 Jahren zum ersten Male die Berge gesehen hatte, damals undenkbar. Und doch war sie und manch anderer klassische Dolomitenweg schon zwei Jahre später unser geworden. Als im Jahre darauf Gipfel um Gipfel auf schwersten Wegen fiel, da prüften mit einemmal meine Augen den Fels nicht nur dort, wo er von andern schon gebändigt war, sondern allzu gerne verweilten sie dort, wo noch niemand gegangen — sie suchten Probleme.

Damals geschah es, daß ich während eines ganzen Sommers das Bild eines Riesenspeilers mit mir herumtrug, des gewaltigen Südwandspeilers der Marmolata. Doch nur zu rasch ging der Sommer zu Ende. Wohl hatten wir aus den Nordwänden von Pelmo und Civetta hinübergeäugt zur Dolomitenkönigin. Doch die Hoffnung auf eine Lösung dieses vielleicht größten

Dolomitenproblems mußten wir über einen langen Winter hinübertragen in einen neuen Sommer hinein.

Da kam die Nachricht: Am 6. und 7. September 1929 wurde der Südwandspeiler der Marmolata durchstiegen durch die beiden Dolomitenführer Micheluzzi und Peratoner mit Christomanos. „La direttissima della parete sud della Marmolata“ wie die Italiener diesen Aufstieg nannten. Das Problem war gelöst.

Doch nicht einen einzigen Augenblick war ich schwankend in meinen weiteren Plänen. War das Problem auch gelöst, waren wir auch nicht mehr die Ersten, so wollten wir die Zweiten sein, die den Pfeiler bezwangen. Denn hier war es nicht nur das Streben, auf Pfaden zu gehen, auf denen noch kein Mensch gegangen, was mich zur Marmolata gezogen hatte. Hier war es der unvergleichlich kühne Aufstieg, der mich gepackt hatte, der mich nicht mehr loslassen sollte, bis ich ihn selbst bezwungen hatte.

So galt der Sommer des Jahres 1930 vor allen Dingen der Marmolata-kante. Am 2. August kamen wir nach Canazei im Fassatal. Fritz Schütt, Mannheim, mit dem mich dreijährige, zünftige Bergfahrten verbanden, war mit mir. Am selben Abend ging's noch hinauf zum Contrinhaus, denn schon am nächsten Tag wollten wir die Kante versuchen. Doch wir kamen nicht weiter als bis zum Umbrettapaß. Nebeltreiben — — eisiger Sturm — — Regen — — Schnee — — wie begossene Pudel zogen wir wieder zurück zur Hütte.

Am nächsten Morgen früh 3 Uhr ging's wiederum zum Umbrettapaß. Das Wetter war gut, doch lag Neuschnee bis weit unterhalb des Passes. Die Südwand selbst trug auf Terrassen und Vorsprüngen eine weiße Decke. Es herrschte bitterste Kälte, wie ich sie in den Dolomiten noch kaum erlebt hatte. Trotz allem wagten wir den Einstieg, kamen etwa 100 Meter hoch bis zu einer glatten, links durch einen Riß begrenzten, wenig geneigten Platte. Mit Eis überzogen — unmöglich! Nach vierstündiger Arbeit waren die 15 vereisten Meter umgangen. Rasch wurde die erste Terrasse erreicht. Doch die Ausichten auf ein Gelingen der Fahrt, bei der mit der Höhe zunehmenden Vereisung waren gleich Null. Also Kehrt! Fast wieder unten am Einstieg fiel mir ein anscheinend nicht gerade kleiner Stein auf den Kopf. Erfolg: Erschreckender Blutverlust und wie nachher auf der Hütte festgestellt wurde, ein 5—6 cm langer Riß in der Kopfhaut. Freund Fritz leistete gemeinsam mit der Hüttenwirtin und einem Führer Samariterdienste. In die mir angeratene ärztliche Behandlung begab ich mich nicht, aus Sorge in meiner Bewegungsfreiheit durch ärztliche Verordnung gehindert zu werden. Die Heilung ging auch so ordnungsgemäß von statten. Die der Wetterlage

entsprechende Stimmung ließen wir uns durch diesen unangenehmen Zwischenfall im übrigen nicht noch mehr verderben.

Am folgenden Tag stiegen wir in trostlos trübem Wetter zum drittenmal hinauf zum Paß, um unser Seil zu holen, das sich beim gestrigen Abstieg verklemmt hatte und das wir des Unfalles wegen hatten hängen lassen.

Am 6. August war verhältnismäßig gutes Wetter. Doch die Marmolatafante verlangte, das war uns nun schon klar geworden, als erste Voraussetzung eine Reihe schöner Tage. So wandten wir uns denn einer anderen Aufgabe zu. Durch die Südwestabstürze der Cima Ombretta entdeckten wir einen neuen abenteuerlichen Weg auf den Westgipfel. Dieser Tag sorgte wie selten einer dafür, daß wir nicht nur alpin auf unsere Kosten kamen, sondern auch in Beziehung auf Nahrung und Kleidung: Auf dem Gipfel fanden wir zwei Büchsen Fleisch, Militärkonserven aus dem Jahre 1915, deren Inhalt noch ganz ausgezeichnet schmeckte. Beim Abstieg schließlich fanden wir noch eine Toppe, die dem Aussehen nach noch nicht lange die Hände des Schneiders verlassen hatte. Leider wartete der Verlierer drunten auf Contrin schon schmerzlich auf sein Eigentum, so daß unsere Hoffnung, die Marmolatafante im eleganten Sacco angehen zu können, zuschanden wurde.

Da die Wetterlage weiterhin schlecht blieb, so entschlossen wir uns schließlich, unseren Marmolataplan einstweilen vollständig zurückzustellen bis zu einer durchgreifenden Besserung. Kleinere Aufgaben wurden in den folgenden zwei Wochen bearbeitet. Doch es war tatsächlich eine Seltenheit, wenn es uns gelang, dem Wetter eine Fahrt schon auf das erstemal abzutrotzen.

Zunächst galt unser Trachten der Westkante des Antelao. Am 7. August bezogen wir Bivak im Galvellatal, ein flimmernder Sternenhimmel ließ einen herrlichen Tag erwarten. Morgens um 3 Uhr konnten wir kaum rasch genug unsere Habseligkeiten im Rucksack verstauen, um sie und endlich auch uns vor einem Dauerregen zu sichern, wie wir ihn noch kaum erlebt hatten.

So ging's denn weiter nach Pieve di Cadore und anderntags zur Padua-Hütte in den Carnischen Voralpen. Brachten uns die beiden nächsten Tage auch zwei schöne Erfolge — Campanile Toro und Campanile di Val Montanaia — so ward die Erinnerung daran doch stark getrübt durch den Verlust unserer beiden Photoapparate, die mitsamt dem Rucksack abstürzten.

Im Regen stiegen wir andern Tags wieder hinab nach Pieve, im Regen fuhren wir mit der Bahn Cortinawärts, im Regen gaben wir unsere ursprüngliche Absicht, in San Vito den Zug zu verlassen und zum Antelao aufzusteigen, auf, im Regen kamen wir am Abend in Cortina an.

Am 13. August regnete es nur einmal, nämlich von morgens bis abends. Schlafen, kochen, essen und lesen, daselbe in geänderter Reihenfolge elli-

Male wiederholt, war die Tagesarbeit. Am Abend saßen wir in irgend einer Kneipe, machten hundert Pläne, verwarfen wieder einen nach dem andern, um schließlich wieder von vorne zu beginnen. Und in dieser Stimmung gerieten wir gar noch ins Kino.

Neuschnee lag, als wir andern Tags bei verhältnismäßig gutem Wetter in die Gadinsspitzen zogen. Es galt einem Wunsch langer Jahre, dem Dülferweg auf den Torre del Diavolo. Bis zum Klemmblock zwischen Torre Leo und Torre del Diavolo kamen wir, dann — peitschte uns ein eisiger Schneesturm wieder hinab in die Tiefe. Erst der nächste Tag brachte uns auch hier ans Ziel.

Nachdem uns noch der 17. August unter schwierigsten Verhältnissen doch bei schönstem Wetter die Westkante des Antelao besichert hatte, sammelten sich unsere Gedanken endlich wieder bei der Marmolatafante. Die Zeit drängte. Die für die Dolomiten ursprünglich berechneten Tage waren vorbei. Auch Westalpenpläne sollten noch verwirklicht werden. Doch das Wetter schien sich tatsächlich gegen uns verschworen zu haben. Bei der Ankunft in Canazei jagte der Sturm erneutes Unwetter über den Karerpaß ins Fassatal hinein, so daß wir für dieses Jahr schweren Herzens die Kante aufgaben und nach Bozen weiterfuhren, um von hier aus in die Westalpen hinüberzuwechseln.

Und doch fanden wir uns wenige Tage später wieder auf dem Contrinhaus. Aus den Westalpen waren uns Nachrichten zugegangen, daß die der Wetterlage entsprechenden Neuschneemengen jede Turenmöglichkeit aussichtslos machten. In den Dolomiten selbst hatte sich das Wetter zusehends gebessert. Was lag näher, als zu einem letzten Versuch der Marmolatafante zum Contrinhaus zurückzukehren.

So wanderten wir denn am Abend des 22. August auf dem uns nun schon so wohl bekannten Pfad durchs Contrintal. Vor uns lag eine der gewaltigsten Bergfahrten, die wir je erlebt haben.

Am 25. August zogen wir denselben Weg wieder zurück, nicht als Sieger. Das erstemal, daß der Berg stärker war als wir. Und doch beherrschte uns nicht das Gefühl des Besiegten, denn der Kampf, den wir hier gekämpft hatten, war größer als ein Gipfelsieg.

*

Es sind eigenartige Gedanken, die mich bewegen, als wir am 23. August wieder einmal auf dem steilen Pfad zum Ombrettapass hinaufstolpern. Wie eine unheimliche Mauer hängt die Dunkelheit vor uns. Irrlichternd tanzt der Laternenschein der Marmolatapartien vor uns und hinter uns. Schweigend tappen wir weiter. Sicher suchen die Füße den nun so oft schon betretenen Weg.

Wo wir wohl die nächste Nacht verbringen werden? Bestimmt nicht

drunten auf den weichen Matrasen der Hütte. Nun, dort in der Kante wirds wohl auch ein Plätzchen geben, es braucht ja nicht groß zu sein. — Wie die Arbeit wohl sein wird, die uns erwartet? Schwer, wohl sehr schwer! Aber — „Hast Du auch das Markierungspapier eingesteckt?“ hör ich Fritz plötzlich fragen. „Zarwohl! — Doch in der Wand drin soll ja noch ein Päckchen liegen, hat Micheluzzi geäußert.“ — Und dann senkt sich wieder drückende nächtliche Stille auf uns nieder. Was dacht' ich doch gerade? Ja, ja — schwer wird's wohl sein! Ob wir es wohl zwingen? Doch schon hab' ich den Gedanken wieder abgeschüttelt. Unterliegen, wo andere vor uns gesiegt? Versagen, wo andere vor uns gegangen? Zeigten wir nicht in den gewaltigsten Dolomitenwänden Wollen und Können?

Es dämmert. Sieghaft schreitet der Tag über die Berge. Rasch eilen wir der Höhe des Passes zu.

Kalter Atem haucht aus dem Tale, läßt uns durchschauend erzittern. Auf den Zinnen des Rosengartens entflammen die ersten Glutten des wachsenden Lichts. Unwirklich, wie etwas Fernes, längst Verlassenes liegt das Tal unter uns. Duftigen Morgennebeln entsteigen die Riesenburgen von Pelmo und Sivetta, mit ihren gewaltigen Nordabstürzen gleichsam ein Spiegelbild der mächtigen Mauer, an der nun langsam unser Blick zur Höhe eilt.

Die Südwand der Marmolata!

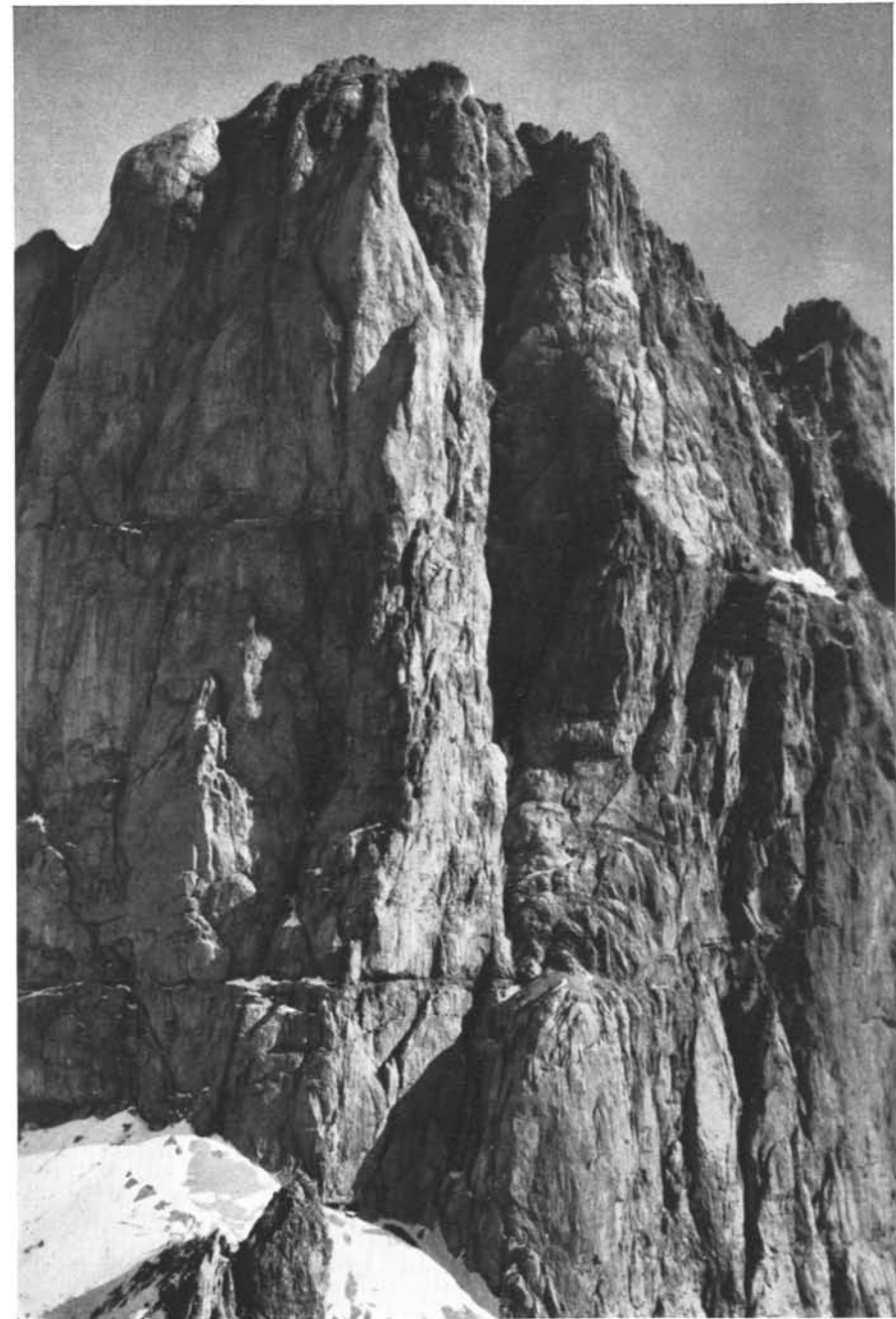
Dort schweift unser Auge über die markanten Punkte des von Zagonel und Bettenga mit Beatrice Tomasson im Jahre 1901 begangenen Südwandweges, über den von den Brüdern Leuchs bei der zweiten Begehung gefundenen direkten Durchstieg zum Gipfel; dann stieren wir schauernd ins Grauen der unheimlichen Südwand Schlucht, unter deren Steinschlägen wir vor Jahren ums Leben gezittert. Und schließlich irrt der Blick über die Plattenwände des Pfeilers hinauf, der, an der Passhöhe vortretend, scheinbar den beiden nach Ost und West wachsenden Riesenwänden die Stütze gibt, den Mauern, die die Krone der Dolomiten, das schimmernde Eis der Marmolata bewahren.

Und unser fragendes Suchen in diesen drohenden, unmöglich scheinenden Flanken findet die Antwort in den wenigen Blättern, die ich in Händen halte:

„La direttissima della parete sud della Marmolata.“

Die Routenbeschreibung der Erstbegeher Micheluzzi, Peratoner und Christomanos.

Die gewaltige Mauer vor Augen regen sich in mir noch einmal die Zweifel, zurückdenkend an die Verhältnisse, die uns wenige Tage vorher am Antelao fast zum Umkehren gezwungen hatten. Der Fels? — Den zwingen wir. Und wenn er naß? — Auch dann! und wenn er gepanzert in Eis? — Am Eis zerbrach unser Wollen und Können!



Marmolata — Südwestkante



Wandkletterei über der I. Terrasse



Marmolata — Südwestflanke

Kampfesgier siebert in Armen und Beinen, Kampfesfreude strahlt aus den Augen. So trete ich an die Wand, die mich schon einmal bluten sah; und dann beginnt der Kampf, dieses gigantische Ringen mit dem Berg, das nur zu bald ein Ringen um unser Leben werden sollte. Wie flott und rasch heute die Meter unter uns bleiben, wie viel schneller als damals vor drei Wochen, als wir nach wenigen Griffen die vor Kälte gefühllos gewordenen Finger wieder reiben, erwärmen mußten, als wir nach wenigen Seillängen schon am Eis verzweifeln wollten und dennoch, um 15 Meter vier Stunden kämpfend, den Weiterweg erzwangen!

Aus einem etwas rechts unterhalb der Paßhöhe befindlichen Loch — Trümmer einer Kriegsbaracke stehen noch darin — gehts über eine steile Rampe zum Beginn der Kaminreihe, welche die Wand rechts der Kante bis in die Höhe der ersten Terrasse durchzieht. Mehrere Überhänge bringen willkommene Abwechslung. Der schräge Riß wird auf den ersten Anhieb erreicht und bezwungen.

Ein eigenartiges Klettern! Du liegst, die äußersten Spitzen deiner linken Gliedmaßen in einem engen Riß verklemmt, platt auf einer vollkommen glatten, wenige Grad geneigten Platte, machst die verrücktesten Schwimmbewegungen und kommst doch mit all diesen Verrenkungen kaum zentimeterweise vorwärts, ja, du hast das Gefühl als würden Berge auf dir lasten, Berge, unter deren Gewicht du über die unheimliche Glätte hinabzugleiten scheinst und unwillkürlich möchtest du dich festsaugen, es gleichem der kleinen flinken Eidechse, die aller Schwerkraft zum Trotz an den Wänden herumklettert, als sei es ebener Boden.

Auf der ersten Terrasse sitzt ein schlanker, zierlicher Pfeiler, bildet mit der gelben, erschreckend glatt aufstrebenden Mauer jederseits einen engen Riß. Durch den linken — eine griffarme brüchige Rißverschneidung — erzwangen die Erstbegeher mit dreifachem menschlichen Steigbaum den Eingang in die unmöglich scheinende mittlere Wandzone! Woher aber den dritten Mann nehmen in dieser Mauer? So gehen wir sofort an den rechten Riß. Ein Überhang? Wenn nicht mehr kommt, ist's nicht schlimm! Doch es kommt bald mehr. Grifflos und eng der Riß, darin ein kleines Steinchen verklemmt, — es gibt nach, es trägt den Körper nicht. Weit draußen am Pfeiler ist ein Griff für die linke Hand, die rechte zur Faust geballt wird verklemmt — ein rasches Stemma — ich hab's!

Ein Stand! Doch was heißt Stand in der Südwestflanke der Marmolata? Daß du an den Fels gelehnt, nur den Kopf zu neigen brauchst, um über deine Fußspitzen hinweg hinab zum Einstieg sehen zu können!! Also ein solcher Stand! Links die Spitze des Pfeilers, darüber, über uns, uns zur Rechten

grifflose, gelbe Wand; grifflos, was man so gewöhnlich unter grifflos und glatt versteht. Aber hier war dieser Begriff schon relativ geworden, d. h. er mußte überall dort verschwinden, wo sonst kein Weiterkommen mehr möglich gewesen wäre. Also: Die Wand über uns war nicht glatt und dadurch kam ich zum nächsten Stand. Ich war mir eigentlich nach diesem Stück nicht mehr bewußt, daß oder ob ich immer und überall einen Halt gehabt hatte. Ich hatte mehr das Gefühl, als hätte ich meinen Körper um die Schwerkraft betrogen.

Wenn die Wand wenigstens auf Momente um wenige Grade die Senkrechte verlassen hätte! Was wollte ich denn? Das tat sie doch! Zwar nicht zurück sondern nach vorn!

Gerade hinauf über die 250 Meter hohe Wand. „Sempre estremamente difficile ed esposto!“ Immer außerordentlich schwer und ausgefetzt! So schreiben die Erstbegeber.

Wir haben es versucht. Ich klebte an einem unmöglichen Riß, über mir hingen die Unmöglichkeiten, als wollten sie mich erdrücken! Und ich ging nicht gerade hinauf, sondern nach rechts zu einem auffallenden, vom Massiv losgesprengten Pfeiler. Ein Haken! Im Kamin hoch! Weiter über die Wand!

Verdammt! Wir werden immer weiter nach rechts gedrängt! Doch direkt hoch? Nein! Soweit ich noch eine Wand zu beurteilen vermag, hätte sich hier auch ein Micheluzzi die Zähne ausgebissen!

Dort schau ich nach rechts um die Kante, da müssen wir Einblick bekommen in die Hauptschlucht. Eine Wandstufe hoch — ein Gesimse — ein großer schwanker Block — in die Hauptschlucht sehe ich nicht, aber in eine wasserübergangene Kaminreihe, die gerade bei uns ihren Anfang nimmt und scheinbar gangbar weit nach oben zu verfolgen sein dürfte. Senkrecht unter mir die Schuttstufe der ersten Terrasse des Südwandweges.

Im Kamin liegt das von den Erstbegebern verlorene Markierungspapier! Wir sind also auf dem Originalweg.

Und die Beschreibung? „Gerade hinauf über die 250 Meter hohe Wand in einen breiten Kamin!“ Nicht gerade treffende Angaben für einen Weg, der sich ziemlich ausgesprochen nach rechts bewegt und schon nach etwa 100 Metern in einen Kamin mündet!

Wieviel Uhr mag es wohl gewesen sein, als wir den Kamin betraten? Ich weiß es nicht. Vielleicht 12 Uhr, vielleicht auch 2 Uhr. Der Chronometer hat auf unseren Fahrten noch nie eine wichtige Stelle eingenommen; genug, daß er uns die Stunde des Aufstehens weist; die Stunden des Tages, die Stunden der Arbeit, die zeigt uns die Sonne.

Der Fels wehrt sich mit unheimlicher Masse. Bäche stürzen durch den engen

Kamin. Wir baden im Eiswasser. Gierig öffnen sich die Arme dem stürzenden Naß. Mißmutig, in kleinen Bächlein suchen die Tropfen am Körper einen Ausweg, nur wenige finden ihn. Die meisten ergeben sich in den Schuhen ihrem Schicksal.

Eis- und Felsbrocken sausen durch die Luft. Soll das eine Warnung sein? Von wannen kommt ihr?

Auf kleiner Stufe sind ein paar Steine zum Steinmann geschichtet. Der Bivakplatz der Ersten? Wir gehen weiter, noch ist der Tag nicht zu Ende. Und einen Platz für die Nacht wird es wohl auch da oben noch geben.

Eisbrocken so groß wie Köpfe pfeifen an uns vorbei. — — — „Merkt ihr die Warnung nicht? Haltet ein! Unmöglich ist der Weg zum Gipfel!“ Umkehren? Wegen des Wassers? Wegen der Eisbrocken? Es ist doch nicht das erste Eis, das uns begegnet.

Weiter! Wir ringen mit dem Berge, mit Kälte, mit Nässe!

Aus schwarzer Nische geht's im Brausen des Sturzbaches über das glitschige Dach. Haken an Haken spiegelt die Schwere der Stelle. Das Seil, in der Nässe zum Draht geworden, hängt als Zentnerlast um den Körper, verklemmt sich in den im Zickzack hängenden Karabinern. Die Hände verkrampfen, werden unfähig zur Arbeit, öffnen sich. Langsam erst kehrt das Gefühl wieder zurück. Eiserner Wille zwingt den unheimlichen Riß.

Und der Freund? Drunten steht er im stäubenden Sturzbach, läßt sorgsam das sichernde Seil durch die Hände laufen und achtet des kämpfenden Kameraden, von Kälte und Nässe durchschauert.

Steif und ungefüge stellt sich neben mich das einst so geschmeidige Seil, dick, aufgedunsen vom Wasser. Auf luftiger Bahn fährt der Rucksack zur Höhe, der Rucksack, der uns einst treulos verließ, den nun ein Schuster in Cortina in Fesseln gelegt, die er nicht mehr so leicht zerbrechen sollte.

Von der hereinbrechenden Nacht überfallen stehen wir im Grunde des wasser- und eisschlagdurchtosten Kamins. Hier ist unseres Bleibens nicht. Doch nirgends ist auch nur ein Plätzchen zum Stehen zu entdecken. Rechts und links nur die unheimlich glatte, senkrecht aufstrebende, gelbrote Turmwand, getrennt durch die wasserüberstürzte Depression.

Wir klettern hinein in die Nacht und suchen. — Endlich finden wir ein kleines, ein winzig kleines Plätzchen. Wie ein Schwalbennest so kühn hängt's da draußen! Schuttbedeckt, doch unerreichbar den Geschossen aus dem Kamin.

Voll Hoffnung auf den folgenden Tag richten wir uns ein. Erst wird der Schutt abgeräumt, dann werden zwei Haken geschlagen und ein Geländerseil gespannt, in das wir uns mit Karabinern beweglich einhängen. Dann

setze ich mich, nehme Fritz zwischen die Beine und zum Schluß ziehen wir den Zeltsack über uns. Die Nacht kann beginnen.

Und sie kommt mit all ihren übeln Begleiterscheinungen. Ist es zuerst noch möglich, die in unseren Kleidern steckende Nässe und Kälte durch das enge Aneinanderrücken immerhin erträglich zu gestalten, so müssen wir uns doch bald gegenseitig massieren, um das Blut zum Kreisen zu bringen, denn an Bewegung, an ein Ausstrecken der Glieder, Andern des Sitzes ist nicht zu denken.

Wie lange doch eine solche Nacht sein kann! Und wie oft die Uhr jetzt ihr nachtleuchtendes Zifferblatt weisen muß. Jede halbe Stunde, ja fast jede Viertelstunde wird abgelesen. Ich lege meinen Kopf auf Fritzens Schulter, er den seinen auf meine und wir versuchen auf Minuten — vielleicht sind es auch nur Sekunden — zu nicken.

Endlich erwacht der Tag! Wogen von Licht durchfluten den Äther. Kampfeswille eifert nach neuer Tat, Siegeslust siebert nach letztem Ringen, Sonnensehnsucht dürstet nach Himmelsbläue.

Ein Blick noch zum Kameraden, dann werfe ich mich mit kältestarren Händen gegen das letzte unheimliche Aufbäumen der Südwestkante der Mar-molata.

Der Sturzbach hat nachgelassen, doch ist er immer noch stark genug, um die alte Nässe mir aus den Kleidern hinauszutreiben, mir neues Grauen durch den Körper hindurchzujagen.

Schutz unter einem Überhang! Fritz kommt nach. Und jetzt? Rechts oder links? Die Depression zwischen den beiden gewaltigen Mauern zieht nur wenige Meter breit als überhängende Steilrinne nach oben. Rechts eine schwache Einsenkung, links ein Riß. Wo gangbar? Rechts? Wasser, Wasser! — — — Es ist unmöglich! So muß es links gehen! — — — Ein verbissenes Ringen. Die Faust schlägt zwischen das Gestein, verklemmt sich, zerrt den Körper weiter; die Haut klebt am Fels, die Hände bluten. Was tut es! Jeder Zentimeter bringt uns dem Gipfel näher.

So ringen wir. Wieder vergehen die Stunden. Nichts kann uns irre machen an der festen Zuversicht, daß wir schon bald den Gipfel erreichen müssen! Nichts! Auch nicht der wiederbeginnende Eis- und Stein Schlag, auch nicht das erneute Anschwellen des Sturzbaches, auch nicht die unheimliche Eisbarriere, die sich plötzlich vor mir aufstut. Kampf bis zum Äußersten — mehr wird sie nicht fordern. Doch sie fordert mehr!

Der Kamin ist plötzlich tiefer geworden, zieht sich auf viele Meter hinein in die Bergflanke, wird eng, von Überhängen gesperrt. Und über seine Wände ergießen sich glitzernde Eiskaskaden, an Vorsprüngen und Wülsten wachsen riesige Nadeln, Säulen von Eis stützen die Überhänge!

Ein märchenhaft schönes Bild!

„Fritz hörst Du die Stimmen, Stimmen vom Gipfel; dort siehst Du die Scharte! Es kann nicht mehr weit sein!“

Und ich wüte im Eis, fresse mich hinein in zierliche Pfeiler, in das glitzernde Gemäuer. Das Märchen zerbricht!

Zentnerweise stürzen die Trümmer, ein paar Sprünge über die Eiserinne, die uns in die Tiefe des Kamins geführt, und dann hinaus — — — hinunter — — —.

Zwischen Eis und Fels wühle ich mich weiter, ich stemme, spreize, der Kletterhammer raft — — —! Sicherung?! Soll ich das Seil um einen Eiszapfen herumwickeln? Der Fels läßt den Haken nicht greifen — — —. Verdammst, nun springt er mir auch noch aus den Fingern, stürzt, verschwindet — — —.

Auch über uns bricht wieder die Hölle los. Die Sonne zielt senkrecht herein in die Tiefe des Schlundes, weckt vielfaches Leben in dem vor kurzem noch toten Raum. Wie das gurgelt und rieselt, wie das sucht und gräbt, wie das löst und kracht, wie das poltert und stürzt! Und wir stehen darunter, darin.

Ich wühle mich weiter zum nächsten Überhang. Der Hammer bricht kleine Kerben ins spröde Glas, die Finger verkrallen sich an Wülsten im Eis, der Fels verschwindet mehr und mehr.

Und immer mächtiger wird das Eis, es schwillt, es erfüllt den Kamin!

Da formt sich erst langsam, undeutlich, dann immer greifbarer vor mir das eine Wort, das den Kampf entscheiden konnte, entscheiden mußte: Unmöglich!

Wenige Meter über mir das große Dach, der Schlußkamin, doch unmöglich — — — jeder Schritt weiter ist ein Verbrechen am Kameraden, der ohne jede Sicherung unten im Kamin sitzt und bei einem Sturz von mir unweigerlich hinausgerissen würde. — — —

Es hilft nichts. Der Weg zum Gipfel ist unmöglich; an den letzten Metern — — — es dürften nur noch wenige Seillängen sein — zerbricht unser eisernes Wollen.

Doch etwas anderes regt sich in uns: Der unbedingte Wille zu leben, der unbeugsame Wille, wieder hinauszukommen aus dieser Wand, die kein Erbarmen mit uns kennt, die uns elend zugrunde gehen ließe, wenn wir uns selbst aufgäben.

Zurück heißt die Lösung, zurück auf demselben Weg, den wir gekommen.

Rückzug durch den vereisten Kamin! Abstieg durch die steile Eiserinne!

Dann können wir hinabschauen über den unheimlichen Weg, den wir zum zweitenmale gehen müssen, abgekämpft, durch Nässe und Kälte in einem

Zustand, der ohne eiserne Energie vollkommener Erschöpfung nicht mehr fern ist, die Seile zum Abseilen fast unbrauchbar!

Die Keepschnur opfert Stück um Stück; manch treuer Haken trägt uns, bis wir wieder auf festem Boden sind. Vorbei gehts an den Stellen, mit denen wir vor kurzem erst gerungen, am Beiwachtplatz, am Steinmann der Erstbegeher. Hinab durch Wasser und Grauen. Rings auf Vorsprüngen und Erfern liegen Eistrümmer, zerborsten zu kleinsten Splintern.

Hinab! Fast unglaublich, daß bis jetzt erst einmal das ungefüge Seil sich verklemmt, daß ich erst einmal den Weg zum Haken nochmal gehen mußte, um das Seil zu lösen.

Der helle, schneeweiße Schutt der ersten Terrasse leuchtet herauf. Wie weit noch der Weg und wie kurz der Tag. Kälte und Nässe zermürben die Kräfte immer mehr. An Sonne ist nicht mehr zu denken.

Der Kamin geht zu Ende. Über's Gesims schleichen wir hinaus in die Wand, von einem kalten, schneidenden Wind empfangen, und zähneklappernd suchen wir den Weg hinab zur Terrasse.

Die Dämmerung kommt, — — — die Nacht herrscht! — — — Das Kar ist ertrunken im Dunkel. Beim Schein der Laterne zwingen wir die Nägel hinein ins Gestein. Da stürzt sie Fritz aus der Tasche — — — doch schon nach Sekunden der Aufschlag im Kar. Ein Trost, weit kann es nicht mehr sein.

Die letzten Haken graben sich hinein in die Dunkelheit.

Und dann sind wir unten, schwanken durch die Nacht hinab zur Hütte, wo bereits die Führer tagen zur Einleitung der für den folgenden Tag scheinbar notwendig werdenden Totenbergung. Die abgeschlossenen Wetten stehen mit einem gewaltigen Plus für: Tot! Auf Lebend hat nur mehr — — — die Köchin zu setzen gewagt.

Und doch sind wir wiedergekommen.

*

Dem Ringen um die Marmolatafante war kein Sieg beschieden gewesen. Doch die nur an den ganz außergewöhnlich schlechten Verhältnissen gescheiterte Fahrt ließ mir keine Ruhe. Ich hoffte auf einen neuen Sommer, auf einen Sommer voll Sonne. Dann mußte das Eis schmelzen, das uns den Sieg entriß, dann mußte der Weg frei werden über die Südwestfante der Marmolata.

Das Jahr 1931 brachte noch schlechtere Wetterverhältnisse als das vorangegangene. Drei Tage auf Contrin in Regen und Schnee ließen das Ausichtslose eines Versuches schon von vornherein erkennen. Dazu war es Anfang

September, so daß also auch bei Besserung des Wetters eine Besserung der während des ganzen Sommers schlechten Verhältnisse nicht mehr möglich gewesen wäre.

Wir waren nicht die Einzigen geblieben, die um die Kante warben. Doch kaum weiter als bis zur ersten Terrasse vorzudringen war bis dahin nur einer Partie gelungen. Von Andern wußte man bloß, daß sie sich aus sicherer Ferne für den Riesenfeiler erwärmten. Warum trafen sie ihm nicht näher? Etwas Düsteres, Unausprechliches schien über diesem Weg zu lasten. Fürchtete man sich vor einem Geheimnis, vor dem halb mystischen Schleier, der sich über das große Dach und über den Ausstiegskamin gelegt hatte?

Die erste Begehung der Kante, der man in den letzten Jahren schon halb ungläubig gegenüber getreten war, begegnete immer größeren Zweifeln. „Der Club Alpino“, erwähnte Micheluzzi einmal mir gegenüber, „will Zeugnis haben für die Kante. Wie sollen wir's geben, da uns doch beim Aufstieg niemand gesehen hat. Es ist nur zu erbringen durch eine zweite Begehung“. 1931 erhoffte er sie von uns, nachdem er sie 1930 befürchtet hatte!

So kam der Sommer 1932. Seit Jahren der erste, der es wahrhaft gut mit uns Bergsteigern meinte. Bis gegen Ende August blieben wir in den Westalpen und hielten schöne Ernte. Wie oft eilten von schwankem Felsenhorst, aus brüchigem Schiefer, aus glatter Urgesteinswand heraus unsere Gedanken ins schöne Südtirol zu dem Riesenfeiler der Dolomitenkönigin. Fester schlossen sich die Finger um den Stiel des Kletterhammers — — —. Ja, du warst auch dabei vor zwei Jahren, rechtst zwar auf neuem Stiel stolzer dein schweres Haupt, doch in der Arbeit und Treue bist du noch immer der Alte! — Nur widerwillig grub sich so mancher verbeulte und verbogene Haken ins ungewohnte Gestein, ließ sich so willig wieder herausnehmen, gleichsam als wüßte er, daß er ja bald wieder dort bestehen dürfe, wo er sich vor zwei Jahren seine Scharten und Wunden geholt.

Ende August — wir machten gerade noch rasch einen Abstecher aufs Matterhorn — versuchten Perathoner und der Grödner Führer Glück mit einer Engländerin die Marmolatafante zu begehen. Die Partie gelangte bis unter das große Dach und keinen Schritt mehr weiter. „Strabiombo impossibile passare“ schrieben sie auf einen Zettel, den sie unter dem Überhang zurückließen, riefen um Hilfe und waren schon kurze Zeit später unter tätiger Hilfe von 14 Führern mit etwa 200 Metern Seil geborgen. Die Hauptarbeit bei der Bergung soll Micheluzzi, der Freund Perathoners, geleistet haben.

Wenige Tage nach diesem von gewisser Seite sogar als zweite Begehung bezeichneten Versuch kamen wir — Fritz Kast aus Pforzheim und ich — nach Canazei. Man versäumte nicht, uns über alles die Kante Betreffende zu

unterrichten. Zu besonderer Eile wollte man uns dadurch anspornen, daß man uns wieder mal erzählte von solchen, die auch die Absicht hätten, die Kante zu versuchen. Doch in aller Ruhe gings nun am folgenden Tag erstmal in die Westwand der Pordoispiße, um wieder im Dolomittfels heimisch zu werden. Denn die ganze Zeit vorher waren wir im Urgestein tätig gewesen. Andererseits wäre meinem Begleiter, der überhaupt noch nicht in den Dolomiten geklettert hatte, mit der Marmolatakante als erste Dolomitenfahrt doch etwas viel zugemutet gewesen.

Nach der Westwand der Pordoispiße, die in der Schwierigkeit der alten Marmolata-Südwandroute entsprechen dürfte und landschaftlich ganz unvergleichlich schön ist, gings zum Contrinhaus, um gleich am folgenden Tage der Kante zu Leibe zu rücken. Mir wars, als lägen keine zwei Jahre zwischen uns und jenem Ringen, als wäre es erst gestern gewesen, als wäre der Weg zum Umbrettapaß ein Weg, den wir tagtäglich gehen müßten.

Dort, wo der Weg zum Umbrettapaß sich trennt von dem zur Marmolata-scharte, blieben unter dem gleichen Felsen die Nagelstiefel, um die gleiche Zeit wie vor zwei Jahren standen wir am Einstieg, gleich schön war das Wetter. Die Arbeit war in den letzten zwei Jahren um nichts leichter geworden. So war es denn schon gegen Abend, als wir unseren alten Beiwachtplatz erreichten. Es standen uns zwar immer noch etwa zwei Tagesstunden zur Verfügung, aber da ich nicht wußte, wie die Verhältnisse weiter oben ausschauten, zog ich den alten Platz vor.

Als gut waren die Verhältnisse bisher nicht zu bezeichnen. Die ganze Kaminreihe war wieder ziemlich stark wasserüberonnen, ein Zeichen dafür, daß wir weiter oben wiederum Eis antreffen würden. Also nicht die günstigsten Ausichten für den folgenden Tag. Doch unsere Ausichten wurden auch in anderer Hinsicht nicht besser. In der Nacht schlug das Wetter um, es begann zu regnen, der Bach neben uns schwoll an. Bei Tagesanbruch war natürlich nichts zu sehen als die allernächsten Felspartien, doch der Regen hatte momentan aufgehört. Uns beherrschte trotz allem nur der eine Gedanke: „Durch!“ Und obwohl es nach kurzem wieder zu regnen, zu hageln und schließlich zu schneien anfing und den ganzen Tag über nicht mehr aufhörte: — „Durch!“ war unser einiger Wille, „nur diesen Weg nicht mehr zurück!“

Nach wenigen Seillängen standen wir unter dem großen Dach: Ein Riesenschloß deckt den Kamin — ein Dach von etwa 12 Metern Tiefe und 3 bis 4 Metern Breite. Ich sah es heute zum erstenmal, trotzdem ich vor zwei Jahren nur wenige Meter darunter stand, denn vollkommen begraben lag es damals unter den Eismassen.

Die Möglichkeiten, das Dach zu erklettern, waren rasch erschöpft. Nur die

rechte Wand wäre vielleicht bei ganz trockenem Fels zu packen, doch dieser Idealzustand dürfte hier wohl kaum einmal anzutreffen sein, abgesehen davon, daß heute Schmelz- und Eiswasser gemeinsam in tollem Lauf über die Wände stürzten. Im Kaminhintergrund lag der schon erwähnte Zettel der Partie Peratoner.

So gemächlich es sich unter dem trockenen Dach hätte sitzen lassen, wir hatten keine Muße dazu. Denn nur dieses Dach trennte uns noch vom Ausstiegskamin, der, einmal erreicht, uns auch vollends hinaufbringen mußte. Mein erster Gedanke ging nach einem Seilquergang, mit Hilfe dessen man aus dem Schluß hinausquerte, bis der Überhang von außen gepackt werden konnte. Doch was schimmerte da oben so hell durch das Dach? Ein Spalt zwischen Wand und Block! Schon war ich droben und versuchte ihn größer zu machen. Schutt, kleinere Blöcke, Eis. Es rieselte, es polterte, Wasser stürzte nach; meine Kleider waren bald nur noch schmutzige, nasse Fetzen, die am Körper klebten. Zwei Möglichkeiten: Entweder wir bringen das Loch so groß, daß wir hindurchschlüpfen können, oder wir werfen wenigstens das Seil hindurch, um an ihm außen über den Überhang hinwegzuklettern. Friß löste mich ab, beförderte noch manchen Brocken, manches Stück Eis hinab in die Tiefe, doch zum Durchschlüpfen blieb das Loch für unsere Statur zu eng.

Seile hindurch: Ein Sicherungsseil, ein Quergangseil. Beide hingen nun natürlich weit draußen herab. Durch Abklettern im Kamin wurden sie erreicht. Und dann kam das entscheidende Manöver: Friß saß im Kamin und sicherte. Ich saß im Quergangseil, das also nun außen über den Überhang lief und durch das Loch wieder herein unters Dach, wo es von einem Haken unterstützt war. Ich brauchte mich nur loszulassen, um in einem Schwung hinauszufliegen unter den Überhang, der nun nach wenigen raschen Zügen überwunden war. Ich erreichte das Ende einer breiten Eisrinne, die nach etwa 60 Metern zum Schlußkamin führte.

Schon Spuren des Gipfels, das Dach einer alten Kriegsbaracke!

Das Quergangseil mußte nun für Friß über dem Überhang unterstützt werden, eine Arbeit, die nach langem, langem Suchen endlich gelang. Dann konnte auch Friß das Riesendach hinter sich bringen.

Doch unsere Hoffnung, dem Ziele nahe zu sein, wurde bitter enttäuscht. Mitleidlos prasselte der Regen auf uns nieder. Der als leicht erwartete Schlußkamin zeigte sich als gewaltige, überhängende Kaminreihe, die, vereist, brüchig, blockgesperrt, glatt, noch mit etwa 150 Metern über uns hing. Ein wilder Bach tobte zwischen den Wänden herab. Doch was gab es für uns noch anderes als hindurch? Eiseskälte und Nässe verzehrten die besten Kräfte. Mit eiserner Energie zwangen wir Kaminabsatz um Kaminabsatz. Die Kälte

schüttelte uns, daß die Zähne aufeinanderschlügen, freies Stehen war unmöglich, die zitternden Beine vermochten den Körper nicht mehr zu halten. Erst wenn beim Klettern jeder Muskel gespannt war, zwang die Arbeit auch wieder die Nerven zu ihrer Pflicht.

Mittags um 4 Uhr hatten wir endlich nach unheimlichsten Stunden den Marmolatagipfel erreicht, dort, wo noch etliche zerfallene Baracken vom Dolomitenkrieg künden. Aus dem strömenden Regen traten wir hinaus in peitschenden Sturm und nur das Bewußtsein, daß dort drunten im Tal ein Dach, trockene Kleider, ein heißer Tee auf uns wartete, ließ uns so rasch über den Westgrat hinabkommen. Nur gedämpft vermochte uns die Freude am Sieg zu erfüllen. Erst als wir wieder drunten bei unseren Stiefeln standen, da rang sich der erste befreiende Schrei aus der Brust und langsamen Schrittes zogen wir hinunter zur Hütte.

Zwei neue Wege aufs Bietschhorn

(Südostgrat und Nordwestwand)

Von Walter Stöffer

Der Typus des schönen Berges ist für die allermeisten, Laien wie Bergsteiger, das Matterhorn. Doch wer das Bietschhorn kennt, wird sich diesem Urteil wohl schwerlich anschließen. Vergessen von den Meisten, da ihm angeblich wenige Meter zum Viertausender fehlen, ein Dornröschen unter den Bergen, fanden Jahrzehnte hindurch nur die Besten zu ihm den Weg.

Eine stolze, gewaltige Pyramide wuchtet der herrliche Berg über der das Rhône- und Lötschental trennenden Bergkette, um etliche hundert Meter alle Nachbarn überragend. Seine eisgepanzerte Nordwestflanke stürzt hinunter ins reich besiedelte Lötschental. Zwischen engen Mauern zwingt sich der Eisstrom des Nestgletschers hindurch, seine Schmelzwasser eilen schäumend und tosend hinab zur wilden Lonza. Nach Osten schaut eine mächtige Felsflanke, kühne Grate ziehen hindurch, glitzernde Eiszungen lecken hinauf bis zum Gipfel, ein Aufbau von einer Harmonie und Ebenmäßigkeit, wie er kaum einem andern Berge eigen ist. Fast ein Abbild der Ostflanke wächst vom Bietschjoch die Westflanke empor. Doch das Schönste, Gewaltigste an diesem Berge ist die unvergleichliche Südwand. Eisgefüllte Rinnen zwischen türmebewehrten Felsgraten streben unaufhaltsam hinauf zum Gipfel. In dieser Wand klingt nur ein Motiv: Aufwärts! Gipfelwärts!

Am 13. August 1859 ward zum erstenmal sein Gipfel betreten. Josef Ebener, ein kühner Gemsjäger, führte Sir Leslie Stephen vom Bietschjoch aus über den Nordgrat hinauf. Denselben Weg erreichten sieben Jahre später Freshfield und Tucker vom Baltshiederjoch, so daß, ehe ein weiterer Weg überhaupt eröffnet war, der Nordgrat mit seinen beiden heute häufig begangenen Zugängen bezwungen war. Im folgenden Jahre, am 19. August 1867, ward der heute gebräuchlichste Aufstieg über den Westgrat von Edmund von Fellenberg erschlossen. Der die Ostwand teilende Ostsporn führte am 25. Juli 1878 die Herren Dent und Maund durch die Ostflanke. Am längsten vermochte die Südwand ihre Geheimnisse zu wahren. Emil und Ditto Zsigmondy, Ludwig Purtscheller und Professor Schulz kämpften sich am 2. September 1884 durch die steinschlaggefährlichen Eisrinnen hinauf zum Gipfel. Während alle andern Wege aufs Bietschhorn öfters gegangen werden, wagten sich nur wenige hinein in die unheimliche Südwand, so daß sie bis heute wohl kaum mehr als ein halbdutzendmal durchstiegen worden sein dürfte.

Die Aufstiegsmöglichkeiten schienen erschöpft zu sein, denn auf lange Jahre wird es still ums Bietschhorn. An die Eiswand in der Nordwestflanke wagt niemand zu denken, und der Südostgrat? — — — Man bucht ihn als Problem; ihn zwingen, ihn in ganzer Länge begehen zu wollen, das dürfte noch vor wenigen Jahren als nicht gerade aussichtsreich gegolten haben. Und doch erzählt die Mär von einem Versuch, der vor vielen Jahren dort unternommen worden sein soll:

Zwei Schmiedegesellen, zwei lustige fecke Brüder, waren einst nach Karon, einem Dörfchen am Fuße des Bietschhorns im Rhönetal, zugezogen. Als kühne Gensjäger durchstreiften sie die gesamte Bergumgebung und dürften wohl auch vor allem dem Bietschtal manchen Besuch abgestattet haben. Da die zwei sich nun gern in Karon niedergelassen hätten, so wurden sie bei den Herren von Karon um Gewährung des Bürgerrechts vorstellig. Dies wurde ihnen versprochen, doch wurde folgende Bedingung daran geknüpft: Sie müßten den Gipfel des Bietschhorns erreichen über die Türme des Südostgrates. Und die zwei, die ja auf ihren Jagdzügen schon manchen Strauß mit Fels und Eis ausgefochten hatten, wagten sogleich den Versuch. Erfolglos! Die schlanken Türme wiesen sie zurück. Doch sie gaben sich nicht geschlagen, zogen hinunter nach Karon und schmiedeten sich eiserne Haken, mit denen sie einen zweiten Versuch wagten, der wiederum erfolglos blieb. Bei späteren Versuchen des Grates, so schließt die Geschichte, soll man noch eiserne Stifte am Südostgrat gefunden haben, die von den beiden fecken Schmiedegesellen aus Karon stammten.

Der Südostgrat blieb Problem. Manch einen lockten die stolzen Türme, doch nicht ein einziger Meter des kühnen Grates ließ sich zwingen. Unbesiegt stieg weiterhin die gewaltige Himmelsleiter hinauf zum Berg. Und Mittelholzer konnte noch vor wenigen Jahren in seinem Bilderwerk „Alpenflug“ zu seiner herrlichen Bietschhornaufnahme die Anmerkung setzen: „Rechts der turmgespickte, noch unbegangene Südostgrat!“ Dieser Hinweis war es, der mich zum Bietschhorn brachte. Mein vielbelesener Freund Hans Moldenhauer entdeckte die wenigen Worte, wies mich darauf hin, und von diesem Augenblick ab trat das Bietschhorn an die erste Stelle in der Reihe der von mir umworbenen alpinen Probleme. Sofort im Sommer des Jahres 1931 sollte die Lösung dieser Aufgabe versucht werden.

Das Bietschhorn ward der alles in mir beherrschende Berg, war und blieb der volle Inhalt meiner Bergsehnsucht zwei Jahre lang. Alles Sinnen und Trachten galt ihm, jede freie Minute galt dem geistigen Rüsten zum gewaltigen Ringen. So stark verwuchs der Berg mit mir, daß mir die Lösung seiner letzten Probleme gewissermaßen zur Pflicht und heiligen Aufgabe wurde.

Mit Fritz Kast, einem jüngeren Mitglied unserer Klettergilde „Battert“ zog ich Anfang August in die Berge. Noch hieß es die Sehnsucht nach dem Bietschhorn bezähmen, denn mein Begleiter, der bis dahin nur harmlose Rätikonfahrten hinter sich hatte, sollte erst noch mit einigen Ostalpenturen Gelegenheit bekommen, sich in die schwere Felsarbeit einzufühlen. Nach dem guten Gelingen mehrerer Fahrten fand ich ihn reif für die Westalpen und schon wenige Tage später betraten wir zum ersten Male die Bietschhornhütte des A. A. C. Bern. Es galt der Lösung einer Aufgabe, deren Größe wir aus der Ferne noch gar nicht hatten erkennen können, es galt der Bezwingung des Südostgrates. Denn vom zweiten Problem, der Nordwestwand, war mir damals noch nichts bekannt.

Unsere erste Absicht bestand nun darin, einmal den Berg an sich kennen zu lernen und den noch unbegangenen Südostgrat im Besonderen zu studieren. Doch das Wetter machte uns selbst diese Arbeit fast unmöglich. Am 17. August waren wir im Regen auf die Hütte gekommen, nachdem wir seit 7. August fast ununterbrochen von Regen verfolgt worden waren. Der 18. August zeigte das gleiche Gesicht, unsern Berg hatten wir überhaupt noch nicht gesehen. Nur daß die Schneegrenze seit gestern schon wieder tiefer gerückt war, ließ uns ahnen, daß wir noch manchen Tag aushalten müßten, wollten wir nicht ohne Erfolg abziehen. Also richteten wir uns recht häuslich in der Hütte ein, stiegen vor allem einmal hinunter zur Waldgrenze, um uns auf längere Zeit mit Holz einzudecken.

Der 19. August endlich zeigte ein freundliches Gesicht. Es schien, als wollte sich das Wetter zum Besseren wenden. Ein herrlicher Sonntag begleitete uns aufs Bietschjoch, auf Schwarzhörner und Wilerhorn. Es galt an diesem Tage keinen Laten, nur sehen wollten wir. Und was wir sahen, war ein Bild, wie wir's noch nie in den Alpen erblickt hatten, war eine Bergesprache, die zu beschreiben jeder Superlativ zu schwach, zu abgegriffen erscheint. Das Bietschhorn steht vor uns: Rauhreif überzieht die felsigen Flanken, glitzerndes Eis überkleidet schlanke Nadeln und Türme, eine lichte, sonnendurchglühete Wolke umgibt den gewaltigen Berg, legt gleichsam schirmend ihre Arme um ihn. Ein Bild wie von einer andern Welt, so unnahbar schön. Man fürchtet sich, ihm näherzutreten, aus Sorge, es könnte verschwinden. Und wahrhaftig, in mir regt sich auch nicht der leiseste Wunsch, auf dieses Gebilde hinaufsteigen zu wollen. Nur schauen!

Der Nachmittag sah uns auf dem Wilerhorn. Vor uns stand immer noch der herrliche Berg! Doch die Wolke war verschwunden, die Sonne löste lang-

samt den Raubreif, mehr und mehr trat der schwarze Fels zutage. Der Berg war wirklich geworden. Jetzt ward auch in uns wieder das Wollen wach, das Kämpfen- und Siegenwollen, und wo wir bisher nur einen gewaltigen, unangreifbaren Berg gesehen hatten, da gab es nun Wege und Möglichkeiten: Links der Nordgrat, vor uns der Westgrat und rechts der unvergleichliche Südostgrat.

Aus dem gewaltigen Halbrund des Kämi, wie das oberste Bietschtal genannt wird, schwingt sich Turm an Turm der herrliche Grat empor bis zur Südostschulter, P. 3535. Ein türmebesetztes, waagrechtes Gratstück leitet hinüber zum zweiten, dem ersten an Kühnheit ebenbürtigen Gratausschwung, der mit glattwandigen, stolzen Türmen besetzt zum Gipfel hinaufzieht. Ein Grat, wie ich in den gesamten Alpen noch keinen gesehen hatte. Zweifel über die Begehbarkeit dieses ungemein kühnen Grates wechseln mit der stillen Zuversicht, daß uns ja schon mancher unmöglich geltende Aufstieg zugefallen, daß zäher Kampfes- und Siegeswille, gepaart mit höchster technischer Fertigkeit, selbst größte Schwierigkeiten zu überwinden weiß.

An Hand des alten „Hochgebirgsführers durch die Berner Alpen“ und der Karte wird nun vor allem die Zugangsmöglichkeit zum Grat studiert und bald auch eine solche gefunden. In der Beschreibung des Südwandweges heißt es nämlich: „Von einem Biwak im obersten Kämi steuert man genau nördlich zu der Nordostecke des kleinen, unbenannten Gletschers am Fuße der Südwand. Von hier führt ein fürchterlich aussehendes, aber bequemes Band in 20 Minuten zu dem Südostgrat des Berges, von wo man hinunterschaut auf die sehr steilen, rauhen Hänge „In der Trift“. Damit war der Zugang zum Grat gegeben.

Ob am folgenden Tag schon ein Versuch gewagt werden konnte? Noch lagen die Flanken des Grates voll Neuschnee, doch die Aufschwünge der Türme konnten ihrer Steilheit wegen nur mehr wenig Schnee tragen, konnten unter Umständen sogar schneefrei sein, so daß also ausgesprochen schlechte Verhältnisse nur an flacheren Gratstücken anzutreffen sein konnten, wo sie zu bewältigen sein mußten. Also ward auf den 20. August der erste Angriff festgesetzt.

Doch statt daß wir an diesem Tage in unseren Grat einsteigen konnten, mußten wir hinunter ins Löttschental nach Wiler, um neuen Proviant zu holen, denn das Wetter war wieder umgeschlagen. Schon am Abend vorher hatten Wolkenschleier es erkennen lassen. Grotteske Wolkenformen, weitbeschwingte Vögel, zierliche Fische, riesige Zeppeline hatten den Himmel bevölkert. Und jetzt wälzten sich wieder die schmutziggrauen Wolkenballen über den Löttschberg herüber, stürmten über's Tal, um sich an unserem Berge

festzuhängen. Es schneite bis zur Hütte, der Schafberg ward weißer und weißer. — — —

Der 21. August war nicht besser. Erst gegen Mittag hellte es etwas auf. Also hinauf zum Bietschjoch, um nach den nunmehrigen Verhältnissen am Berg zu sehen. Hatten wir beim ersten Aufstieg das Joch in etwa $\frac{5}{4}$ Stunden erreicht, so benötigten wir heute fast 2 Stunden. Denn dort, wo sonst ein richtiger Pfad getreten ist, da mußten wir uns mühsam durch den weichen Neuschnee hindurchwühlen. Droben am Joch das gleiche Bild. Stunden benötigte der sonst so harmlose kurze Bummel auf's kleine Nesthorn. Ob unter diesen Umständen überhaupt noch an den Südostgrat gedacht werden durfte?

Der 22. und der 23. August brachten Schnee — — — Schnee — — — Schnee — — —. Längst war die Schneegrenze bis weit unterhalb der Hütte hinuntergerückt. Am Schafberg waren die letzten Felsrippen im Schnee verschwunden. Der Versuch des Südostgrates ward endgültig als aussichtslos aufgegeben.

Die Pläne wurden umgestellt. Am nächsten schönen Morgen sollte der Nordgrat angegangen werden, um nicht ganz ohne Erfolg abziehen zu müssen. Der 24. August schien nun tatsächlich unseren geänderten Plänen hold zu sein. Wir ließen uns weder durch die $2\frac{1}{2}$ Stunden entmutigen, die wir heute zum Bietschjoch brauchten, noch durch die $1\frac{1}{2}$ Meter Pulverschnee, durch die wir uns ebenso mühselig wie langsam über den Nestfirn zum Nordgrateinstieg hindurchwühlen mußten. Ja, wir liebäugelten sogar zum ersten Male ernstlich mit der Nordwestflanke, durften jedoch wegen der ganz ungemein großen Lawinengefahr an einen Versuch derselben gar nicht denken. Doch auch im Nordgrat fanden wir Verhältnisse, wie sie ungünstiger wohl kaum angetroffen werden konnten. Vom Fels war außer an senkrechten und überhängenden Stellen kaum mehr etwas zu sehen. Trotzdem kamen wir, wenn auch langsam, hoch und waren fast in Höhe des Eisgrates, als sich der Himmel von neuem überzog. Ein wütender Sturm kam auf und jagte uns den feinen Pulverschnee ins Gesicht, peitschte unbarmherzig jede erreichbare Körperstelle. Im Nu waren die nassen Handschuhe an den Händen steif gefroren. Ein Klettern war nur möglich in den immer kürzer werdenden Atempausen des Sturmes. Ein weiterer Anstieg wäre wahnwitzig gewesen. Jetzt konnte es nur noch gelten, uns heil aus dieser Hölle hinauszubringen.

Am 25. August wurden alle Bietschhornpläne aufgegeben! In welcher Verfassung wir ins Löttschental abstiegen und nach Brig fuhren, brauche ich nicht zu schildern. Nicht nur, daß die letzten 3 Wochen uns jeden Erfolg versagt hatten, auch die uns noch zur Verfügung stehende Zeit ließ nichts mehr erwarten. Ziel- und entschlußlos packten wir in Brig unsere Rucksäcke. Wohin

die Reise? Wir wußten es nicht, denn überall war das Wetter das gleiche, überall waren die Verhältnisse gleich trostlos.

Da wurde überraschend das Wetter am 26. August gut. Zum ersten Male ließen alle Anzeichen vermuten, daß die Besserung nicht nur von kürzester Dauer wäre, trotzdem die Wetterberichte noch immer nicht günstig lauteten. Was wir nie zu hoffen gewagt hätten, traf ein: Auch der nächste Tag blieb schön. Und diese Tatsache, daß es noch immer möglich war, daß an zwei aneinanderfolgenden Tagen die Sonne schien, riß uns aus unserer Entschlußlosigkeit heraus; innerhalb weniger Minuten stand unsere Absicht fest und waren wir marsch- und fahrbereit: Zurück zum Bietschhorn!

Am Abend bezogen wir wieder unser gewohntes Hüttenlager. Um $1/23$ Uhr früh verließen wir die Hütte. Dem Bietschhorn galt's und zwar bei solchem Wetter nur über den Südostgrat. Endlich sollten wir diesem gewaltigen Grat Auge in Auge gegenüberstehen, endlich sollten sich seine Geheimnisse offenbaren, endlich galt es den lang- und heißersehnten Kampf.

Was stört uns der Schinder hinauf zum Joch, wenn's zum Südostgrat geht? Was das dauernde Durchbrechen durch die dünne Harstschicht? Schon längst ist es Tag geworden, als wir unter der wuchtigen Südwand zum kleinen Gletscher queren, von dem aus wir den Grat erreichen sollen. Näher rücken die schlanken Türme, mit denen wir ringen wollen. Immer unnahbarer und steiler recken sie sich zur Höhe.

Der Gletscher liegt in einem nach Süden geöffneten Halbrund, glatte Wände, die von Stein Schlag, Lawinen und Schmelzwasser auch der geringsten Rauigkeit beraubt sind, umschließen ihn. Ein Erreichen der Südwand von hier aus ist unmöglich. Doch rechts drüben durch die Westflanke unseres Grates zieht ja das bekannte, fürchterlich aussehende Band. Ich muß gestehen, in dem Zustand, in dem wir das Band antrafen, sah es auch für unsere Generation noch fürchterlich genug aus und war zudem auch nicht gerade leicht zu begehen. Nach etwa 50 Metern verliert es sich in der Felsflanke des Grates, noch etwa 2 bis 3 Seillängen über uns liegt die Gratschneide. Wenig nach rechts gelangen wir in eine Rinne zwischen schlanken Türmen. Vereist der Fels, Neuschnee darüber, Verhältnisse, wie sie hier noch gemeistert werden können. Werden sie weiter oben besser werden? Ist es nicht Wahnsinn, bei solchen Verhältnissen diese Fahrt zu wagen? Doch immer wieder beruhige ich mich in der bestimmten Erwartung, daß die Türme weder Schnee noch Eis tragen und wahrhaftig, als wir die Gratschneide erreicht haben, atme ich erleichtert auf. Vor uns liegt der gewaltige erste Aufschwung; wie eine Himmelsleiter schwingt er sich empor. Rechts und links in den Falten seiner unbegehbaren Flanken Eis und Schnee, doch die direkte Schneide ist frei, lockt und zieht



Bietschhorn von Nordwesten



Bietschhorn vom Bietschjoch

Blick vom Zeltlager auf die Südwand
und den Südgrat des Bietschhorns

uns hinauf. Warme Sonne liegt auf dem grauschwarzen Gestein, läßt uns vergessen, daß in den Flanken eisiges Grauen wohnt.

Über die messerscharfe Schneide erreichen wir den Fuß des ersten Turmes. Links unter uns leuchtet der kleine Bietschgletscher, darüber die Rinne und Türme der Südwand. Rechts fast das gleiche Bild: Im Halbbrunn zwischen unserem und dem Stockhorngrat liegt der kleine Triftgletscher, darüber die zur Südostschulter hinaufziehende Flanke. Nach rechts und nach links stürzt brüchiger Fels in die Tiefe, gräbt sich schon nach wenigen Sekunden in den weichen Schnee.

Vermodernte Seilschlingen, eine Flasche am Fuße des Turmes! Wir sind nicht die Ersten hier! Werden wir wohl die Ersten sein, die hier weiterkommen?

Im ersten Augenblick scheint die Turmwand gar nicht besonders schwer zu sein, doch bei näherem Betrachten müssen wir erkennen, daß uns perspektivische Verzerrung genarrt, daß die Turmwand von einer Steilheit und Glätte ist, die wir nie zu vermuten gewagt hätten. Wir queren nach rechts, wir queren nach links, nirgends eine Möglichkeit, überhaupt in die Wand hinein zu kommen. Nach längerem Hin und Her packen wir schließlich den Fels rechts drüben über senkrechte Rippen. Doch der Versuch endet — in Nagelstiefeln — schon nach dem ersten Meter. Zurück, die Kletterschuhe an die Füße und noch einmal hoch! 2 Meter, 3 Meter, dann sind die Möglichkeiten erschöpft, ich klebe stand- und grifflos am glatten Fels!

Wenn ich nach links käme? Dort — etwa 2 Meter entfernt — scheint ein Riß hochzuziehen. An seinem Anfang ein kleiner Höcker! Fast waagrecht lege ich den Körper, um den Höcker zu greifen, pendle hinüber, schwing mich hinein in den Riß. Noch einige Meter zwing ich den Fels, dann stehe ich unter einem Kleinen, dafür um so griffloseren Überhang. Ein kleiner Tritt scheint auf weite Sicht der einzige Stand zu sein, Sicherung des Kameraden ist nur möglich mit Haken. Mit dem schweren Rucksack, in Nagelstiefeln schafft er sich hoch, nach hängen Minuten steht er bei mir. „Geht's weiter?“ „Ich weiß nicht!“ — Es ist unmöglich, sich hier eine Route festzulegen, man folgt dem Fels dorthin, wo er eben für den Augenblick gangbar ist, in der stillen Zuversicht, daß man auf irgend eine Art weiter kommt. Und tatsächlich, kann man auch immer nur für den Augenblick entscheiden, immer findet sich doch wieder eine letzte, äußerste Möglichkeit. Ist es auch schließlich nur ein kleiner schräger Buckel im Fels, der vermöge seiner Rauigkeit den Schuhen noch Halt bietet, wo im Kalk längst nicht mehr daran gedacht werden kann, oder ein winzig kleines Leistchen, in dem sich gerade noch die Nägel verkrallen können. Was diese Kletterei erst möglich macht, ist die geradezu unheimliche Festigkeit des Gesteins und seine Rauigkeit. Bei nur dürftigsten Griffen kann man trittlos über die Wand hochlaufen.

Der Platzwechsel am Sicherungsort ist eine Aufgabe für sich. Gilt es doch den einzigen Tritt dem Kameraden frei zu machen, ohne selbst auch nur den geringsten Erfass dafür zu finden, außer einem Griff am Überhang. Ein Schwung nach rechts, dort finde ich, mich an kantiger Rippe verhängend, auf wenige Meter weiteres Fortkommen. Dieses Schwingen und Pendeln, Klettern auf Reibung, Verhängen an oft nur wenige Millimeter dicken Rippen wird der Hauptinhalt der hier anzuwendenden Technik. Endlich lande ich in einem Winkel unter einem großen Dach. Hier scheint nun endgültig unser Schicksal besiegelt, ein Weiterkommen unmöglich. Weder nach links und rechts, noch nach oben auch nur die geringste Aussicht. Noch steht Friß fast eine Seillänge unter mir. Zwischen Zweifel und Hoffnung schwankend, lasse ich ihn ebenfalls höherkommen, teile mit ihm den dürftigen Stand und prüfe erneut, ob nicht doch irgendwo ein Ausweg aus dieser Falle sei. Ein fester Zacken hält das Sicherungsseil, so daß ich beruhigt Griffe und Tritte aufgabe, um weit rechts draußen nach neuen Möglichkeiten zu tasten. Nach schweren Metern kann ich eine Leiste im Winkel einer Verschneidung erreichen. Vor mir liegt die Schlüsselstelle des Turmes, gelingt sie, dann ist er unser. Friß kommt nach, ein Haken bürgt für Sicherheit. Dann eilen die Augen über den Fels, fiebern die Hände über die Rauheiten, greifen die Finger um Kanten und Rippen, höher — — — höher — — — nur jetzt nicht erlahmen. Die Finger ziehen die Last des Körpers an senkrechten Rippen hinauf, bis endlich auch die Füße den notwendigen Halt finden. Noch keuchend vor Anstrengung stoße ich den befreienden Ruf durch die Zähne: „Es geht! Der erste Turm gehört uns!“ Wenig später liegt der erste Turm unter uns, während vor uns der Grat mit neuer Wucht emporstürmt zum Gipfel des zweiten Turmes, der auf etwa Seillänge über ein fast waagrechtes Gratstück zu erreichen ist.

„Unmöglich“, ist der erste Eindruck, das Näherkommen bekräftigt ihn nur. Blatt, überhängend, vollkommen unmöglich, ein Versuch ganz unnötig. Könnte es nicht links hinter der Kante gehen? Ein kurzes, schuttbedecktes Band führt hinaus in eine kleine überhängende Einsenkung. Da und dort hängt ein sturzbarer Scherben in der Wand. Links durchzieht sie ein fast ständig geschlossener enger Riß. Ich gehe ihn an, trotzdem ich nahezu überzeugt bin, daß er nicht kletterbar ist. Aber brechen damit nicht alle unsere stolzen Hoffnungen zusammen, müßten wir damit nicht vollständig den unvergleichlichen Grat aufgeben? Nein, das kann, das darf nicht wahr sein! 10 Meter nur, dann muß es ja wohl leichter werden.

Innerlich und äußerlich gerüstet zum schwersten Felsgang, gehe ich an den Riß. Wie zwei zum Entscheidungskampf angetretene Gegner verbeißen wir

uns ineinander, jeder unerbittlich, jeder kämpfend mit den schärfsten Waffen. Nicht um die 10 Meter geht das Ringen, den Grat gilt's, den gewaltigsten Felsgrat der Alpen.

Es ist schwer, von einem solchen Ringen zu sagen, wie lange es gedauert. Ist's nicht auch unnötig, überhaupt danach zu fragen? Genügt's nicht, daß wir gesiegt, daß wir den Fels überwunden, daß wir den zweiten Turm erreicht haben? Was kümmert uns die Zeit, wenn unter uns die Tiefe wächst!

Die Sonne hat die zweite Hälfte ihres Tageslaufes angetreten. Die Walliser Bergriesen, deren eisgepanzerte Flanken im Morgenlicht ins Gigantische gewachsen waren, die im Glanz der Mittagssonne ganz unwahrscheinlich flach geworden waren, bekommen langsam wieder Gestalt. Dunkle Schatten legen sich in die Ostflanke des Montblanc.

Der dritte Turm! Unmöglich! Birgt dieser Grat nur Unmögliches? Erdrückend lastet allmählich der unheimliche Fels auf uns, mit harter Faust packt uns der wilde Grat. Eine jähe Mauer, oft kaum von Meterbreite, wächst senkrecht heraus aus gähnender Tiefe, aus vereisten, verschneiten Flanken, aus lawinendurchstossten Rinnen! Zu unseren Füßen wohnt das Grauen, in diesen Flanken lauert der Tod.

Der dritte Turm, der letzte große des ersten Aufschwungs! Ein feder glattwandiger Vorzacken wehrt schon den Zutritt zu ihm. Doch der ist trotz allem rasch überwunden, ein feiner Riß läßt ihn zwingen. Von hier aus wirkt auch die Turmwand nicht mehr so abweisend. Die ersten paar Meter hängen zwar nach außen, doch könnten senkrechte Leisten als Griffe dienen; dort oben müßte ich nach rechts in die Wand kommen — — —! Genug überlegt! Ich pack's! Zum erstenmal ergibt sich der Fels fast ohne merklichen Widerstand Griffige Rippen bringen mich hoch, ein vorstehender Block leitet nach rechts, eine schräge Platte zu einem Riß. Hindurch, hinauf, auch der dritte Turm ist erstiegen.

Zum ersten Male leuchten die Augen, die Zuversicht wächst. Nun liegt das waagrechte Gratstück vor uns, es wird uns keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstellen. Erst am zweiten Aufschwung wird wieder die harte Arbeit beginnen. Kann sie schwerer sein als die bisher geleistete? Der nächste Tag wird auch ihn unter unsere Sohlen zwingen, der nächste Tag, der so schön zu werden verspricht wie der heutige.

Der glutrote Sonnenball versinkt am wolkenlosen Himmel. Die Berge entflammen zu letzter Pracht. Die Firnen glühen, der Fels brennt und wir eilen über den zerborstenen Grat, eine Lagerstätte zu suchen für die Nacht. Turmauf, turmab; in tiefem Schnee auf Scharten und Kämmen drohen wir zu versinken, gewaltige Gendarmen zittern unter unseren Händen, der Grat er-

bebt unter unserem Schritt, hohl klingt der Fels. Es ist ein schwanker Boden, auf dem wir gehen. Ganze Türme zerbrechen bei der Berührung. Nach rechts und links stürzen die Trümmer, zentnerschwere Blöcke pfeifen durch die Luft hinab in die Tiefe, zerschellen in den Flanken. Steinlawinen donnern durch die Schluchten, der ganze Berg scheint zu beben und zu zittern.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit stehen wir auf dem Südturm der Südostschulter, und wenig später erreichen wir den Winkel, wo der vom Stockhorn herüberkommende Grat auf den Südostgrat trifft. Ein Platz für die Bewacht geeignet wie kaum ein anderer, wenn kein Schnee darin läge! Doch schon wird es dunkel, an ein Weitergehen ist nicht mehr zu denken. Oben am Grat liegt am wenigsten Schnee. Wenn die Nacht ruhig bleibt, können wir gefrostet hier lagern. Der Schnee wird abgeräumt, eine Platte freigelegt, Unebenheiten werden mit kleinen Felsbrocken ausgeglichen. Bald ist ein etwa ein Meter langer, ein halb Meter breiter ebener Platz hergerichtet, der nur den einen Nachteil hat, daß trotz der Pflasterung überall noch Schnee und Eisreste herumliegen, auf denen eine ganze Nacht zu sitzen nicht gerade angenehm ist. Doch ist nun einmal daran nichts zu ändern. Sämtliche Wollsachen werden angezogen, die Sturmhaube wird über die Ohren gestülpt. Sämtliche Riemen und Schnallen an der Kleidung werden gelöst, daß das Blut ungehindert durch den Körper strömen kann. Dann wird der Rucksackinhalt sicher verstaут, die Rucksäcke selber haben heute Nacht als Fußwärmer zu dienen. Zuletzt werden Futter- und Zeltsack bereit gelegt. Damit ist endgültig die Tagesarbeit getan. Sie war heute nicht klein. $\frac{1}{23}$ Uhr war es, als wir die Hütte verließen und 9 Uhr ist es jetzt. $18\frac{1}{2}$ Stunden ohne die geringste Rast. Der Körper sehnt sich nach Ruhe. Noch einmal blicken wir hinaus in das unendliche Schweigen der Bergnacht. Der Vollmond strahlt silbernes Licht über die Erde. Tageshelle entschleiert die Täler, läßt die Sterne verblassen. Aus dem Rhönetal blitzen vereinzelte Lichter. Dort unten wohnen Menschen in wohlgeborgener Häuslichkeit. Doch wir würden nicht mit ihnen tauschen. Hart unser Lager, kalt die Nacht, knurrend der Magen, doch wir leben, leben jeden Augenblick nicht einmal, nein zehnmal, hundertmal, wir leben ein Leben der Freiheit, des Kampfes, des Glücks, — alpine Landsknechte sind wir.

Der neue Tag! Durch's Fenster unseres Zeltsackes verfolgen wir langsam sein Werden. Wir harren auf Sonne, auf Wärme, denn kalt war die Nacht. Die Glieder sind steif und ungelent, das Blut scheint in den Adern gefroren. Doch schon die ersten Sonnenstrahlen bringen es wieder in Wallung.

Wir schreiten weiter auf dem gewaltigen Weg. Turmauf, turmab, über breite wuchtige Blöcke, über spitze Nadeln, über schwankte Brücken, durch tiefen Schnee. Von neuem donnern die Steinlawinen durch die Flanken. Schnecken-

gleich kriecht das Doppelseil über den zerrissenen Grat, schmiegt sich um Zacken und Zähne. Eis und Schnee legen sich wie eine Fessel über den Fels. Wieder schwinden die Stunden, nur zögernd rücken wir näher an den zweiten Aufschwung heran. Mit glatter, unheimlich aufragender Stirne droht er. Doch die gestrige Beklemmung ist einer ruhigen Zuversicht gewichen. Wir werden auch dort hinaufkommen!

Weiter hinauf und hinunter über den schwindelnden Grat. Endlich der letzte Turm der Südostschulter! Endlich soll's wieder aufwärts, gipfelwärts gehen! Am Doppelseil geht's erst einmal hinab in die tiefe Scharte. Bedenklich pendeln wir hinaus in die düstere Flanke, frei seilen wir uns fast 30 Meter hinunter.

Um 3 Uhr etwa ziehen wir von der jenseitigen Wand aus das Seil aus der Schlinge. Damit sind hinter uns die Brücken abgebrochen, ein Rückweg über den Grat unmöglich gemacht. Doch wer denkt jetzt noch an Umkehr, an Rückzug? Liegt nicht nahe der Sieg vor uns? Gewaltig reckt sich zwar wieder der Grat gen Himmel, doch schon grüßt fast greifbar nahe die runde, verschneite Kuppe des Gipfels.

Etwa 3500 m hoch bewegen wir uns über das waagrechte Gratstück, 500 m über dem Einstieg. Nur noch 400 m wächst der Gipfel über uns hinaus. Noch 400 m Grat! Was wird er noch bringen? Wieviel Türme werden sich noch vor uns aufbäumen? Werden wir heute noch den Gipfel erreichen? In mir brennt ein immerwährendes Feuer, das mich nicht rasten und ruhen läßt, das mich weiterzieht unaufhörlich, gipfelwärts! Der Körper verlangt nicht einmal nach Nahrung, trotzdem das Frühstück vom Tage vorher die letzte gewesen, die er bekommen.

Steil schwingt sich der Grat empor zum zweiten Aufschwung und verliert sich in der Wand. Wir folgen ihm und gelangen über die glatte Mauer noch etwa 30 Meter höher. Hier stehen wir wieder einmal vor der Unmöglichkeit, nach oben weiterzukommen. Schräg rechts zieht ein kurzer Riß durch die Wand! Am Anfang tief, am Ende überhängend geschlossen, glatt und grifflos, selbst der moralische Halt, den mir der nachkommende, sichernde Freund gibt, läßt mich nicht höherkommen. Nach rechts umgehen! Wieder werden die Fingerspitzen bis zum Äußersten beansprucht. An Schuppen, die ich schon bei der bloßen Berührung in der Hand zu haben fürchte, und die dennoch fast unglaublich fest halten, zerre und ziehe ich mich nach oben, denn für die Füße bietet der Fels selbst auf Reibung keinen sicheren Halt.

Ein Block, etwa 10 Meter über dem letzten Stand, gewährt einen selten guten Sicherungsplatz. Der Freund kommt nach und ich gehe weiter direkt nach oben in eine überhängende Verschnidung. Eine Sackgasse — — Ich

komme nicht hinaus. — Erfolglos jeder Versuch. Zurück, solange die bis zum äußersten beanspruchten Kräfte es noch sicher erlauben — — und nach rechts an die Kante! Von dort scheint es weiterzugehen. 30 Meter Wand, Halte kaum zu sehen, mehr zu erfühlen, zu ertasten. — — Zerrissene, geborstene und doch feste Platten. — — Ein Überhang an guten Griffen zu zwingen. — Ein Riß, Felsbrocken darin verklemmt. Auf den flachen Händen stütz ich mich hoch auf die Gipfelflatte.

Sähes Erschrecken! Am Westhimmel kriecht eine Wolkenwand in die Höhe! Bereits ist die Sonne hineingetaucht, fahle gelbrote Schleier eilen den Wolken voraus. Schlechtes Wetter! Wann bricht es ein? Vor uns ein neuer Turm, überhängend gleich einem Pilze wuchtet sein Gipfelblock auf schmaler Klippe. Vor uns die Nacht! Zum zweiten Male bivakieren? — — Angesichts der Wolkenmauer im Westen? — — Bleibt uns eine andere Wahl? — — Ist nicht der Abstieg über den Grat ein weit gefahrvolles Unternehmen, als es morgen auch bei schlechtem Wetter der letzte Aufstieg sein kann? — — Und meine Augen wandern über den Fels und suchen eine Bleibe für die Nacht.

„Noch eine Beiwacht?“ fragt Friß, „ich glaube nicht, daß ich morgen noch leistungsfähig genug bin für das, was noch vor uns liegt.“ Das Ungeheure der letzten zwei Tage hat auf den solcher Fahrten ungewohnten Kameraden mehr gewirkt, als ich geglaubt. Die gewaltigen Eindrücke, die ganz ungemem schwere Kletterei, die Bruchigkeit, die nicht zu überbietende Ausgesetztheit — — das sind Nervenproben, wie sie an keinem Menschen spurlos vorübergehen können, und die vor allem doppelt und dreifach auf den Neuling wirken müssen. Nicht zu vergessen das zwangsläufige, zweitägige Hungern, denn auch das will gelernt sein. Wahrhaft, was Friß bis hierher geleistet hat, war viel!

Doch was nun? — — Das wäre ja das Ende, wäre das Aufgeben der großen Fahrt, das hieße Umkehr, Abstieg noch in der Nacht! — — Und wohin? In dunkler Nacht den Grat zurück? Unmöglich! — — In die Südwand hinein auf die Route Zsigmondys? Wahnsinn! — — Durch die in metertiefem Neuschnee begrabene Ostflanke hinunter zum Baltischiedergletscher? — — Ein Gedanke jagt den andern! — — Oder darf ich den Kameraden zu einer zweiten Beiwacht bewegen, darf ich ihm zureden zu weiterem Durchhalten, wo ein Durchkommen noch gar nicht erwiesen, wo im Westen dräuende Wolken heraufziehen? — — Muß ich nicht alles daransetzen, den so viel jüngeren, für dessen Leben ich alleinige, volle Verantwortung trage, wieder hinabzubringen? —

Und der Südostgrat? Ist er nicht wert, daß man alles, selbst das Leben

daransetzt, ihn zu zwingen? — — Das Leben? — — Gehen wir denn in die Berge um zu sterben? Kämpfen wir um den Berg nur um des Berges willen? Ist denn der Gipfelsieg tatsächlich das Ende, das Ziel unserer Wünsche? Nein! Wir gehen in die Berge, um zu leben und weil wir leben wollen, deshalb suchen wir den Kampf, deshalb setzen wir unser Leben ein und erkämpfen's uns hundert- und tausendfach wieder. Wie herrlich und schön ist ein Gipfelsieg. Doch nicht er ist unser Ziel, denn nicht der Sieg gibt uns das Leben, sondern der Kampf.

Hinab! Schon beherrscht dieses eine Wort alle die widerstreitenden Gedanken, hinab! — — Nur ein Weg hat Aussicht auf Erfolg, der durch die Ostflanke. Um einen festen Gratzacken legt sich die Seilschlinge, das Doppelseil fliegt hinunter, an ihm gehts langsam über die eisgepanzerte, senkrechte Gratwand 30 Meter hinab. Dort fährt ein Haken ins feste Gestein, eine Schlinge hindurch, das Seil hinein und wieder hinab! Uns graust vor dem Weiterweg und doch müssen wir ihn gehen, denn dort unten winkt das Leben. Gehorsam rutscht das Seil durch die Schlinge, Stein- und Eisbrocken löst es im Sturz, doch — — es kommt. Hinab! — — Hat denn die Mauer kein Ende? — —

Schnee! — — Wo sonst eine steile Felsflanke hinunterstürzt zum zurfließenden Baltischiedergletscher liegt heute Schnee, leichter, pulvriger Schnee — — 1 Meter — — 2 Meter — — liegt auf glatt geschlagenen Platten Lawinenschnee, lauernd auf Beute. Wird uns die Nacht helfen? — —

Wir schwimmen von Felsrippe zu Felsrippe, von Ufer zu Ufer. Blankes Eis, verborgen durch Neuschnee und Dunkelheit — — Bruchharst, darunter grundlose Tiefe — — Fels, vereist und verschneit — — dann wieder ein Meer von Flaum, so weich wie ein Bett; wie lockt es, darin zu ruhen, zu schlafen, wir sind ja so müde.

Hinab! — — Durch Wolkenschleier schimmert der Mond, fahles Licht liegt über der Flanke, erleichtert uns wenigstens etwas den schweren Gang. —

Überhängender Abbruch zum Gletscher. — — Weiter nach rechts. — — Daß man sich nur immer wieder aus der kalten Umarmung herausarbeiten kann! — — Noch weiter nach rechts. — — Der Abbruch zum Gletscher scheint niedriger zu werden. Ein Felszahn schaut aus dem Schnee. Das Doppelseil drum, die Enden hinab. Das Dunkel verschluckt sie. — — Reicht es bis hinunter? — — Aus Winkeln und Ecken stürzt Schnee über uns. Ganze Bänder rutschen auf uns herab. — — Endlich der Gletscher! — —

Bruchharst, nur eine Lawinenrinne ist fest. Rasch bis zur Randkluft. Ein Sprung hinüber, — — kopfüber landet Friß auf der Gegenseite, denn weder Steilheit noch Höhe sind zu beurteilen.

Bruchharst! Kaum sind wir noch fähig, die müden Beine aus der eisigen Umklammerung herauszuziehen. Bis zum Knie brechen wir durch, die scharfe Harstschicht zerfetzt die Strümpfe, die Beine bluten, jeder Schritt ist unendliche Qual. — — Wir kriechen auf allen Vieren, legen den Pickel quer, umsonst, die Harstschicht bricht. — — Schwarze, unheimliche Schlünde öffnen sich, gewaltige Spalten zeigen ihren lüsternen Rachen. — — Vorbei! — — Hinab! — — Endlos der Gletscher, — — endlos die Qual, — — endlos die Nacht! Beim Morgengrauen schleppen wir uns über die Trümmerhalder der Moräne. Das Tal ist erreicht. In Wolken erstickt ist das Bietschhorn. Kraft- und willenlos sinken wir um. — —

Pfingsten 1932 — Zweiter Versuch des Südostgrates

Pfingsten in den Westalpen, wird man fragen? Zu Skifahrten ja, aber zu einer ausgesprochenen Felsfahrt? Sind doch an Pfingsten höchstens die Vorberge schneefrei, während ab etwa 1800 Meter noch eine geschlossene Schneedecke zu finden ist. Jedoch die Beobachtungen des letzten Sommers hatten mir gezeigt, daß die Lürme des Südostgrates ihrer Steilheit wegen nur unmittelbar nach schlechtem Wetter unbegehrbar sind. Schon ein einziger Sonnentag wird den wenigen, überhaupt daran hastenden Schnee bei der gerade an Pfingsten besonders intensiven und langen Sonnenbestrahlung lösen. Anders natürlich die Verhältnisse am waagrechten Gratstück. Dort wird ohne Zweifel um diese Jahreszeit noch viel Schnee liegen, aber sicher nicht viel mehr, als nach den dauernden Schneefällen des letzten Sommers. Doch dürfte er unter Umständen in seiner Beschaffenheit weit besser sein, so daß also im schlimmsten Falle das waagrechte Gratstück noch länger aufhält als im letzten Sommer, aber auf keinen Fall unmöglich zu begeben ist. Damit stand unseren Pfingstabsichten nicht das geringste entgegen. Was wir brauchten, war gut Wetter, damit wurden auch ohne weiteres die Verhältnisse gut.

Die uns zur Verfügung stehende Zeit war sehr beschränkt; 8 Tage galt es zu nützen. So war eine peinlichst genaue Vorbereitung, die vor allem die für die Jahreszeit geänderten Zugangsverhältnisse besonders berücksichtigen mußte, unerläßlich. Die Bietschhornhütte wird diesmal nicht als Stützpunkt gewählt, am Nordhang gelegen, auf 2650 Metern Höhe dürfte sie nur schwer zugänglich sein, und wahrscheinlich noch vollkommen im Schnee stecken. Der Anstieg aufs Bietschjoch von der Hütte aus dürfte gleichfalls nur unter größten Schwierigkeiten möglich sein.

Was liegt näher als für die durch ihre Lage für uns an sich schon ungeeignete Bietschhornhütte einen Stützpunkt im Süden in der Nähe des

Einstiegs zum Südostgrat zu suchen? Das wäre im Bietschtal, das bei Karon in die Rhône mündet. Das Studium der Literatur gibt folgende Möglichkeiten: Auf 1440 Meter der Bietschtalferrich, ein verfallener Schafspferch. Auf 1700 Meter der Biwaxfels im Jägisand. Auf etwa 2650 Meter das sogenannte Zsigmondy-Biwak unter einem überhängenden Felsen. Der Schafspferch liegt zu tief, ebenso der Biwaxfels im Jägisand. Das Zsigmondy-Biwak würde in der Höhe meinen Wünschen entsprechen, doch glaube ich nicht, daß es bei einer Schneelage von 1—1½ Meter, wie sie in dieser Höhenlage noch zu erwarten ist, zu finden sein wird. Mithin bliebe nur ein Freilager, das soweit als möglich im Bietschtal in die Höhe zu legen wäre.

Einiges Kopferbrechen macht weiter der Zugang zum Bietschtal. Dieser wäre wohl am leichtesten von Karon aus zu finden. Doch vermute ich, daß das Tal auch von einer der Stationen der Lötschbergbahn, von Außerberg oder Hohstenn aus, erreicht werden kann. Das würde für uns bei der Anfahrt durch den Lötschberg die Fahrzeit bedeutend verkürzen und uns weiter einen ansehnlichen Höhengewinn bringen. Nach langem Suchen entdeckte ich eine Notiz, wonach das Bietschtal am besten erreicht wird von der Bahnstation Außerberg auf 935 Meter Meereshöhe. Von hier entweder Abstieg nach St. German auf 762 Meter oder, den Abstieg vermeidend, der Trasse der beim Bau der Lötschbergbahn verwendeten Dienstbahn folgend, direkt ins Bietschtal. Diese letzte Möglichkeit leuchtet mir am meisten ein, obwohl davor gewarnt wird, sie bei Nacht zu benutzen.

Am 13. Mai, dem festgesetzten Reisetag, lacht nach längerer Schlechtwetterzeit zum erstenmal wieder die Sonne. Sie lacht fast zu schön, wie wir — einer meiner früheren Gefährten hat sich zu diesem Angriff mit mir zusammengetan — am andern Tag nach halb durchfahrener und halb im Personalraum in Goppenstein durchschlafener Nacht von Außerberg aufbrechen ins weltvergessene Bietschtal. Rucksäcke von ungeheuren Dimensionen lassen uns nur langsam, schwankend wie Bezechte, unseres Weges ziehen. Die Trasse der Dienstbahn? Nicht mehr zu finden, vollkommen zerfallen. Also absteigen nach St. German? Nein, nicht notwendig! Nur einige Minuten wird der nach St. German hinabziehende Weg benutzt, dann kurze Zeit einem Wiesenpfad gefolgt, der bald zu einer Wasserleitung führt. Diese bringt uns nahezu eben durch Wiesen und Wald, durch steile Felsplatten und Schuttungen, durch Tobel und Rinnen bis zum Eingang des Tales. Unter uns liegt das Rhôneetal. Saftiges Grün sproßt auf Feldern und Wiesen. Die Bäume stehen im Schmuck ihrer Blüten. Ein duftender Blument Teppich legt sich über die Hänge. Frühling im Tal! Langsam und ruhig, von Menschenhand gebändigt, wälzt sich die Rhône durch ihr breites Bett. Gerade rattert ihr

ein Zug entgegen, elektrisch. Schade, wie malerisch müßte sich hier eine lange, wirbelnde Rauchfahne ausnehmen! Schnurgerade, mit langen Reihen Pappeln bestandene Straßen kreuzen das schnurgerade Flussbett, die schnurgerade Bahnlinie, verbinden die zahlreichen Dörfer, von denen eines, St. German nun direkt unter uns liegt. Nur seine grauen mit großen Granitplatten bedeckten Dächer schauen herauf, ein spitzes Türmlein zwischen all den flachen Giebeln, das Kirchlein.

Bald betreten wir den von St. German ins Bietschtal ziehenden Weg, der auf längere Zeit die teilweise durch Tunnel führende Trasse der ehemaligen Dienstbahn benützt. Bald geht's unter der mit kühnem Bogen das Tal überspannenden Eisenbahnbrücke durch. Wie seltsam mutet uns an, hinter diesem Wunderwerk der Technik noch die nahezu verfallene Holzkonstruktion der alten Brücke zu sehen. Balken auf Balken stürzen die Jahre hinunter in die tiefe Klamm des wild tobenden und gischtenden Bietschbachs und bald werden nur noch zusammengestürzte Tunnel erzählen von einer technischen Leistung, die erst ein noch viel größeres technisches Wunderwerk ermöglichte, den Bau der Lötschbergbahn. Steil führt der Weg hinein ins enge von senkrechten Plattenwänden begrenzte Tal. Unmerklich queren wir von der linken auf die rechte Talseite. Eine steinerne Naturbrücke überspannt die tiefe Schlucht. Das breiter werdende Tal trägt Wald und Wiesen. Schafe treiben sich in kleinen Herden an den Hängen herum. Immer wilder wird das Tal, urwaldähnliche Wildnis umgibt uns. Mitten drin auf einer kleinen Kuppe liegt der Bietschtalferrich, dabei die Grundmauern einer alten Hütte. Im Hintergrund des Tales, mein Berg, das herrliche Bietschhorn! Sah ich jemals einen Berg, der ihm an Schönheit auch nur nahe gekommen wäre? Wie kühn, wie stolz ziehen die Felsgrate, die schneerüllten Rinnen hinauf zum alles beherrschenden Gipfel, seine ganze Umgebung versinkt neben ihm ins Unbedeutende.

Zum erstenmal sehen wir von Süden den ganzen Südostgrat, sehen Turm an Turm hinaufsteigen zur Südostschulter, sehen die glatte Stirne des zweiten Aufschwunges, die über der Südwand wuchtenden Türme des Schlußgrates. Leichter tragen wir unsere Lasten, denn wie ein Riesenmagnet zieht der Berg.

An der Waldgrenze geht's über die ersten, trümmerbedeckten Lawinen, und wenig später betreten wir die auf etwa 1700 Meter Höhe gelegene ebene Talstufe des Jägisand, die wohl früher einmal einen See beherbergt haben dürfte. Sie ist heute noch vollkommen von Schnee bedeckt. Das Tal wird wieder enger, um sich plötzlich von neuem zu öffnen und gleich einem gewaltigen Amphitheater nach Norden anzusteigen. Im Sommer riesige Felsplatten und Schutthalben, von hunderten von silberglänzenden Wasser-

läufen durchrieselt, die die Gletscherwasser dem Bietschbach zuführen, jetzt eine einzige Wand von Schnee.

Ab 1700 Meter eine einheitliche, geschlossene Schneedecke in einem nach Süden geöffneten Tal! Diese Verhältnisse überraschen mich, sie zwingen uns, in der Ebene des Jägisand auf dem letzten ausgeaperten Grasfleck das Zelt aufzuschlagen. Einige Schritte neben uns liegt in tiefem Schnee der eingangs erwähnte Biwakfels, darunter durch lockeres Mauerwerk notdürftig abgeschlossen der Biwakplatz. Er ist zur Zeit in vollkommen unbrauchbarem Zustand, da er nahezu vollgefüllt ist mit Eis und Schnee.

Die nächsten Tage gehören wohl zu den eindrucksvollsten, die ich je in den Bergen verlebt habe. Wie ein schöner Traum erscheint mir heute in der Erinnerung jene Fahrt, so wirklichkeitsentrückt, so erdenfern unser Aufenthalt im einsamen, verlassenem Bietschtal, im Zeltlager an den hellgrünen Wassern des Bietschbachs, der mit frühlingmäßige Ungeßüm, da und dort die Schneedecke zerbrechend, sich sein neues Bett wählt.

Der erste Angriff ist geplant für Sonntag. Doch haben wir nicht damit gerechnet, daß wir unser Lager so tief aufschlagen müssen und dadurch 1300 Meter Höhenunterschied zu überwinden haben, und das aller Voraussicht nach in schlechtem Schnee. Das bedeutet unter Umständen einen ganz ansehnlichen Zeit- und Kräfteverlust. Also wird am Sonntag erst vorgespurt und der Angriff auf Montag verschoben.

Um 2 Uhr nachts brechen wir auf vom Zeltlager und hoffen, nachdem wir die Spur am Vortag schon ordentlich weit hinaufgetragen haben, um 6 Uhr etwa am Einstieg zu sein. Doch wir sollten uns gründlich täuschen. Selbst durch die getretene Spur brechen wir knietief ein, so daß wir häufig genug vorziehen, neben ihr zu gehen, wo eine dünne Harstschicht beim ersten Auftreten Stand zu halten scheint, um dann ebenfalls knietief durchzubrechen. Der hinterste Winkel des Jägisand ist ein Lawinenloch gefährlichster Art. Nicht nur, daß das Halbbrund des Kämi seine Steilhänge nach hier entlastet, auch von den das Tal flankierenden Bergen zieht Rinne an Rinne herab in den hintersten Jägisand, so daß hier ein Lawinenbrennpunkt entsteht, der seinesgleichen sucht. Mit der Laterne verfolgen wir durch das Gewirr von Schneeböcken, Gräben und Rämmen den am Vortag gespурten Weg, steigen erst links des Hauptbaches an, um auf etwa 2000 m Höhe nach rechts zu queren und nun in direkter Richtung auf den Südostgrat loszusteuern. Wie wir uns plagen und schinden mußten, will ich lieber nicht schildern, genug, daß wir erst um 1/2 12 Uhr den Einstieg erreichen. Noch steigen wir hinauf zum Beginn des ersten Aufschwunges, doch an einen weiteren Aufstieg ist nicht zu denken, denn plötzlich stecken wir mittendrin in einem fürchterlichen Ge-

witter. Seit einigen Stunden schon sammeln sich die Wolken ums Wilerhorn, versuchen dauernd auch das Bietschhorn einzuhüllen. Jetzt endlich ist's ihnen gelungen und allsogleich bricht das Unwetter los, ein Unwetter, das mit einem kurzen Toben noch nicht erledigt ist. Wir flüchten, so rasch es der Schnee erlaubt, wieder hinab ins Tal. Der Boden hat nun alle Tragfähigkeit verloren, faul, aufgeweicht bis zum Grund ist der Schnee, wir danken Gott, wenn wir nur bis zu den Hüften im Brei versinken, denn häufig genug stecken wir drin bis zum Hals und haben Mühe und Not, uns wieder herauszuschaffen. Dabei gießt's wie mit Kübeln auf uns herab. Unaufhörlich zucken die Blitze, hämmern die Donnerschläge.

Bei der Ankunft im Zelt haben wir keinen trockenen Faden mehr am Leib. Am Dienstag früh steht zentimeterhoch das Wasser in unserem Zelt. Unaufhörlich klatscht der Regen aufs Dach. Wolken brauen im engen Tal.

Rückzug zum Bietschtalferrich! Mit 40 kg Ausrüstung und etwa 10 kg Wasser jeder beladen, erreichen wir ihn gegen Mittag. Ein Dach wird über die verfallenen Mauern gebaut, ein Riesenfeuer entzündet, und langsam werden unsere Kleider daran geröstet.

Am Nachmittag reißt der Himmel auf. Die letzten Nebelfetzen zerflattern in der Luft. Neuschnee grüßt vom Gipfel des Bietschhorns.

Wieder einmal hat uns der Berg zurückgewiesen. Doch er muß trotzdem noch unser werden. Vier Urlaubstage sind vorbei, noch vier stehen uns zur Verfügung. Wie sollen sie am besten genutzt werden?

Bei dieser unsicheren Wetterlage hat ein erneuter Versuch des Grates keine großen Erfolgsaussichten, ganz abgesehen davon, daß bei der dauernden Föhnlage der Schnee selbst in der Nacht nicht so hart wird, daß er mühelos begangen werden kann und uns somit den Anstieg zum Berg erleichtert.

Am Abend steigt plötzlich das Barometer, geht sprunghaft in die Höhe. Hochdruckwetterlage, das bedeutet ja gutes Wetter, das bedeutet — einen erneuten Versuch des Südostgrates.

12 Uhr nachts Ausbruch! Was? Der Himmel verhangen? Der Mond umgeben von einem riesigen Hof, in weiter Entfernung von diesem ein zweiter, ihn einschließend wie der Ring des Saturn? Graue Schwaden hängen über den Walliser Bergen. Genarrt! — Die letzte Möglichkeit wird uns aus der Hand genommen. Hadernd mit uns, mit dem Wetter, mit dem Berge kriechen wir wieder auf unser hartes Lager.

Das Erwachen um 6 Uhr ist ein Erwachen besonderer Art. Ein prachtvoller klarer Himmel liegt über uns. Sonnenbeschienen ragt das herrliche Bietschhorn in den reinen Aether. Tiefe Schatten legen sich durch die Südflanke, kantig und eckig zeichnet die Sonne den Berg. Und wir schlafen! —

Gibt's da noch ein Besinnen, was tun? — — Trotz der späten Stunde, trotz den 1600 Metern, die uns vom Einstieg trennen! In 30 Minuten sind wir marschbereit, sind die großen Rucksäcke regensicher untergebracht. Ein Zettel daran: Name, Herkunft und Datum, ab zum Versuch des Südostgrates des Bietschhorns, Rückkehr frühestens in zwei bis drei Tagen! — —

Um 6 Uhr 30 verlassen wir den Lagerplatz auf 1450 Metern, $\frac{1}{2}$ Stunde später eilen wir am alten verlassenen Zeltplatz vorbei und betreten den Schnee. Hart und fest knirscht er unter den Füßen, kaum eine Spur unseres Schrittes ist zu sehen, zum erstenmal ist er unnachgiebig fest. Wie kleine Jungen trampeln wir auf den Firn herum und freuen uns seiner Härte. Der Föhn ist gewichen, auf Tage scheint das Wetter gesichert! Nun gilt's! — —

Um 7 Uhr 30 überklettern wir die Lawinen im Jägisand, Gile tut not, denn es heißt der Sonne zuvorzukommen. Hat sie einmal die von uns zum Aufstieg benutzte Talseite erreicht, den Schnee aufgeweicht, so wird die doppelte und dreifache Zeit am Aufstieg hängen bleiben. Um 7 Uhr 30 zeigt der Höhenmesser noch 1700 m, um 8 Uhr 30 bereits 2450 m und um 10 Uhr 30 3000 m. Das Einstiegsband ist erreicht.

Nach einstündiger Rast geht's hinauf zum Grat und schon nach kurzem ist der Beginn des ersten Aufschwungs erreicht. Die weit vorgerückte Zeit veranlaßt mich zur Überlegung, ob nicht der erste Aufschwung sich umgehen ließe? Durch die steile Eisrinne zwischen Südost- und Stockhorngrat? Ist diese unter den heutigen Verhältnissen überhaupt zu erreichen? Ist sie gangbar?

Schnee liegt in unheimlichen Mengen. Jeder einigermaßen waagrechte Abfall, jedes Bändchen, jede nicht ganz steile Platte trägt Schnee. Doch die senkrechten Turmaufschwünge sind vollkommen schneefrei, schade, daß die Zeit so knapp, daß wir heute Nacht um 12 Uhr nicht doch aufgebrochen sind. Doch daran ist nichts mehr zu ändern. Jetzt kann es sich nur darum handeln, so rasch als möglich den zweiten Aufschwung zu erreichen.

Metertiefer Schnee auf schrägen Platten sperrt den Zugang zur Rinne. Bis zum Grund hat ihn die Sonne aufgeweicht, $1\frac{1}{2}$ bis 2 m tief. Beim ersten Schritt versinke ich ins Bodenlose.

„Lawinengefahr! — — Gut sichern!“ — — Mit Händen und Füßen, mit Armen und Beinen, mit dem ganzen Körper wühle ich eine Gasse durch die weiche Masse, einen $1\frac{1}{2}$ bis 2 m tiefen Graben. Lawinenschnee unter mir und über mir! — — Über vereiste Platten weiter zur nächsten Schneemulde, über schweren Fels zur Rinne! — — Metertief liegt der Schnee darin, absturzbereit! Er muß weg, vorher ist die Rinne nicht zu begehen! „Gute Sicherung!“ — — Dann ein Sprung in die Rinne, unter mir, mit mir rutscht

schäftigen Eilen und Richten brummt die Bassstimme des Primusbrenners ihre monotone und doch so erwärmende Melodie. Im Hüttenbuch ein kurzer Eintrag: — „um 2 Uhr ab zum Nestgletscher zum Versuch der Nordwestwand!“ Dann eilen wir — Fritz Kast, der den letztjährigen Versuch mitgemacht hat, und ich — beim Flackerlicht der Laternen durch die Geröllmulde hinter der Hütte, stolpern über die großen Blöcke zur tiefsten Scharte des vom Hochwizen zum Schafberg hinaufziehenden Grates. Stockdunkle Nacht, auf kaum 5 Meter leuchten die Lichter. Wie gut, daß wir gestern den Weg bereits erkundet. So geht's rasch wie bei Tag jenseits hinab, über hartgefrorene Firnhänge, steile Schutthalden in kaum 30 Minuten zum Nestgletscher. 2600 m zeigt der Höhenmesser dort, wo wir den Gletscher betreten, dort, wo wir wieder die zehnzackigen Eisen an die Füße binden, um zum zweitenmal den steilen zerschründeten Gletscher zu begeben. Bis zum fast ebenen Nestfirn ging gestern unsere Vorarbeit, bis dorthin, wo mit 30 Meter hoher, überhängender Wand der Eisschild abbricht zum Firn. Lawinen wiesen uns dort zurück. Kein Wunder, denn tief stand schon die Sonne am Himmel, und prall lagen die Strahlen in der steilen Flanke. Doch unsere Absicht war bereits erfüllt, der Weg durch den Nestgletscher war für den nächstlichen Aufstieg bereitet und markiert.

Nacht, finstere Nacht auf dem zerrissenen Gletscher. Schwarze Schlünde vor uns, hinter uns, neben uns. Dunkle, riesige Mauern wachsen rechts und links hinauf in den sternbesäten Äther, Mauern unter denen einen ein Frösteln packt, Mauern, aus denen es scheinbar kein Entkommen mehr gibt. Mit kalten Armen greifen fantastische Eisgebilde nach uns, um uns in eisige Gruft zu versenken.

Wir eilen! Schwanke Brücken über gähnenden Klüften, — — steile Eiswand, bänderdurchsetzt — — Gletscherchaos!

Der Himmel wird licht, es dämmert, es tagt. Die Sterne verblassen, nur die Lichter der Menschen leuchten aus dem Dunkel des Tales. Doch um uns wird es licht und weit, die schwarzen Flanken treten zurück, versinken, von Eiswülsten erdrückt. Flacher wird der Gletscher, aber wilder der Bruch, gewaltige Eistürme hängen gefahrdrohend über uns. Breiter und tiefer werden die Spalten, vergebens sucht das Auge den Grund zu erspähen.

Um 5 Uhr stehen wir unter dem Abbruch der Eiswand. Wir sind zufrieden: 700 m über dem zerrissenen Nestgletscher in 2 $\frac{1}{2}$ Stunden. Hier standen wir gestern, doch im lebensgefährlichen Trommelfeuer der Flanke zogen wir uns zurück, ohne die Durchführbarkeit des von uns beobachteten Durchstiegs festgestellt zu haben.

An der Erstiegunsmöglichkeit der Flanke ist für mich kein Zweifel. Nur

wie der unterste Abbruch am besten zu überwinden ist, bleibt noch die Frage. Rechts? Lawinenschnee bis zur Randluft, darüber führt ein Eisband zu mindestens 80 Grad geneigtem Schwarzeis. Nach immerhin 30 Metern ist blankes Eis zu erreichen, doch bleibt es immer noch steiler als die Flanke im Mittelteil an ihrer steilsten Stelle. Hier ist Stufenarbeit nicht zu umgehen. Direkt in der Mitte? 30 Meter Abbruch, um etliche Meter überhängend! Doch ist in halber Höhe eine Eiskanzel, wenige Meter darüber ein Eisband, darauf eine Eisnase. Zwischen ihr und der überhängenden Wand ist scheinbar ein Durchschlupf, armdicke Eiszapfen hängen herab von der Wand, sie ermöglichen erst eine rechte Beurteilung dieser Stelle. Gelingt es, von der Nase aus einen weiter links liegenden Eiskamin zu erreichen, dann dürfte das Problematische hinter uns liegen, denn dann stehen wir in der anfangs weniger, später aber ganz außerordentlich steilen, etwa 650 m hohen Eiswand der Nordwestflanke. Die Wahl fällt uns nicht schwer, wir packen die Mitte.

Über einen Eisbuckel im tiefen Firn hinauf zum Fuß des Abbruchs. Ein Eishaken zur Sicherung! Nur unsicher ist der Stand für den Zweiten auf der schwanken, die Randluft überwölbenden Firndecke. Und nun etwa 15 Meter schräg aufwärts zur Kanzel über fast senkrechttes Eis. Eine schräg ansteigende, wenig vortretende Schichtlinie gibt die Richtung und trägt die Stufen für die Füße. Auch die in Fäustlingen steckenden Hände werden mit griffigen Kerben bedient. Wie handlich ist der kurze Pickel, den wir erst einige Tage vorher in unserer Feldschmiede vor der Bietschhornhütte gekürzt und gehärtet haben.

Jetzt stehe ich senkrecht unter der Kanzel. Noch etwa 5 Meter! Unangenehmer, gefahrvoller ist das direkte Aufsteigen über die senkrechte Wand, mit äußerster Vorsicht werden die Kerben geschlagen, mit einer Langsamkeit, die einer Zeitlupenaufnahme entsprechen könnte, greife ich weiter. Auf der Kanzel liegt Firn. Am eingerammten Pickel ziehe ich mich vollends hinauf.

Wie im Fels, so ist auch hier das erste der Blick nach oben. „Hurra“, jauchze ich hinaus, „wir kommen durch, es geht, komm nach!“ Etwa 3 Meter über der Kanzel verläuft das Band, darüber wölbt sich wie ein großes Dach die überhängende Eiswand. Zwar ist das Band unterbrochen, kurz vor der großen Eisnase hört es auf, doch es muß möglich sein, hinter den von der Eiswand herabhängenden Eiszapfen vom Band in die Spalte hinter der Nase zu kommen. Während der Begleiter wie auf einer Leiter über die Kerben steigt, gehe ich in Gedanken schon die nächsten 10 Meter, und wie er bei mir steht, da ist mir schon jeder Schritt des Weiterwegs klar.

Erst hoch auf's Band. Angeschmolzenes Eis gibt Griffe, in ausgeschmolzene Löcher treten die Füße. Vorsicht, denn nur die vordersten Zacken der Eise

haben Halt! Das Band sah von unten angenehmer aus, als es in Wirklichkeit ist. Aufrechtes Stehen und Gehen ist unmöglich, so drückt die Eiswand nach außen. Kriechend erreiche ich das Ende. Nun zur Nase hinüber! Hinter den Eiszapfen durch! Wahrhaft, hier käme ich ja selbst mit dem größten Rucksack durch, und von unten sah es aus, als ob wir Mühe hätten, uns durchzuzwängen. Wenn ich nur schon drüben wäre hinter der Nase! Endlich kann ich den Pickel hinter ihr verklemmen, dann strecke ich die Arme und lege vorsichtig eine lebendige Brücke über die Unterbrechungsstelle hinüber. Ein einziger Halt am verklemmten Pickel, ich löse jenseits die Füße und wühle mich diesseits hinauf, hinein in die Spalte hinter der Nase. Vor Überlastung wird dringend gewarnt! Ungemein kühn ist die Nase an die Eiswand geklebt, wer weiß, ob sie am folgenden Tag noch zu finden gewesen wäre. Weiter führt jenseits das Band, leicht bringt es uns zum zweiten Kamin, und wenig später liegt der Abbruch der Eiswand unter uns. Über uns schnellst in einem einzigen Schwung der Eisschild zum Gipfel.

Wir sind in Hochstimmung! Könnte es anders sein, nachdem uns der direkte Durchstieg auf den ersten Anhieb gelungen? Eine Kampfeslust und Siegeszuversicht belebt uns, wie seit langem nicht mehr. Unsere Eiseisen verkrallen sich im glasigen Eis. Erst geht's noch gemeinsam zur gleichen Zeit, doch immer kühner wird der Schwung der Flanke, immer steiler das Eis, immer stärker werden die Knöchel gebogen. Sichern! — — Der Eishaken gräbt sich langsam in die zähe Masse hinein bis zum Ring, und mit dem Gefühl völliger Sicherheit steigen wir weiter in die unheimliche Flanke hinein, 35 Meter bis zur Spannung des Seiles. Der zweite Haken beißt sich ins Eis, mit wenigen Pickelhieben wird der erste wieder herausgenommen, der Gefährte kommt nach. Im Zickzack weiter, Seillänge um Seillänge, steiler und steiler. Unbarmherzig werden die Knöchel abgebogen, denn nur dann gehen wir mit voller Sicherheit über das steile Eis, wenn alle 10 Zacken der Eiseisen greifen. Stufen gibt's keine, wozu auch; ist's nicht viel schöner, das Eis zu bändigen, ohne ihm Wunden zu schlagen? Mehr und mehr spitzt die Flanke sich zu, von Nord- und Westgrat bedrängt. Ob die Sonne bald kommt? Die Hauptarbeit ist vorbei, jetzt kann sie uns nicht mehr gefährlich werden.

Häufiger wie bisher schweift der Blick in die Tiefe hinab, eilt über die schimmernde Flanke zu dem in der Sonne hell leuchtenden Nestfirn, über die Klüfte des Nestgletschers hinunter ins Lötshental. 2 $\frac{1}{2}$ tausend Meter liegen zwischen uns und den kleinen, spielzeugähnlichen Dörfern, die sich da drunten im Tale sonnen. Glitzernde, gleißende Silberfäden lösen sich von den Gletschern des Petersgrates. Wild donnernd eilen die Wasser hinab zur schäumenden Longa. Bis zu uns herauf tönt das gewaltige Rauschen. Das Balmhorn reißt

seine pralle Ostwand und hinter dem Hockenhorn und dem Petersgrat grüßen die wuchtigen Mauern des Dolbenhorns und der Blümlisalp.

Zimmer näher rückt das Ziel, schmaler wird die Flanke. Zwischen zwei Felsrippen gepreßt, zieht das Eis vollends hinauf bis wenige Meter unter dem Punkt, wo Nord- und Westgrat sich treffen. Dort leuchtet die Sonne, dort lacht der Sieg. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr tauchen wir aus dem Dunkel der Eiswand ins Licht der Sonne. Der Sieg ist errungen, um 12 Uhr ist der Gipfel des Bietschhorns erreicht.

Das war am 7. August.

Am 11. August, also vier Tage später, standen wir zum dritten Mal in diesem Jahre auf dem Gipfel des Bietschhorns. Um 10 Uhr morgens. Warme Sonne lag auf dem Gipfelgrat. Auf aperen Felsen hielten wir lange, glückliche Rast. Zwei Jahre lang hatten wir um diese Gipfelstunde gekämpft, zwei Jahre lang hatten wir uns nach dem Augenblick gesehnt, wo wir vom Gipfelsteinmann über den bezwungenen Südostgrat hinabschauen konnten. Nun war er endlich gekommen. Das Ringen ums Bietschhorn hatte sein Ende gefunden. Das letzte Geheimnis des Berges war ergründet.

Wie lange ist's her, seit wir die Hütte verlassen haben? Vorgestern war's, um 2 Uhr früh, vor 56 Stunden! Wie waren wir mit unseren gewichtigen Rucksäcken von der Hütte durch die Nacht empor geeilt zum Bietschjoch, drei herrlichen Sonnentagen entgegen! Wie rasch waren wir diesmal zum fürchterlich aussehenden Band gekommen, das alle Fürchterlichkeit verloren hatte! Schon um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr war der erste Aufschwung erreicht. Die Verhältnisse waren ausgezeichnet. Die Platten, über die wir an Pfingsten nach rechts gequert hatten, waren vollkommen schneefrei, ganz im Gegensatz zum letzten Sommer, wo auch hier alles verschneit gewesen. Dann rangen wir mit den gigantischen Türmen, gingen Schritt für Schritt den Weg, den wir schon einmal gegangen waren. Selbst dort, wo uns die Erinnerung verließ, zwang uns die Notwendigkeit auf den alten Weg. Es war ein genußreicheres Arbeiten als im letzten Jahre, es wäre ein Schwelgen gewesen, wenn nicht hoch oben noch immer jenes Fragezeichen gestanden hätte. Immer und immer ging der Blick dort hinauf, wo hinter der Stirne des zweiten Aufschwungs jene überhängende Turmwand hervorglinste.

Schon in den ersten Nachmittagsstunden war unser alter Beinwachtplatz erreicht. Eine Kampfes- und Siegestimmung hatte von uns Besitz ergriffen, der auch die letzten Widerstände des Grates sich beugen mußten. Wir hatten gehofft, noch bis zum Abend das waagrechte Gratstück mit seinen unzähligen Gendarmen und Türmen hinter uns zu bringen. Doch diese zerborstene und zerrissene Mauer ließ sich keine einzige Minute abringen. Hier brachte nur

langsam, behutsam Arbeiten zum Ziel. Wenn einmal die schwanken Türme unsern Schritt nicht genug zügeln konnten, dann sprach der schwere Rucksack sein gewichtiges Wort, denn zwei Paar Nagelstiefel sind für den Ersten eine höchst unangenehme Last. So waren wir gezwungen, kurz vor dem zweitletzten Turm aus Sorge um einen geeigneten Beiwachtplatz noch vor Einbruch völliger Dunkelheit die Tagesarbeit zu beenden. Im Windschatten des Grates fanden wir eine kleine Stufe, die nach dem Einebnen und Pflastern einen Beiwachtplatz bot, wie wir uns einen bequemeren kaum denken konnten. Daß uns in der Nacht das Zeltsackfenster durchging, war nicht seine Schuld, das war auf Konto der Lustigkeit unseres Lagers zu buchen, denn in dieser Hinsicht hatte unser Freilager nicht viele Vorgänger. Es gehörten schon einigermaßen gute Nerven dazu, um auf einer kaum meterbreiten, einerseits etwa 500 m, andererseits immerhin 100 m senkrecht abstürzenden Mauer ruhig zu schlafen, bis einen das Getöse fallender Steine, die durch die geringste Bewegung gelöst wurden, wieder weckte.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages standen wir vor dem überhängenden Turm. Diesmal drohte kein Unwetter im Westen. Diesmal war die Nacht noch ferne. Doch die Überhänge schlossen noch immer den Turm. Wie lange hatte ich auf diesen Augenblick gewartet, wie hatte ich mich gesehnt nach diesem letzten Ringen, das uns nun bevorstand, in wieviel schlaflosen Stunden stand mir dieser Turm vor Augen. Endlich! Jetzt oder nie! Vor uns lag die Entscheidung.

Prüfende Blicke tasteten über den Fels, hafteten an scheinbaren Halten. Doch nach oben fanden sie nicht durch, überall sperrten die Überhänge den Ausstieg. Wie wär es nach links, dort über die Platte! Dort links oben über den Überhang! Führt nicht ein Riß oben weiter? Noch einmal ein Blick über die ersten 10 Meter, dann wußte ich: Es geht! Dies war die schönste Stunde der Fahrt, die uns diesen Turm zwingen ließ. Vom Bewußtsein des Gelingens beseelt, von der Freude am Kampfe gestärkt, so mußte er unser werden, so wurde der Weiterweg über den Grat gesichert.

Gendarmen, riesige Granitquader, übereinandergetürmt auf der gewaltigen Mauer — brechen sie nicht zusammen unter unserem Schritt? Donnernd, tosend stürzten Platten und Blöcke hinab in die grausige Tiefe. Nur ein fernes Rauschen schallte von den durch die Rinnen tosenden Lawinen an unser Ohr, denn viele hunderte von Metern waren's nun, die uns von der Tiefe trennten.

Der letzte Turm lag vor uns.

Da stürzte uns eine einzige unbedachte Sekunde aus olympischer Höhe hinab in tiefste Verzweiflung. Mein Rucksack, bei Friß zurückgelassen wegen eines schweren Grataufschwunges, sollte aufgeseilt werden. Raum war er von

Friß freigegeben, da hatte ich plötzlich das leere Seil in der Hand, sah den Rucksack in der Tiefe verschwinden — nach Sekunden der Aufschlag in der Ostflanke des Grates. Mir war's, als würde ich selbst in tausend Stücke zerrissen, wie ich den Rucksack zerplagen sah. Die Nagelstiefel und der ganze Inhalt stürzten in tollen Sprüngen über die Wand, in die Tiefe hinab ging eine wilde Jagd, über die Flanke raste ein wildes Heer, hinab dem Gletscher zu. Was im Schnee nicht spurlos verschwand, das rollte durch Lawinenrinnen in die Randkluft.

Ich war im Augenblick meiner Sinne nicht mächtig, mußte mich festhalten, um nicht selbst hinunter zu stürzen zu den Trümmern. Diesem Kampf sollte wieder kein Sieg werden? Die Nagelstiefel waren verloren. Doch das war noch nicht einmal das Schlimmste. Unsere gesamte Reisekasse war im Rucksack verstaubt. Keinen einzigen Pfennig nannten wir mehr unser eigen. Alles, stolze Pläne, kühne Hoffnungen, alles brach in mir zusammen. Es brauchte Zeit, bis ich wieder klar zu denken vermochte. Was nun? Ist Aussicht vorhanden, dort unten noch etwas zu finden? Wenn wir die ganze Flanke absuchen? Wenn wir wenigstens das Geld wieder fänden! — Vielleicht auch die Stiefel! — Und der Südostgrat? — Ist er uns denn tatsächlich verloren? Könnten wir denn nicht, wenn wir da drunten unsere Sachen wieder gefunden haben, wieder heraufsteigen? Der gesunde Optimismus bekam wieder in mir die Oberhand. Ja, richtig, so machen wir's, wir steigen hinab und suchen die Flanke ab. Wenn wir sie in ganzer Breite durchklettern bis zum Gletscher hinab, dann müssen wir die Sachen finden! Und wenn wir wieder Geld und Nagelstiefel haben, dann steigen wir wieder zurück zum Grat und zwingen ihn vollends!

Drei Stunden lang stiegen wir kreuz und quer durch die vereiste Flanke. 500 bis 600 Meter ging's hinab. Da lag ein Handschuh, dort ein Haselnußkern, hier ein Brillenglas, wahrhaftig noch ganz! Die Geldmappe — offen! Leer? — Das meiste fehlt, nur einige wenige Scheine stecken noch drin, wo sind die andern? — Dort auf dem Eis! — Doch das Hartgeld war nicht mehr zu finden. Ein zerschlagenes und verbeultes Zweifrankstück, das sich bei der Ausgabe auch noch als falsch erwies und ein Fünflirestück war alles. Von den Stiefeln keine Spur. Bis zum Baltshiedergletscher stieg ich hinab, wühlte mich durch den grundlos aufgeweichten Schnee hindurch, hinunter, hinauf, nach rechts, nach links. Umsonst! Kein Wunder, in diesem Schnee hatten die Stiefel ertrinken müssen! Durchnäßt trat ich den Rückweg an zu Friß, der oben im Fels vollkommen niedergeschmettert das Ergebnis meines Suchens abwartete. Da fand ich im Aufstieg unter dem Abbruch des Felsflanke einen einzigen Stiefel! Was sollt er uns nützen?

Die Stiefel waren damit endgültig erledigt. Doch die Hauptsache war, daß wir wenigstens den größten Teil des Geldes gerettet hatten. Ohne Stiefel kommen wir weiter, aber nicht ohne Geld!

Stoßfinstere Nacht war's geworden, bis wir den Grat wieder erreicht hatten. Ein geeigneter Beiwachtplatz war nicht mehr zu finden. Doch die Nacht ging herum wie so manch andre schwere vorher. Schon beim Dämmern des Tages trieb es uns weiter. Noch ein Aufbau von wuchtigen Türmen, von glattwandigen Nadeln — — letztes, verbissenes Ringen! — —

Um 9 Uhr standen wir auf dem letzten Gratturm, vor uns die Gipfelkuppe, hinter uns, unter uns der ganze gewaltige Grat! Tränen der Freude in den Augen, drückten wir uns schweigend die Hände. Der Weg über den Südostgrat war erkämpft! Langsam, mit müden Schritten stiegen wir durch den Schnee hinauf zum Gipfel!

Bietschhorn — — untrennbar sind auf ewig mit dir verbunden zwei Jahre des Kampfes. Ich habe gerungen um dich mit heißester Liebe. Feuer der Sehnsucht verbrannten meine Seele. Aus glühendem Herzen sprühten lodernde Flammen zu dir empor. Zwei Jahre der Sehnsucht, zwei Jahre des Kampfes, nun sind sie vorüber. Du hast mir alles gegeben, was ich gefordert. Traum ward Erfüllung, Hoffnung ward Wirklichkeit!

Der direkte Südgrat des Großen Doldenhorns

Erste Begehung am 16. bis 18. August 1933

Von Walter Stöfer

Der Sommer des Jahres 1932 brachte endlich wieder einmal das für großzügige Bergunternehmungen so notwendige gute und sichere Wetter. Ein Tag war wie der andere und selbst jeder Ruhetag tat einem leid, wenn er auch noch so notwendig war. Und doch trieben wir uns — Fritz Kasl aus Pforzheim und ich — Mitte August tagelang in Randersteg herum, ohne auch nur das Geringste zu unternehmen, bezw. unternehmen zu können. Wir hatten nämlich keine Stiefel mehr! Ja, tatsächlich, wir waren ohne jede vernünftige Fußbekleidung außer einem Paar Kletterpatschen und auch ohne jede Möglichkeit, etwas Annehmbares kaufen zu können, denn unsere Kasse stand vor dem Leerlauf. Waren das Tage, endlos, nicht auszuhalten, wenn nicht die Hoffnung gewesen wäre, doch noch über kurz oder lang wieder zu Stiefeln zu kommen.

Vor wenig Tagen erst war uns am Südostgrat des Bietschhornes das Mißgeschick begegnet, daß beim Aufseilen plötzlich unser Rucksack Reißaus nahm, um für immer in den Klüften des Baltschiederjletschers zu verschwinden. Mit ihm waren auch unsere Bergstiefel ins kalte Schneegrab gesunken und trotz eifrigsten verzweifelten Suchens nicht mehr aufzufinden.

So zogen wir am Tag darauf in Randersteg ein, nur mit Kletterschuhen bewehrt, gleich zwei Lippelbrüdern, die bereits den halben Erdball umkreist hatten, und stiefellos mußten wir uns nun tagelang bei prächtigstem Wetter in dem schönen Fremdenort herumtreiben. Wohl hatte ein bereits im Lötschental an unsre Angehörigen aufgegebenes Telegramm denselben unsern Sieg und unser Mißgeschick kundgetan. Aber bis unserm Wunsche entsprechend die zweite Garnitur Stiefel ankommen konnte, mußte wohl noch mancher Tag vergehen.

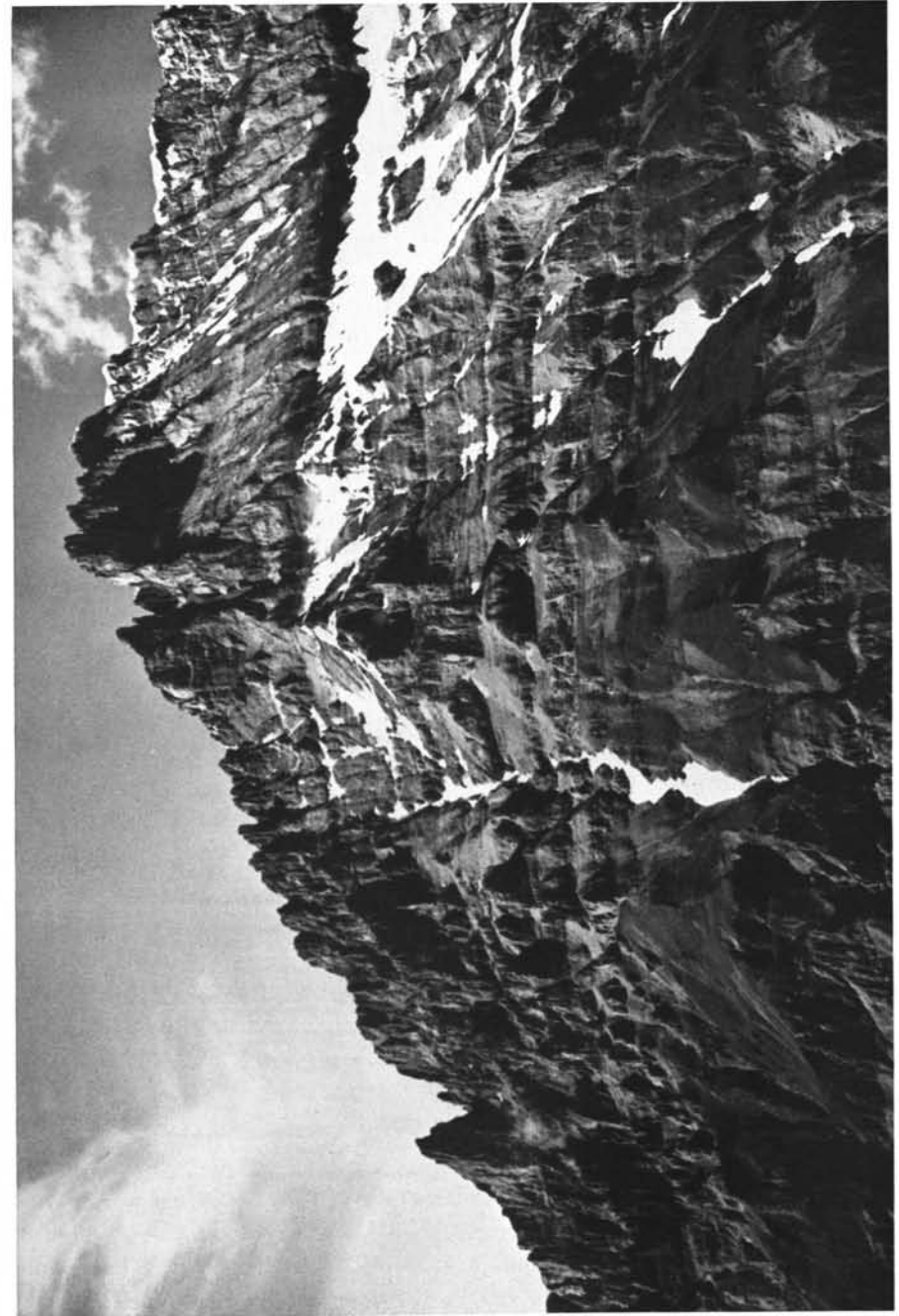
Hinter einem Heustadel in der Nähe des Bahnhofs stand unser Zelt, direkt im Angesicht der Blümlisalp und des Doldenhorns. Trotz aller Sehnsucht nach diesen Höhen waren die unfreiwilligen Ruhetage ganz unterhaltend. Wir machten gute Miene zum bösen Spiel und fühlten uns eben so recht als Kurgäste. Nach der Morgenwäsche im Brunnentrog gab's ein ausgedehntes Frühstück; anschließend kam ein Bummel ins Dorf, Besuch auf der Post und dann ein Plauderstündchen mit den Führern. Mittlerweile war der

nächste Postzug eingelaufen, also wieder auf zur Post, natürlich immer erfolglos. Unterdessen war es Nachmittag geworden, die Führer, mit denen wir uns am Morgen unterhalten hatten, waren bereits mit ihren Touristen abgezogen, andere waren zurückgekehrt von ihrer Tour und warteten auf ein neues Engagement. Auch mit denen gab's nun ein kürzeres oder längeres Gespräch, kannten uns doch die meisten schon vom Bietschhorn her. Ja, jenes Zusammenreffen mit einigen der bekanntesten Kandersteger Führer auf dem Gipfel des Bietschhorns wenige Tage vorher, mußte doch einen gewaltigen Eindruck auf diese Leute gemacht haben, weil sie immer wieder davon anfangen.

Sie saßen droben am Gipfel zu gemütlicher Raft, als wir plötzlich aus der Tiefe auftauchten auf einer ganz unmöglichen Seite und das noch äußerlich in einem Zustand, der eher mit einem Höhlenmenschen der Vorzeit einen Vergleich zuließ, denn mit einem gesitteten Mitteleuropäer. Ja wo kommt denn Ihr her? Aus dem Südostgrat! — So seid Ihr die Verrückten? — Gemeint waren nämlich die zwei, die unten auf der Bietschhornhütte Gepäck zurückgelassen hatten mit der Bemerkung: Ab zum Versuch des Südostgrats, Rückkehr frühestens in zwei bis drei Tagen. Daß wir mit diesen beiden identisch waren, ließ sich nicht gut leugnen. —

Bei der Unterhaltung mit den Führern verfolgten wir nun auch gewisse Absichten, wie uns auch ganz bestimmte Ziele nach Kandersteg hergeführt hatten. Das Große Doldenhorn war von Süden noch nicht auf direktem Wege erstiegen, und es lag uns nun vor allem daran, Genaueres zu erfahren über den bis dahin einzigen Zugang von Süden, den Abraham Müller im Jahre 1890 gefunden hatte, sowie über etwaige Versuche eines direkten Aufstiegs. Doch was wir in Erfahrung bringen konnten, war herzlich wenig. So wurde einerseits aus einem vollkommen unbegründeten Ehrgeiz heraus festgestellt, daß Müllers Weg der direkte Südgrat wäre, was aber der Beschreibung nach gar nicht stimmen konnte. Von Andern wurde zwar eingeräumt, daß Müller die eigentlichen Südabstürze umgangen hätte, daß aber eine Möglichkeit, den Gipfel direkt von Süden zu erreichen, nicht bestünde. Das Wenige, was schließlich von uns als Tatsache betrachtet werden konnte, war Folgendes: Müllers Weg war noch nicht wiederholt, Versuche dazu waren zwar unternommen worden, aber gescheitert, wie auch Versuche zu einem direkten Aufstieg noch zu keinem Ziele geführt hatten.

In all die widersprechenden Angaben konnte nur der eigene Augenschein Ordnung bringen und wir überlegten uns allen Ernstes, ob wir nicht in den Kletterpatzchen versuchen sollten, wenigstens einmal den Berg zu studieren, bis unsre Stiefel ankämen. Aber wenn wir auf der Karte den weiten Weg ins Gasterntal betrachteten, dann wurde uns klar, daß das für unsere



Das Große Doldenhorn von Süden

Patschen von den schlimmsten Folgen sein könnte und überdies wahrscheinlich zu gar keinem Ziele geführt hätte. Die spätere Unternehmung hat tatsächlich bestätigt, daß das Schauen allein hier vollkommen zwecklos gewesen wäre.

So mußte denn die unfreiwillige Muße hingenommen werden. Schaden konnte es ja gewiß nichts, wenn wir uns einmal auch ein paar Nächte nicht „draußen herumtrieben“ in irgend einem lustigen Bivak, sondern höchst gesittet in unserer Villa Sitzt der Ruhe pflegten. Und einige Abendmahlzeiten, die über das unbedingt Notwendige an Qualität wie Quantität hinausgingen, waren sicher auch nicht gerade von Nachteil; daß unsere Vorräte dadurch um etliches rascher zur Neige gingen, war wohl bedauerlich; aber die Aussicht auf das ausgesuchte Menü, das wir nach unserm Sieg über's Doldenhorn als Gäste im Grand Hotel Viktoria uns zu Gemüte führen durften, ließ uns sorglos darüber wegkommen.

Endlich nach langen Tagen des Wartens empfing uns der Postbeamte mit lachendem Gesicht. Er kannte unsere Sorgen und wußte, daß in dem umfangreichen Paket, das gerade für uns angekommen war, nichts anderes sein konnte, als unsere heißersehnten Stiefel. „Und wohin geht's jetzt?“ — „Zum Doldenhorn!“ Wir brauchten ja kein Geheimnis mehr zu hüten, denn ganz Kandersteg wußte um unsere Absichten.

War das ein Gefühl, endlich mal wieder richtige Stiefel an den Füßen zu haben. Ich lasse nichts über meine Kletterpatschen kommen, aber — alles zu seiner Zeit.

Der Angriff aufs Doldenhorn war schon seit Tagen in allen Einzelheiten festgelegt, alles war für einen raschen Ausbruch vorbereitet, der dann sofort erfolgen sollte, wenn wir im Besitz von Stiefeln wären. So verlief denn die nächste Stunde in fieberhafter Arbeit. Proviant wurde für drei Tage eingekauft. Rasch, in einem Tempo, das man während unseres ganzen Kandersteger Aufenthalts noch nicht an uns gesehen hatte, eilten wir zum Zeltplatz. Während die letzte warme Mahlzeit — die gewohnte kochfertige Suppe und Spaghetti, heute ausnahmsweise bereichert durch zwei mächtige Fleischwürste — auf dem Primus kochte, verschwanden im Kletterrucksack die für eine zünftige Felsfahrt notwendigen Dinge. Als einzige Waffe gegen das Eis sollte uns der Pickel begleiten. In Eile wurde die Mahlzeit vertilgt und das Geschirr gespült. Dann mußte der Lagerplatz geräumt werden. Während wir bisher unser Lager gar häufig stundenlang sich selbst überlassen hatten, auch nie daran gedacht hatten, die in einem Umkreis von mindestens 10 Metern ausgebreiteten Utensilien unter Verschluss zu bringen, schien uns nun doch ein tagelanges Verlassen unseres Besitzes zu gefährlich zu sein. Also hieß es packen. Der große Rucksack öffnete seinen Rachen und verschluckte eines nach dem

andern in bunter Reihenfolge. Nach Mauerhaken, Töpfen, Lebensmitteln, das große Zelt, dann den ziemlich umfangreichen Daunenschlafsack schien er damit nun endgültig gesättigt zu sein. Doch es schien nur so, denn bis unser Lagerplatz tatsächlich geräumt war, nahm er noch ohne Beschwernis hundert Kleinigkeiten in sich auf. Unsern gemeinsamen Bemühungen gelang es schließlich, dieses Ungetüm von Rucksack auf meinen Rücken zu verladen und weit über einen Zentner schwer schwankte er nun hinüber zum Bahnhof, wo er als Handgepäck die nächsten Tage verbringen sollte. Doch erst nach beredten Vorstellungen wurde er als Handgepäck anerkannt, obwohl wir ihn kaum zum Schiebefenster hineinbrachten.

Inzwischen war es trotz des beschleunigten Tempos Mittag geworden. Doch es war noch immer Zeit genug, um die für den heutigen Tag verbleibende Aufgabe zu erledigen. Unser Operationsplan war folgender: Der Grat, den wir zu durchsteigen beabsichtigten, war uns bis jetzt noch völlig unbekannt. Auch die Photoaufnahme des Doldenhorns von der Gfällalp, die in Kandersteg zu bekommen war, zeigte so gut wie nichts. Doch schien immerhin die Gfällalp als Beobachtungspunkt ganz geeignet zu sein, so daß wir zunächst einmal diese auffuchen wollten, um eine ungefähre Orientierung über den Weg Müllers und über etwaige Möglichkeiten eines direkten Zuganges zu bekommen. Diese Orientierungsfahrt durfte uns aber auf keinen Fall mehr als etliche Stunden kosten. Jetzt mußte alles Schlag auf Schlag gehen, nachdem wir so viele Tage verloren hatten. Es war zwar leicht möglich, daß diese Rundfahrt etwas unseren Absichten Dienliches gar nicht ergab, doch mußten wir die Bergflanke, der wir einen Durchstieg abringen wollten, eben doch einmal gesehen haben von einem möglichst hohen gegenüberliegenden Punkte aus. Wir durften nicht mit Ostalpen-Verhältnissen rechnen, wo man häufig genug einen Berg ganz gut von seinem Fuße aus beurteilen kann. Handelte es sich doch hier um einen Höhenunterschied von 2100 Metern vom Gasterntal bis zum Gipfel des direkt aus diesem Tale herauswachsenden Berges. So war also beschlossen, im Gasterntal, dort wo der Weg zur Gfällalp abzweigt, die Rucksäcke zu lassen, die Rundfahrt rasch zu erledigen und wieder zu den Rucksäcken zurückzukehren. Dann mußten wir wohl noch weiter taleinwärts nach Selden bis zu dem nach zu bestimmenden Punkt, wo wir uns zur Südflanke des Doldenhorns empor schlagen konnten. Auf jeden Fall sollte noch am Abend über die steilen Gras- und Schutthänge aufgestiegen werden, so daß wir am Fuße der eigentlichen Felswand Bivak beziehen konnten. Alles weitere mußte sich dann von selbst ergeben. So war auch in dieser Hinsicht alles vorbereitet.

In glühender Sonnenhitze zogen wir am Nachmittage des 16. August 1932 ins Gasterntal. Unser Tempo war, der vor uns liegenden Tagesarbeit ent-

sprechend, ziemlich beschleunigt. Kein Wunder, winkte doch vor uns im Tal wieder einmal ein zünftiges Beginnen, ein hohes Ziel nach den langen Tagen unfreiwilliger Ruhe. Bald nachdem wir den Steilaufstieg durch die Wasserfälle der Aius hinter uns hatten, traten wir vor eines der gewaltigsten Schaustücke der Alpen.

Mit einer nahezu ununterbrochenen, oft über 1000 m hohen und viele Kilometer langen Mauer brechen Fisisstöcke, Doldenhorn, Gründenhorn, Dschinenhorn und Blümlisalp nach Süden ab. Dreimal hatten wir vom Gipfel des Bietschhorns diese gewaltige Wandflucht gesehen. An Pfingsten dieses Jahres hinter treibenden Wolken unter tiefem Schnee vergraben, vor bald zwei Wochen vom Neuschnee der vorangegangenen Tage leicht überzuckert, vor knapp zehn Tagen schwarz, düster, drohend; vollkommen enthüllt waren die Abstürze gen Himmel gewachsen, werbend und lockend hatten sie sich unserem Blicke geboten. Dann waren die Ruhetage in Kandersteg gekommen. Voll Sehnsucht waren unsre Gedanken zum Doldenhorn geeilt, und wir hatten gebrannt auf den Augenblick, der uns in die Geheimnisse seiner Südflanke würde eindringen lassen.

Nach etwa zweistündiger Wanderung durch's Gasterntal erreichten wir den Punkt, wo wir wie vorgesehen zur Gfällalp abzweigen mußten. Ein Bergführer von Kandersteg betreibt hier ein kleines Gasthaus. Gern nahmen wir die Gelegenheit wahr und stärkten uns mit einem Glas Milch. Dann blieben die Rucksäcke hier zurück und leichtfüßig, in raschestem Tempo, ging's die wenigen Schritte hinunter zum Bach und jenseits wieder hinauf. Schon nach knapp $\frac{3}{4}$ Stunden war die Gfällalp erreicht. Noch schlugen wir uns durch Krummholz und Alpenrosenbüsche über den Bach weiter in östlicher Richtung bis fast zu den untersten Felsen des Hockenhorns, um möglichst viel von den Südabstürzen unsres Berges sehen zu können. Dann begann das Studium.

Der Berg bietet von hier aus das Bild einer gewaltigen Pyramide, links begrenzt durch den zerackten Felsgrat, der flach zum dahinterliegenden Sillerengletscher in der Gabel abfällt, rechts durch den türmereichen Südgrat, auf dem vor allem unsre Augen hängen blieben, sollte doch über ihn der neue Durchstieg gesucht werden. Die zwischen den beiden Graten liegende Wand schien über und über mit Türmen besetzt zu sein. Die Pyramide selbst baute sich auf einem äußerst steilen, am unteren Teil grasbewachsenen Sockel auf, dem Schwarzdolden-Schafberg. Schuttreißen und augenblicklich scheinbar ausgetrocknete Wasserläufe durchzogen die Hänge. Aufmerksam wurde nun vor allem der Südgrat studiert, doch ohne jedes Ergebnis. Kein Wunder, denn, wie wir später feststellen mußten, gibt es dort, wo wir ihn suchten, überhaupt keinen Südgrat. Der beginnt erst in einer Höhe von 3500 Metern und zieht

sich langsam ansteigend über viele Türme hinweg zum Gipfel. Doch war er von unserem Standort aus nicht zu sehen. Unschwer konnten wir den Weg Müllers feststellen und fanden unsere Annahme bestätigt, daß er die eigentlichen Südabstürze weit umgeht und mit dem von uns beabsichtigten direkten Aufstieg nicht das Geringste zu tun haben konnte. Uns konnte nunmehr nur noch der eigene Augenschein an Ort und Stelle weiterhelfen. Demnach mußte unserem Operationsplan entsprechend noch heute Abend die untere Grenze der Felsregion erreicht werden. Unter dem untersten Turm des vermeintlichen Südgrates schien eine geräumige Nische zu sein. Diese ward als Bivakplatz ins Auge gefaßt. Durch einen ausgetrockneten Wasserlauf, der bei den ersten Häusern von Selden das Tal erreichte, konnten wohl am besten die Hänge des Schwarzdolden-Schafbergs erreicht werden, und wenn man diese querte, war der Bivakplatz nicht zu verfehlen. Nach diesen Feststellungen war erreicht, was erreicht werden konnte und im Bergab-Tempo mit Ausnützung sämtlicher Abtürzungen ging's wieder hinab ins Gasterntal, zurück zu den Rücksäcken.

Kurze Zeit später erreichten wir die ersten Häuser von Selden und verließen den durchs Gasterntal führenden Weg. Als wir durch den Wasserlauf zur Höhe stiegen, blieb unter uns jede Spur menschlichen Daseins zurück; so unsprünghch, unberührt, wild und beschwerlich zeigte sich von nun an jeder Schritt, daß ich mich fast um 50 Jahre zurückversetzt fühlte in jene Zeit, als allerhöchstens durch die Täler schmale Saumpfade führten, als die Bahnbrecher des Alpinismus weg-, pfad- und hüttenlos zu ihren Bergen emporstiegen, als jeder Schritt Neuand erschloß. Wie manche Bergfahrten lagen hinter mir, die mir auch keine gerade alltäglichen Aufstiege geschenkt hatten, aber noch nie fühlte ich so stark die vollkommene Trennung zwischen Berg und Tal, noch nie derart die Loslösung vom Menschen. Die menschliche Ideenwelt, menschliche Sorgen waren rein wie ausgelöscht; weit mehr fühlte ich mich dem Berg zugehörig als dem, was da unter uns zurückblieb. Nicht daß ich in irgendeiner Art von Fatalismus mein Leben dem Berg verschrieben hätte, nicht daß ich in völliger Verkennung des Wertes von Einsatz und Gewinn geneigt gewesen wäre, selbst Unmögliches erzwingen zu wollen! Nein! Nicht immer ist der Sieg ausschlaggebend für den Wert und Inhalt einer Bergfahrt, und ich gestehe, wenn diese Fahrt aufs Doldenhorn ohne Sieg geblieben wäre, sie wäre doch eine der eindrucksvollsten gewesen, die ich je erleben durfte.

Der Aufstieg durch den Wasserlauf war keine alltägliche Arbeit und auch nicht immer ganz leicht und gefahrlos. Dem Geröll war nirgends zu trauen. Ständig mußten wir zum Sprung bereit sein, wenn einer dieser unsicheren Gefellen unter Händen oder Füßen nachgab. Die Steilheit war bald ganz

beträchtlich, was immerhin den Vorteil hatte, daß wir ganz ungewöhnlich rasch an Höhe gewannen und schon bald die gegenüberliegende Gfällalp unter uns hatten. In einer Höhe von etwa 2000 Metern bog der Wasserlauf unter einer überhängenden Felswand ab nach rechts. In mehreren senkrechten viele Meter hohen Wandstufen, die vom herabstürzenden Wasser vollkommen glatt geschlagen waren, führte er nach oben. Ein Weiterverfolgen war unmöglich. So mußte dieses Stück über nahezu senkrechte grasdurchsetzte Felsen umgangen werden. Leichter wäre es wohl gewesen, schon weiter unten den Wasserlauf zu verlassen und über weniger steile Grashänge die ungangbare Stufe zu umgehen. Aber nun einmal oben, wollten wir nicht mehr zurück — dem Bergsteiger ist nichts so zuwider wie unnötiger Höhenverlust — und arbeiteten uns denn über die nicht gerade schlimm aussehende rechte Wand hoch. Als wir mitten drin steckten, wären wir wahrhaft wieder gerne abgestiegen, um weiter unten auszukneifen, aber jetzt ging es beim besten Willen nicht mehr. Der Fels war ständig überwuchert von großen Grashüscheln, die aber nicht irgendwo auffaßen, sondern wie Schwalbenneester frei an der Wand hingen. Sie boten zwar der Größe nach ganz ausgezeichnete Tritte, schwankten aber derart bedenklich, daß wir unsere Arme oft bis zu den Ellbogen in den Grund hineinbohren mußten, um wenigstens einigermaßen Halt zu bekommen. Nach einer unangenehmen halben Stunde war endlich der wiederum gangbar gewordene Wasserlauf erreicht. Die Grashänge wurden immer dürftiger. Felsriegel von ansehnlicher Höhe zogen waagrecht durch die Bergflanke und mußten irgendwie überlistet werden. Darüber liegende Schutthänge wurden in ermüdender Arbeit nach rechts hin gequert, denn wir konnten jetzt bald in Höhe unseres beabsichtigten Freilagers sein. Wohl sollten wir Mühe haben, es noch vor Dunkelheit zu erreichen, denn die Sonne war bereits untergegangen, und es schienen vor allem noch etliche Felsriegel uns im Wege zu liegen. Teils leicht, teils schwer, wurden sie überklettert; eiligst querten wir die dazwischenliegenden Schuttfelder, und plötzlich tauchte vor uns die markante Gestalt des Turmes auf, unter dem wir die Nische beobachtet hatten.

Beim letzten Licht des Tages plagten wir uns über einen letzten Geröllhang an seinen Fuß und zur Nische, die uns ein herrliches Freilager versprach. Der Boden wurde geebnet und geglättet, der Zeltsack aufgerichtet, alles für die Nacht vorbereitet, und dann endlich fielen wir wie hungrige Löwen über unser karges Abendbrot her. Von der Decke unsrer Höhle warf die Laterne ein mattes Licht über unser enges Lager, versuchte die draußen liegende Finsternis zu durchdringen, doch die dunkle Nacht schien die dürftigen Strahlen vollkommen in sich aufzunehmen. Mit einer grandiosen, unfaßbaren Ruhe herrschte

diese Nacht, mit einer solch feierlichen Stille, daß man sich fürchtete, sie durch ein lautes Wort zu stören, mit einer überirdischen Lautlosigkeit, die alle Töne in uns entfesselte und löste. Wir lauschten hinaus in die sternüberdachte Unendlichkeit, fühlten uns selbst von ihr entführt, getragen von leise schwingenden Klängen, von mächtig anschwellenden Akkorden und willenlos, hemmungsgelos verfielen wir dem Zauber dieser Nacht. Die Kerze brannte herunter, das letzte Stümpchen erlosch, und über den Abstürzen des Doldendorns lag wieder der Schleier der Unberührtheit. Kopfschüttelnd frugen sich wohl zu dieser Stunde die Bewohner des Tales nach dem Woher und Wohin jenes Irrlichts in dieser graufigsten Flanke des Berges.

Zu bald für das gewaltige Erleben einer solchen Nacht forderte der Körper sein Recht. Mit wenigen Griffen war der Zeltsack über uns gestülpt, dann streckten wir uns aus, der Kopf ward aufs Seil gebettet, und schon nach wenigen Augenblicken hatte uns der Schlaf übermannt. Einmal des Nachts wachte ich auf, war überrascht von der Helle, die in die Nische hereinströmte, denn noch mußte der Tag fern sein. Silbernes Mondlicht war es, das die Gletscher diamantenbesät ausleuchten ließ, das über die Berge seine duftigen Schleier wob, das selbst aus den Tälern die nachtschwarzen Schatten hinaustrieb.

Gegen Morgen weckte uns wie gewohnt die Kälte. In Eile wurde alles gepackt, etwas Dürrobst und Schokolade in die Taschen gesteckt — unser Frühstück, unterwegs zu verzehren. Dann stiegen wir voll froher Hoffnung hinein in die Felsflanke des Berges.

Unser nächstes Ziel war der Südgrat, bezw. die Turmreihe, die wir von der Gfällalp für diesen gehalten hatten. Noch ahnten wir nicht, daß uns der Blick von der Gfällalp vollkommen getäuscht hatte; wir vermuteten unseren Bivakturm am Beginn dieses Grates und hofften, den Grat selbst schon in kurzem erreicht zu haben. Also arbeiteten wir uns am Fuße des überhängend abbrechenden Turmes über eine Schuttreiße nach oben und erreichten auf diese Weise bald die Scharte hinter dem Turm und von hier aus seinen Gipfel, ein breites, glattes Plateau. Doch was wir jetzt sahen, war derart entmutigend, daß nur unser großer Optimismus uns von dem Nächstliegenden zurückhielt, nämlich von dem Abstieg nach Heimriß, der letzten jetzt unter uns liegenden Behausung im Gasterntal. Soweit als möglich gingen wir auf unserem Turmgipfel nach außen, um möglichst viel von der über uns lastenden Wand zu sehen. Aber unsere Hoffnung ward, je länger wir schauten, um so kleiner. Von einem Südgrat war nun überhaupt nichts mehr zu sehen. In einem Halbbrund standen vor uns eine Reihe von vollkommen glatt abbrechenden Türmen. Sie schienen sich in einem schmalen Ramm nach oben fort-

zusetzen, aber — und das war nun das Entscheidende, was uns auch abhielt, hier einen wahrscheinlich unmöglichen Aufstieg zu versuchen — dieser Ramm mündete nicht, wie dies von der Gfällalp aus geschienen hatte, auf dem auch jetzt noch von uns als Gipfel angesehenen, höchsten Turm, sondern auf einem von diesem durch eine tiefe Scharte getrennten Gratturn des von Westen heraufziehenden Begrenzungsgrates des Gillerengletschers. Links drüben fiel uns im selben Grat ein besonders markanter Turm auf, den wir schon vom Tal aus beobachtet hatten. Hinter ihm soll Abraham Müller seinerzeit bivaktiert haben. Hinüberzukommen wäre nicht schwer gewesen, aber schließlich waren wir aufgestiegen, um einen direkten Aufstieg zu versuchen, und solange dessen Unmöglichkeit nicht feststand, kam etwas anderes gar nicht in Frage. Doch wir sahen wahrhaft nirgends auch nur den geringsten Schimmer von Hoffnung. Ein direkter Weg mußte unbedingt den mit senkrechten Wänden abbrechenden höchsten Turm erreichen und dies schien, wie der Turm selbst, unmöglich zu sein. Rechts von uns zog eine breite Mulde mit spärlichen Schneereften und daran anschließend eine enge vereiste Schlucht empor, ein Wahndiö hier nur an einen Versuch zu denken, konnte es doch nur noch kurze Zeit dauern, bis da drinnen die Kanonade der Steinschläge begann. Weiter drüben schienen wieder Türme und Rippen hochzuziehen, vielleicht — wir konnten es ja einmal versuchen.

So mußte denn zunächst die steinschlaggefährliche Mulde gequert werden und zwar möglichst steil aufwärts, um bald den am oberen Ende der Mulde waagrecht durch die ganze Bergflanke ziehenden Felswulst zu erreichen. Dieser würde wohl zunächst das größte Hindernis darstellen. Der Fels war leicht, steile, noch harte Firnhänge verhalfen zu raschem Fortkommen. Schon jetzt war die Steinschlaggefahr ganz außerordentlich groß. Ein Glück, daß die Geschosse sich schon von weitem durch ihr lautes Pfeifen ankündigten. Unter dem Felsriegel waren wir endlich in Sicherheit. Nun hieß es die Flanke queren. Soweit wir bis jetzt sehen konnten, bot sich nicht die geringste Möglichkeit, nach oben durchzukommen. Etliche 100 Meter querten wir, die ständig überhängende Wand zu unserer Linken. Endlich trat sie einmal etwas zurück. Da erschien über ihr, über uns der mächtige Turm, den wir bisher als Gipfel angesehen hatten, und deutlich erkannten wir jetzt, daß er nur der südlichste Eckpfeiler (P. 3498) des von ihm zum Gipfel ziehenden eigentlichen Südgrates war. Der Anblick dieses gigantischen Turmes, der scheinbar jeder Kletterkunst spottete, ließ unsere Pulse höher schlagen. Fast lotrecht standen wir unter der Südflanke dieses ungeheuren Fingers, einer Kante so lustig und kühn, wie sie ein Klettererherz nur ersehnen kann. Mit doppeltem Eifer wurde der Felsriegel geprüft, der uns nun schon so lange begleitete. Hier mußte ein

Einstieg gefunden werden, sonst war an einen direkten Aufstieg nicht mehr zu denken. Der Wulst war hier immerhin 20 Meter hoch und von einem überhängenden Riß durchzogen. Dieser wäre wohl für einen Versuch in Frage gekommen, hätten wir nicht beobachtet, daß noch etliche Meter weiter drüben der Wulst niedriger zu werden schien. Eine eilige Erkundung bestätigte die Beobachtung, ja, wir konnten feststellen, daß hier der Einstieg unbedingt möglich war.

Endlich war nun ein Anfang gefunden, endlich lag ein genau vorgezeichnetes Ziel vor uns. Die ermüdende und zeitraubende Unsicherheit der letzten Stunden wich, jetzt wußten wir, wo wir unseren Gegner fassen konnten. Darum auf zur Tat!

Die Nagelstiefel wurden mit den Kletterschuhen vertauscht, der Pickel auf den Rucksack gebunden, Mauerhaken, Karabiner und Hammer gerichtet, und dann kletterte jeder auf eigene Faust los; schon nach einer knappen halben Stunde war der Wulst überlistet. Wir standen in einer engen Rinne, die das Wasser in eine steile, überall glatte Platte hineingefressen hatte, wohl die einzige schwache Stelle, die direkt emporzieht zum Hauptturm des Südgrates. Die Bresche war gefunden, jetzt hieß es, sie zwingen.

Unmerklich war die Zeit vorgerückt. Es ging bereits gegen Mittag. Heiß brannte die Sonne ins Gestein. Wir stiegen höher und höher, jeder für sich. Noch waren die Schwierigkeiten so, daß jeder allein mit ihnen fertig wurde. Außerdem mußte jetzt Zeit gewonnen werden, denn noch war der Durchstieg zum Gipfel nicht gesichert, ja, das größte Fragezeichen würde sich erst droben auf dem Hauptturm; je näher wir ihm rückten, desto unmöglicher schaute er aus. Aber nicht, daß uns das irgendwie gehemmt hätte, nein, im Gegenteil, die in der Ferne liegenden Schwierigkeiten waren weit eher ein Ansporn, die vor uns liegenden wegzuräumen, um an jene so rasch als möglich heranzukommen. So gingen denn die Einzelheiten der nächsten Stunden unter in der Erwartung jenes Letzten und Schwersten.

Die Rinne wurde längere Zeit mit wechselnden Schwierigkeiten verfolgt bis an ihr Ende. In einem überhängenden Riß fand sie ihre Fortsetzung. Wir gingen ans Seil. Mein Rucksack blieb zurück, dann packte ich an. Die ersten Schritte waren leicht, dann wurden Griffe und Tritte seltener, der Riß immer enger und schließlich geschlossen. Ein brüchiger Überhang, ein einziger unsicherer Griff. Hafensicherung gelang erst nach langem, vergeblichem Bemühen, doch nicht wie notwendig am Überhang selbst, sondern weiter unten im Riß. Der Überhang war durch meine verschiedenen Versuche, einen Haken einzutreiben, noch splitttriger geworden, und mein Begleiter hatte Ursache, soweit als möglich in Deckung zu gehen, denn bei aller Vorsicht löste ich doch einen Stein

um den andern. Plötzlich ertönte von oben her das bekannte Pfeifen und Surren — Steinschlag! Das konnte ja recht werden! Noch waren wir Gott sei Dank gegen die Geschosse gedeckt, sie piffen alle über uns hinweg. Wo das Zeug nur herkommt? Jetzt nur Tempo, um aus dieser gefährlichen Zone hinauszukommen! Rasch legte ich mir nochmals die am Überhang gegebenen Möglichkeiten zurecht und, ohne einem Griff allzuviel zu vertrauen, schwindelte ich mich hoch und erreichte einen notdürftigen Stand am Beginn einer Verschneidung. Das Rucksackaufseilen und Nachkommen des Kameraden ging so vorschriftsmäßig, daß wir schon nach ganz kurzer Zeit wieder beisammen waren.

Der nun wieder etwas freier gewordene Blick war mehr als eigenartig. Wir sahen uns mitten in einer ungeheueren, nahezu senkrechten Platte, die sich mit einer Kühnheit ohnegleichen ohne die geringste Gliederung empor-schwingt zu den senkrechten Mauern des Hauptturms, da und dort regellos zerstreut brüchige Rippen, von oben kaum erkennbar, von unten als mächtige Türme wirkend. Sie waren es, die uns, und wohl auch noch vielen andern, einen ganz falschen Aufbau dieser Wand vorgetäuscht hatten. Eine freudige Feststellung, die wir nicht ohne Genugtun machten, war folgende: Soweit wir die Platte übersehen konnten — und dies war auf eine Breite von etlichen 100 Metern — war keine zweite Aufstiegsmöglichkeit mehr festzustellen, während in Fortsetzung unseres bisherigen Weges eine gangbare Verschneidung vollends bis an den Hauptturm heranzuführte. Die uns links begleitende Rippe schien mit dem Turm einen Kamin zu bilden, der zwar nach unten überhängend abbrach, aber er mußte auf irgend eine Art erreicht werden, denn durch ihn war unbedingt die Südkante des Hauptturms zu gewinnen. Damit war dann das Ringen bis zu dem Punkt vorgetragen, an welchem es sich für Sieg oder Niederlage entscheiden mußte. Erneutes Pfeifen von Steinschlag ließ uns aufschauen. Das Zeug kam direkt aus dem Kamin, der mochte ja gut aussehen. Rasch war die Verschneidung durchstiegen und mit einem Blick festgestellt, daß der Kamin unmöglich direkt zu erreichen war. Doch führte von rechts her hinter einer Kulisse ein Seitenkamin nach oben, der über dem Überhang in den Hauptkamin mündete. Dem Aussehen nach nicht besonders schwer, bot er auch tatsächlich keine besonderen Schwierigkeiten, wenn er auch mit dem Rucksack auf dem Rücken nicht gerade angenehm zu be-gehen war.

Bald konnten wir den Richtungskamin betreten. Dieser war in einem fürchterlichen Zustand. Sein Grund war angefüllt mit Eis, in welchem Felsbrocken jeder Größe eingefroren waren. Im übrigen war alles, was wir hier unter Finger und Füße bekamen, derart brüchig, daß wir uns kaum

irgendwo zuzupacken trauten und soweit als möglich spreizend den Kamin durchstiegen.

Ein von vielen recht hoch geschätzter Genuß ist es, an markanten Punkten einer Fahrt zu rasten und zu genießen. Seltsam, daß mir das Vergnügen daran ziemlich abgeht, außer natürlich am Abend, dem Zwang gehorchend, oder auf dem Gipfel als dem Endziel der ganzen Fahrt; aber unterwegs kenne ich nur eines: Weiter, höher, gipfelwärts! Der Punkt, den wir jetzt erreicht hatten, wäre so recht dazu geschaffen gewesen, dem bisherigen Aufstieg einen gewissen Abschluß zu geben, wie auch uns selbst eine größere Rast nichts geschadet hätte, nachdem wir nun ununterbrochen seit Tagesanbruch an der Arbeit waren. Doch übers Schauen kamen wir nicht hinaus.

Wir standen in einem engen Schärtchen an der Südkante des Hauptturms. Vor uns lag nun die eigentliche Südfanke. Einen ungewöhnlichen, erschreckenden Anblick bot diese Wand. Türme und Rippen waren vollkommen verschwunden, nur eine ungeheuere, völlig glatte Platte schwang sich wie ein Schild in einer Breite von vielen 100 Metern hinab zu den Hängen des Schwarzdolden-Schafbergs, die fast in gleicher Steilheit vollends hinabstürzten ins tiefe Gasterntal. Nirgends ein Halt, eine Unterbrechung dieser stürzenden Flanke. Unwillkürlich zwang mir dieser Anblick die Vorstellung auf, als gleite ein Körper in rasender Fahrt über die Glätte hinab in die Tiefe. Er würde den Boden nie verlieren und würde doch nie auch nur um Bruchteile von Sekunden die rasende Fahrt unterbrechen. Noch nie hatte eine Wand einen grausigeren Eindruck auf mich gemacht. Wir wandten uns ab von dem was hinter uns lag; vorwärts ging unser Sehnen und Sinnen.

Vor uns steilte die lotrechte Südkante zur Höhe. Jetzt endlich standen wir vor der Entscheidung. Daß diese so ausfallen möge, daß wir durch diese Wand nicht mehr zurückmüssen, das war unser beider Stoßgebet. Ein Auskneifen gab es nicht. Auch der Grat Müllers, dessen höchste Türme jetzt auf gleicher Höhe mit uns lagen und der mit dem dahinterliegenden kleinen Gletscher nun auch wieder für uns sichtbar geworden war, schien durch eine tiefe, unüberwindliche Kluft von uns getrennt.

So wie sich der Turm vor uns zeigte, ließ er eigentlich nicht die leiseste Hoffnung auf ein Weiterkommen. Doch hatten wir nicht erst kurz vorher einem scheinbar ebenfalls unüberwindlichen Fels einen Durchstieg abgerungen? Also frisch ans Werk. Da die Turmflanken vollkommen unmöglich und auch unerreicher waren, so konnte nur ein Versuch der stark abgerundeten Kante in Frage kommen. Die Schlosserei wurde aus dem Rucksack ergänzt, dieser blieb bei Friß zurück, denn die Kante versprach Gleichgewichtsarbeit.

Was sie versprochen hatte, das hielt sie auch. Ganz gut, wenn auch sehr

langsam, gingen die ersten Meter. Doch der Fels war derart kleingriffig, die Arbeit derart ermüdend, daß ich bald sehnsüchtig ausschaute nach einem Tritt, der mich auf kurze Augenblicke ausrasten ließ. Knapp über mir zog eine Leiste steil aufwärts nach links, hinter ihr ein feines Rißchen — Platz für einen Sicherungshaken. Wenn er nur schon steckte! Klebte ich doch eigentlich nur an der Wand, sollte die Rechte nun gar noch frei geben und damit weit links drüben in den kaum millimeterbreiten Spalt den Haken einzutreiben versuchen. Langsam, im Zeitlupentempo, ward jede Bewegung ausgeführt. Ein passender Haken wurde im Mauerhakenfänger eingehängt, für alle Fälle, dann ganz vorsichtig an dem ihm zugeordneten Platz angefüßt. Ein leichter Schlag mit dem Hammer — verdammt — abgesprungen! Gefangen baumelte er an der langen Schnur und rasch war er wieder angefüßt wenig neben dem alten Platz. Diesmal packte er schon beim ersten Schlag, beim zweiten und dritten zog er und beim vierten fing er an zu singen. Wie Musik tönte es in den Ohren, dieses Singen und Klingen, mit dem sich der Haken langsam in den Fels hineingrub. War er dann versunken bis zum Ring, hatte sich der Karabiner mit eiserner Kralle festgehängt, dann war endlich wieder die 100%ige Sicherheit da, die mir auf kurze Augenblicke die verkrampften Glieder zu entspannen gestattete, und die ich für die weitere Arbeit unbedingt brauchte.

Die Leiste zog steil aufwärts nach links in eine Gufel. Ich glaube wohl, ich hätte mich, wäre die Leiste möglich gewesen, verführen lassen, in die Gufel hineinzuzueren, und ich wäre darin gefangen gewesen, wie die Maus in der Falle, denn aus ihr hinaus war kein Weiterkommen. Nach manch vergeblichem Bemühen sah ich endlich die Unmöglichkeit, die Leiste zu bezwingen, ein. Direkt hochzukommen gelang schließlich nach einem wahrhaft verwegenen Verhängen. Nach jedem Griff, nach jedem Höferschieben fürchtete ich, am Ende der Möglichkeiten zu sein, doch immer wieder fand sich eine feine Runse oder ein kleiner Höcker, die mich wieder um wenige Zentimeter weiterkommen ließen.

Aber ein Stand war noch immer nicht zu erreichen. Wohl konnte ich noch einmal einen Sicherungshaken in den Fels treiben, aber meine Kräfte waren nun schon derart verbraucht, daß es nicht mehr lange gehen durfte. Nach oben war Schluß. Wohin? — Verzweifelt schaute ich nach rechts und links. Wenn ich nur nach rechts etwas mehr um die Kante schauen könnte? — Soweit es die Sicherheit irgend erlaubte — beugte ich den Kopf zurück und sah rechts drüben wenig über mir eine Kanzel. Ein Schiffbrüchiger kann kaum freudiger das rettende Eiland begrüßen als ich diesen, wenn auch bis jetzt nur in der Ferne winkenden Stand. Das Letzte wurde daran gesetzt. Aber eine Wand, an der von Griffen und Tritten überhaupt nichts zu sehen,

höchstens zu fühlen, zu ertasten war, schob ich mich näher und näher an die Kanzel heran und erreichte sie schließlich nach schwerster Arbeit. Aufatmend fühlte ich endlich wieder Boden unter den Füßen, eine Stunde nachdem ich den letzten Stand bei meinem Kameraden verlassen hatte.

Stolze Freude jauchzte hinaus in den Äther und gab dem Freunde das Zeichen zum Nachkommen. In einem eilends geschlagenen Haken gut gesichert, arbeitete er sich um Etlliches rascher als ich empor, während meine Blicke schon weiter eilten und in die immer noch abweisend ausschauende Turmwand einzudringen versuchten. Abweisend wohl, aber nach dem, was wir soeben gemeistert hatten, nicht unmöglich. Von der Kanzel ging's direkt hoch. Dann kam ein kurzes Band, weiter ein Riß, und dieser brachte nun eine der größten Überraschungen der ganzen Fahrt. War bisher der Fels ganz außergewöhnlich fest — nur dadurch war es überhaupt möglich gewesen, ihn zu zwingen — so saß hier unvermittelt auf dem gesunden Fels ein vollkommen verwitterter Aufbau, der unter Händen und Füßen zerbröckelte wie — Blätterteig. Ein ganzer Pfeiler, 8 bis 10 Meter hoch, in einer Ausgesetztheit, daß wir uns wunderten, daß er nicht schon längst in die Tiefe gestürzt war!

Was half alles Zögern? Nur über ihn führte der Weg zur Höhe, er mußte versucht werden. Das war kein Klettern mehr, das war ein Schweben und Schleichen, haltlos über der endlosen Tiefe des Gasterntales. Wir fühlten sie schon gar nicht mehr, denn unser ganzes Trachten ging nach oben, und nur ab und zu flog ein verstohlener Blick zurück und eilte über die Kanzel hinab zur Scharte. Rückzugsicherung! Noch war der Kampf nicht entschieden.

Zu der dauernden Ungewißheit des Weiterkommens gefellte sich nun auch noch die Sorge um eine Bleibe für die Nacht. Längst hatten wir die Hoffnung aufgegeben, noch am gleichen Tage den Gipfel zu erreichen. Wie immer auf solchen Fahrten waren die Stunden vergangen, ohne daß wir es merkten. Die Sonne hatte ihren Tageslauf beendet, in der Nordwestflanke des Bietschorns verglühten ihre letzten Strahlen. Weiter, koste es was es wolle, hier in diesem brüchigen Fels wäre eine der ungeheueren Ausgesetztheit auch nur einigermaßen entsprechende Sicherung für die Nacht nirgends anzubringen.

Aber eine etliche Meter hohe Stufe, die etwas weniger brüchig als bisher aber dafür wieder senkrecht war, erreichten wir einen Kamin. Dieser, erst gangbar, ward schon nach wenigen Metern überhängend, unmöglich. Ein Seitenkamin endete in überhängender, ungangbarer Wand. Sind wir am Ende, jetzt wo nur mehr Seillänge uns vom Gipfel des Turmes trennen kann? Ist gar keine Möglichkeit mehr, die letzten Meter zu zwingen?

Es dämmer! Wie Pfeile bohren sich die Augen in die Felsflanken zur Rechten und zur Linken. Was soll werden? Die Nacht über hier bleiben,

mehr hängend als stehend? Manche Beiwacht lag hinter uns, im steilen Fels, in schwerer Wand, aber vor dem, was uns heute erwartete, schauderte uns beiden. Noch war die Nacht nicht völlig hereingebrochen, vielleicht bestand doch noch eine letzte Möglichkeit, höherzukommen, um weiter oben einen Beiwachtplatz zu finden! Noch einmal ging's im Seitenkamin links hoch. Er trennte einen größeren Pfeiler vom Turm. Aus der Scharte zwischen Pfeiler und Turm hatte ich freien Blick in die Westwand des Turmes. Was müßt der freie Blick in dieser Dunkelheit? Doch halt, etwa 10 bis 15 Meter von uns entfernt lag ein schwarzer Schatten in der Wand! Eine Wandeinbuchtung? Wenn dort ein Kamin hochzöge! — Kommt man hinüber? Etliche Meter unter mir zog eine schmale Leiste hinüber. Vielleicht war sie gangbar. Dies war die letzte Möglichkeit, den fast aussichtslosen Kampf doch noch zum Siege zu wenden. Vielleicht aber auch — keiner sprach es aus, doch jeder dachte es — bekommen wir an Stelle einer furchtbaren Nacht im Kamin eine noch viel grauenhaftere draußen in der unheimlichen Wand?

Zum zweiten Male rutschte ich den Kamin hinunter, querte um den Pfeiler herum und stand am Beginne der mählich absteigenden Leiste. Ich tastete mich an der lotrechten Wand entlang, schob mich Zentimeter um Zentimeter nach links hinaus in die glatte Mauer, als einzigen Halt die Reibung der Dolomitsohlen. Aus der Tiefe herauf gähnte die Schwärze der Nacht und legte über die Abgründe den Schleier der Dunkelheit. Schwarze Schatten stiegen empor und schnitten gespensterhaft in den sternübersäten Himmel. Vorsichtig tastete ich mich in die Nacht hinein. Immer ohnmächtiger wurde das Auge, dafür Hände und Füße immer feinfühlicher. Der Dunkelheit zum Trost wurde die Gufel erreicht.

Noch immer kein Platz für das Biwak! Doch ich wollte und konnte mich nicht damit zufriedengeben, hier in diesem Schluf, in dem die heimtückischsten Gefahren lauern mochten, die Nacht zu verbringen. Weiter, wenn irgend möglich! Ahnte ich, daß schon wenige Meter höher das zu finden war, was wir seit Stunden ersehnten? Kaum hatte der Kamerad den Quergang hinter sich, tastete ich mich in den Hintergrund der Gufel, wo tatsächlich ein Kamin sich emporzog. Ein Schimmer neuer Hoffnung, der allsogleich wieder verblaßte, denn überhängend schien der Kamin den Weiterweg nach oben zu versperren. Egal, versucht mußte er werden, und wortlos stemmte ich weiter hinein in die Finsternis. Kaum hatte ich einige Meter unter mir, da endete wie abgeschnitten die rechte Kaminwand. Eine Kanzel! Ein wilder Jauchzer überquellender Freude wollte hinaus aus der Kehle, doch der Atem reichte nur für einen armseligen, heiseren Schrei. Was wir kaum zu hoffen gewagt hatten, ein herrlicher Beiwachtplatz lag vor uns. Noch galt es zwar, hinaus-

zukommen auf die Kanzel. Nach zwei erfolglosen Versuchen ließ ich den Kameraden nachkommen und über seine Schultern hinweg ward die Kanzel schließlich erreicht.

Lange ruhten unsere Hände ineinander. Keiner sah des Andern strahlende Augen und dennoch war es, als sprühten funkelnde Blitze von Einem zum Andern, und im stillen Händedruck lag heißer Dank dem Kameraden für seine unbeirrbar, nimmermüde Treue, lag das Bekenntnis unserer glühenden Liebe zu den ewigen Bergen.

Die Kanzel war etwa quadratmetergroß, vollkommen glatt und stark geneigt. An ihrem oberen Rande saßen wir nieder, hängten die Beine hinab in die gähnende Tiefe. Zweitausend Meter in einer einzigen Flucht trennten uns vom Gasterntal, eintausend Meter von unserem gestrigen Beiwachtplatz. Schweigend starrten wir hinaus in die Bergnacht, in die der Mond seine ersten Lichter hineinwarf.

Die nicht zu überbietende Ausgesetztheit unserer Kanzel verlangte für die Nacht eine ganz besonders durchdachte Sicherung. Alles, jeder einzelne Stiefel, mußte besonders aufgehängt und gesichert werden, denn bei der Geneigtheit und Glätte der Kanzel wäre alles sofort ins Gleiten gekommen und uns unwiderbringlich verloren gewesen. Endlich durften wir in den Zeltsack kriechen und suchten die für die lange Nacht angenehmste Ruhelage, soweit man hier überhaupt von angenehm reden kann. Sie war heute nicht rasch gefunden, denn zum Sitzen fehlte ein Halt im Rücken, und zum Liegen war die Platte zu steil.

Man sollte meinen, daß man aus solchem Zeltsackbivak bei Tagesanbruch nicht schnell genug herauskommen kann. Weit gefehlt! Wohl sind die Hemmungen, die einem das Frühaufstehen sonst so manches Mal erschweren, ungleich größer. Doch kostet es auch eine ganz ordentliche Überwindung, aus der durch den Körper warmgehaltenen Zeltsackluft hinauszutreten in die Eiskälte des erwachenden Tages, und die erste halbe Stunde, bis man sich wieder warm gearbeitet hat, ist höchst ungemütlich. So war es auch bei unserm zweiten Doldenhornbivak. Zweimal streckten wir die Nase aus dem Zeltsack hinaus, und zweimal verkrochen wir uns allsogleich wieder unter der wärmenden Hülle. Nur gut, daß unsere Lage allmählich derart ungemütlich geworden war, daß sie zu weiterem Aufenthalt durchaus nicht mehr anreizte, und wir schließlich doch die Kälte in Kauf nahmen, um uns nur wieder bewegen zu können.

Schon am Abend zuvor hatten wir die feste Zuversicht gehabt, daß wir mit dem Erreichen der Kanzel das Ringen entschieden hatten. Was wir nun sahen, da der Tag vom Fels wieder den Schleier hinweggenommen, den die Nacht darübergeworfen hatte, das zeigte uns, daß wir uns nicht im Mindesten

getäuscht hatten. Die Südkante des Hauptturmes war durchstiegen. Wir hatten bis zu seinem Gipfel (P. 3498) wohl noch etliche senkrechte, aber nicht besonders hohe Stufen zu bewältigen. Vom Hauptturm selbst ging's dann über den eigentlichen Südgrat turmauf, turmab in ermüdender Arbeit dem Gipfel des Doldenhorns zu. So wie am Tag vorher das Bewußtsein, die größten Schwierigkeiten noch vor uns zu haben, unseren Eifer beslügelt hatte, so ließ uns heute das Bewußtsein, das Ringen schon gewonnen zu haben, in gemütlichstem Tempo unseres Weges ziehen. Was jetzt noch vor uns lag, würde uns nicht mehr hindern, den direkten Südwandweg zu vollenden.

Zur Linken legten sich von Punkt 3498 ab steile Schutthänge an den Grat, die teilweise vereist hinunterzogen zum Sillerengletscher, während uns rechts bis zum Gipfel die stark nach Westen abgebogene Südflanke begleitete und uns durch ihre erschreckende Steilheit immer wieder von neuem erinnerte an die schweren Stunden des gestrigen Tages. Turm reihte sich an Turm, Stunde an Stunde, steile Eishänge wurden mit dem Pickel gebändigt, steiler Fels verlangte immer wieder die Kletterschuhe. Erst etwa 100 Meter vor dem Gipfel legten wir wieder die Nagelstiefel an. Wieder einmal hatten uns die wundervollen Dolomitsohlen einen herrlichen Sieg erkämpfen lassen, und liebevoll wurden sie im Rucksack versenkt.

Um 1 Uhr mittags standen wir auf dem Gipfel des großen Doldenhorns. Das Ziel war erreicht. An den unvergleichlichen Aufstieg reihte sich als letzte Krönung eine Gipfelstunde von seltener Reinheit. Wohl bot uns der Blick in die Ferne nicht viel Neues, denn seit der Frühe dieses Tages, seit wir die Höhe des Südgrats erreicht hatten, begleitete uns stets das gleiche Bild: Im Osten und Westen als Eckpfeiler die Blümlisalp und das Balmhorn, dazwischen Berg an Berg die Berner und Walliser Eisriesen und als Mittelpunkt dieses bezaubernden Panoramas das herrliche Bietschhorn. Das überaus reizvolle, was uns nun der Gipfel des Doldenhorns zu all dieser Herrlichkeit dazu schenkte, war der dem Blick nach Süden so gegensätzliche Blick nach Norden: Der blaugrüne Schinensee, saftige Alpenweiden, lichte Wälder, die Häuser von Randersteg, wie Kinderspielzeug hineingestellt in ein weites, grünes Tal, dunkle, braunrote Bergkuppen.

Gern und freudig ruhte unser Auge auf diesem Bild des Friedens, versenkte sich ins grünende Tal, ins Märchenauge des Sees, tauchte über den sanften Wellen der Berge hinein in unendliche Fernen. Wir freuten uns des Bildes, aber wir konnten nicht heimisch werden. Bald schon kehrten wir wieder zurück zu den himmelsstürmenden Bergen, den zerackten Graten und den zerrissenen Gletschern. Hier in der Wildheit der Bergwelt, in der gewaltigen Schöpfung Gottes, hier fanden wir wieder unsere ureigenste Heimat.

Schüffelkar-Südwand

Von Georg Wieber, München

Herbst! — Lodernde Wälder, — brennende Sehnsucht den Bergen entgegen...

Es ist wahrhaftig nicht das erstemal, daß wir die Strecke von unserer Heimatstadt München nach dem schönen Garmisch fahren, und wir kennen sie genau, die Gegenden, die unser Zug in kurzer Zeit durchheilt; kennen sie in der Lieblichkeit des Frühlings, in der Reife des Sommers, der Pracht des Herbstes und der Einsamkeit des Winters. Und doch zieht es uns immer wieder an das Fenster des Abteils: Vielleicht, daß wir uns nie sattsehen können an der Schönheit und Farbenfreude einer herbstlichen Landschaft oder aber es ist die Luft der Freiheit, die wir in vollen Zügen zu trinken beginnen. Vor wenigen Stunden noch ein winziges Rad im mächtigen Riesengetriebe der Großstadt, haben wir jeglichen Zwang einer Welt, der unser Tun zumeist unverständlich ist, abgeschüttelt; stolz fühlen wir uns als „die Herren der Welt“, heißer Latendrang zieht uns in unsere geliebten Berge, es rufen und locken die Plattenwände und Felsengräte des Wettersteins, aber als das leuchtende Ziel steht nur das Eine vor unseren Augen: Die Südwand der Schüffelkarspitze.

Franz und Toni Schmid, die Freunde, die Gefährten auf so mancher schweren Felsfahrt sind mit mir und da wir in Garmisch auf staubiger Landstraße der Partnachklamm zuwandern, steht die Kalkmauer des Wettersteinkammes in leuchtender Weiße in der Nachmittagssonne vor uns.

Noch ehe wir die Klamm erreichen, haben wir die wenigen den gleichen Weg Gehenden überholt. Dann herrschen Kühle, Dunkelheit und das Brausen von Wasser um uns. Mit großem Getöse sucht sich die junge Partnach ihren Weg ins Freie, zwingt sich durch Felsen mit wilder Gewalt und hat es so unendlich eilig in die Niederungen zu kommen, sie, das Kind der Berge. Warte nur! Auch du wirst's erfahren, daß sie dich da draußen deiner Freiheit berauben; — ob du dich dann nicht zurücksehnen wirst nach jenen lichten Höhen, die zu verlassen es dir nicht schnell genug ging? —

An der Wegteilung, am Ende der Klamm, wenden wir uns nach rechts haltend, dem Reintal zu. In düsterem Hochwald beginnt der Weg langsam zu steigen, immer schwächer wird das Rauschen der Partnach und an einer freien Wegbiegung, dort, wo das Wasser tief unten sich zum erstenmal durch Felsgestein zu drängen hat, hoch über der sogenannten „hinteren Klamm“ stellen wir mit Befriedigung fest, daß die Talsohle bereits tief unter uns liegt.

Doch die Freude kommt zu früh. Es hilft nichts, wir müssen wieder hinunter und können erst kurz vor der Bockhütte, wo wir uns dem kümmerlichen, ins waldige, felsgeengte Oberreintal führenden Steiglein zuwenden, das Tal für immer verlassen. Wie viele, die auf der „Heerstraße“ zur Zugspitze sich befinden, gehen an dieser Wegteilung achtlos und ahnungslos vorüber, in dem sichern Bewußtsein, nur jene Straße würde sie ins Herz des Wettersteines führen, nur sie verlohne sich der Mühe! Gerne lassen wir sie gehen und freuen uns diebisch, daß unser Heiligtum, der Felszirkus des Oberreintales mit seinen Gipfeln und Graten gehütet und gewahrt bleibt, — daß es uns allein gehört.

Serpentine um Serpentine windet sich steil nach oben; Nacht ist es längst geworden. Drüben erhebt sich aus dem Tal gewaltig die mächtige Flanke des Blassenkammes, von fahlem Mondlicht übergossen. Dann treten auch wir in den Bereich der „nächtlichen Sonne“, nachdem wir die letzten, sturmzerzausten Lannen hinter uns gelassen und den „Abbruch“ überwunden haben. Welch ein gigantischer Talschluß, der Kranz der Oberreintaler Riesen!: Oberreintalschrofen, Scharnitzspitze, Schüffelkarspitze! In jedem andern Alpengebiet gelegen, würde er als berühmt und äußerst sehenswert im Bäderker stehen, — hier aber, wo der Name Zugspitze den Subgriff des Wettersteins bildet und alle Aufmerksamkeit auf sich lenkt, bleibt der Oberreintal-Winkel abgeschlossen und vergessen. Und wieder freuen wir uns, daß dem so ist.

Eine letzte kurze Steigung führt uns hinauf zur unbewirtschafteten Oberreintalhütte. Nie brauchen wir Angst zu haben, daß dieses kleine Unterkunftsbaus überfüllt ist und auch heute treffen wir nur ein paar Freunde an.

Leider empfängt uns eine unangenehme Nachricht: das Wasser, das im Sommer über den Plattenabbruch des Oberreintalkares herabstürzt, ist infolge langer Trockenheit versickert. Kein labendes Naß für unsere ausgedörrten Kehlen! Und die Suche nach einem neuen Bronnen in diesem Felsland zeitraubend und schwierig! Aber dann raffen wir uns doch zu einem Wünschelrutengang auf, Franz und ich. Einer greift nach der Laterne, der andere bewaffnet sich mit zwei mächtigen Eimern und also ausgerüstet schlagen wir die Richtung Frauenalpl unter die Wände der Partnachkirchner Dreitorspitze ein, denn von dort versprechen wir uns am meisten Aussicht auf Erfolg.

Über Blöcke, die den Hang vor der Hütte bedecken, stolpern wir hinunter zum ebenen Oberreintalboden; rasch ist dieser überquert, dann geht es drüben in Zeitabständen, denn immer wieder müssen wir nach Wasserrauschen, das einmal ganz nah, dann wieder unendlich fern und leis ertönt, aushorchen, bis wir unter einem mächtigen Überhang stehen, über den das Gesuchte unaufhörlich herabrieselt. Während die Eimer sich langsam füllen, lauschen wir still dem Atem der Bergnacht.

Ist's gleich dunkel um uns, so huscht drüben in den Wänden des Zunderkopfes gespenstig bleiches Mondlicht und die Felsrippen werfen tiefe Schatten in die Schluchten. Oben aber über den Graten ziehen die Wolken, — ziehen gegen die breite Scharte, die wir morgen erreichen wollen, — ziehen unsern Weg. —

In Gedanken sind wir ja schon längst drüben am Einstieg zur Südwand, am „Pfeilerkopf“ und am „Achtmeter-Wandl“. Viel schon hat mir Franz erzählt von dieser lotrechten Mauer, der Fiechl und Herzog den Nimbus der Unbezwingbarkeit raubten; ja Franz kennt ihre Geheimnisse, seit er im vergangenen Jahr das erstemal um sie erworben hat. . . .

Plötzlich zerreißt ein Ruf die weihewolle Stille und schreckt uns aus unsern Gedanken auf. Das kann natürlich nur Toni drunten vor der Hütte sein, dem scheinbar unser Ausflug zu lange dauert. Wohlbedacht auf den kostbaren Inhalt unserer Eimer steigen wir vorsichtig über das Blockwerk hinab, gehen ebenso vorsichtig den Rest des Weges und können von Glück sagen, daß wir wenigstens die Hälfte auf die Hütte bringen. Die übrige Zeit des Abends verbringen wir größtenteils am kleinen Herd, wo wir laut Gebrauchsamweisung von Müttern zuhause die verschiedensten Gerichte zubereiten. Es ist auch diesmal nicht anders wie sonst, daß die abweichenden Instruktionen ein ganz eigenartiges und seltsam aussehendes Mahl ergeben, welches aber trotzdem wie immer so auch heute vorzüglich schmeckt. Und endlich suchen wir den Schlafraum auf. —

2 Uhr morgens! Leise, um die schlafenden Kameraden nicht zu wecken, schleiche ich in die Stube, wo Toni bereits Feuer gemacht hat und Franz eben von seiner Wetterauschau mit zufriedenstellendem Ergebnis durch die Außentür hereinkommt. Schnell wird das Frühstück verzehrt, rasch der Eintrag ins Tourenbuch mit Angabe des Zieles gemacht, dann fällt die Tür der kleinen einsamen Hütte hinter uns ins Schloß.

Stoßdunkel ist die Nacht und still. Der helle Klang der Eisenbeschlagenen tönt wie ein Kampflied durch die feierliche Ruhe und gleich Spukgestalten erscheinen uns die am Wege liegenden Blöcke, wenn sie in den Lichtschein unserer Kerzenlaternen treten. Schnell kommen wir an den Abbruch des Schüsselkares. So ungangbar sieht dieser in der Dunkelheit aus, daß wir, hätten wir das schmale Steiglein, welches durch ihn aufwärts führt, nicht schon so oft beschritten, annehmen müßten, wir befänden uns auf falschem Wege. — Verhältnismäßig rasch, denn es geht steil empor, erreichen wir das untere Schüsselkar, jenen mächtigen Schuttstrom, der schon auf der Fahrt nach Garmisch den Blick gewaltsam fesselt. Und auch im folgenden Gelände ist uns die Möglichkeit eines schnellen „An die Felsen Kommens“ gegeben. Zuerst, weil wir, uns

ganz an den linken Rand des Kares haltend, die Felsstufen benützen können, die die aus den Schluchten des Dreitorspizmassivs herabrinneuden Wasser im losen Geröll bloßgelegt und später, weil wir auf einer Schneezunge weitersteigen können.

Dann aber beginnt der Ernst. Am Tage sind diese ersten Felsen gewiß nicht schwierig, jetzt aber in der nächtlichen Dunkelheit, muß jeder von uns dreien, die Laterne zumeist zwischen den Zähnen haltend, seinen eigenen Weg suchen. Und so ist es weiter nicht verwunderlich, daß wir erst, als immer steilere und steilere Platten kommen, merken, daß wir viel zu weit rechts sind und unsere liebe Not haben, wieder nach links in leichteres Gelände zu gelangen. — Nun können wir endlich wieder einmal nach dem Wetter, das leider gar nicht rosig ausschaut, sehen: Verblaßt sind die stillen Sterne, dafür aber ziehen Sturmwolken auf und im Norden steht eine schwarze Wolkenbank, die sich langsam näher und näher schiebt. —

Zunehmender kalter Wind verrät uns, daß wir schon in der Nähe der Scharte sind. Das Gelände verliert an Steilheit und ein ausgetretenes Steiglein kommt in den Schrofen zum Vorschein. Wie froh sind wir, weil mit dem Benützen dieses Felsenpfades das ständige Anzünden und Auslöschten der Kerzenlaternen, durch das fortwährende Anstoßen vorher unerläßlich, endlich aufhört!

Mit aller Wucht heult der Sturm über die Scharte und weil es zwar schon 5 Uhr, aber infolge der fortgeschrittenen Jahreszeit noch ganz dunkel ist, suchen wir uns südlich eine windgeschützte Stelle und erwarten sehnlich den Tag. Plötzlich bemerken wir tief unten ein schwaches Licht: Kandidaten der Südwand? — Dann werden es wohl Innsbrucker sein, die in der Erinnerungshütte am Scharnisjoch nächstigten und den günstigen Zugang über die Leutasch ins Puitental haben. Wer sonst kann schon zu so früher Stunde dem Einstieg zustreben? —

Da wir im Abstieg den Westgrat der Schüsselkarspitze benützen wollen und deshalb wieder auf die östliche Wangscharte zu kommen gedenken, lassen wir hier alles Entbehrliche zurück. Die Nagelschuhe werden mit den „Manchon“ vertauscht, Haken und Karabiner verteilt und also wären wir wohl vorbereitet zum schweren Felsgang, wenn es nur endlich hell werden wollte! Aber wir müssen, eng aneinandergekauert, denn es ist bitterkalt, bis fast 6 Uhr warten, bis im fernen Osten der junge Tag heraufzudämmern beginnt. — Auf die höchsten Zinnen steigt er zuerst, — wie lange wird es dauern, bis er erst in die blauschwarzen Täler hinunterkommt, die Menschen zu ihrem Tagewerk aufzurütteln?

Nun heißt's auch für uns: An die Arbeit! Franz sucht den Abseilhaken,

während Toni und ich die Seile ordnen. Den 60 Meter hohen Abbruch zum Scharnizjoch überwinden wir durch zweimaliges Abseilen. Man könnte ihn auch frei klettern, um einen Vorgeschmack für die Schwierigkeiten in der Südwand drüben zu bekommen, aber wir müssen Zeit sparen! Als wir den Fuß des Abbruchs erreicht haben und eben unter der Südwand hinüberqueren zum Einstieg der Fiechtl-Herzog-Route, geht leuchtend die Sonne auf. Alle die Höhenzüge und Rücken und Gipfel, die vorher ohne Gliederung als Silhouetten gegen den dunklen Himmel standen, lösen sich auf in Rippen, Rinnen, Schluchten und Absätze, — nur die Wand vor uns stürzt ohne Stufung in haltloser unheimlicher Flucht zu Tal. Wo in dieser senkrechten Mauer soll da unser Weg hinaufführen zum Ziel? Wahrhaftig, ich habe solches noch nie gesehen und Franz freut sich ob unseres Staumens.

Ein zirka 120 Meter hoher Pfeiler kennzeichnet den Einstieg. Es ist, als hätte ein großer Baumeister diesen Pfeiler eigens hierher gesetzt, um die gelben überhängenden Wände drüben zu stützen. Große Blöcke und frisch-ausgebroschene Wandstellen reden vom ewigen Vergehen der Berge.

Aber Franz läßt uns nicht viel Zeit zu Betrachtungen. Das Wissen, daß zwei Innsbrucker gleich uns zu schwerer Fahrt rüsten, daß sie den gleichen Wunsch hegen wie wir, dem gleichen Ziele zustreben wie wir, treibt ihn zu größter Eile an, denn um jeden Preis will er diesen zuvorkommen. Während Toni und ich das Seil anlegen, ringt er in freier Kletterei bereits Meter um Meter in geradezu unheimlicher Ruhe, daß es eine Freude ist ihm zuzusehen, den Felsen ab. Bald ist er unsern Blicken entschwunden und wir haben redlich Mühe, gleiches Tempo mit ihm zu halten. Eine Seillänge lang gelingt es uns, dann aber zeigt die Wand bereits ihre Zähne: Ein kurzer Überhang, dem eine glatte Verschneidung folgt, läßt unsern Sturmlauf langsamer werden; es folgen einige schwere Risse, bis wir am Fuße der berühmten Achtmeterverschneidung stehen. Einen handbreiten Riß heißt es da zwischen vollkommen glatten, senkrechten Platten, die auch nicht den geringsten Haltewinkel aufweisen, emporzuklimmen, und der Reiz dieser anstrengendsten Stelle der ganzen Wand wird noch dadurch erhöht, daß das ganze Gebilde der Verschneidung nach 5 Metern bereits vollkommen überhängt.

Franz hat auch diese Stelle in freier Kletterei überwunden, ein Wagnis, das nur einer sich leisten kann, der völlig in Hochform ist! Grinsend fordert er uns von oben auf, sein Seil zu benutzen und meint es gut damit. Ich lasse dies Angebot auch nicht zweimal an mich ergehen, binde mich an den Strick und versuche in möglichst einwandfreiem Stil diesen „Schinder“, nach dessen Überwindung jeder von Herzen froh ist, hinter mich zu bringen. Während ich Toni nachkommen lasse, hat Franz schon wieder einen Überhang „in Ar-

beit“, so daß wir bereits nach 1½ Stunden vereint am Kopfe des Pfeilers sitzen und die erste kurze Rast halten.

Wie tief liegen jetzt schon die grünen Matten des Püntentales unter uns, die kleine Hütte am Scharnizjoch, diesem einsamsten Winkel im Wetterstein! Meine Gedanken eilen hinüber ins Höllental, wo auch Bergsteiger den Weg zur Höhe suchen, aber in Scharen. — Wie schön ist es, abseits vom Strom der Menschen zu sein! — Und über uns wächst die Wand ins Unendliche. . . .

Hier ist kein Vordringen mehr, jedoch links drüben weist ein grasdurchsetztes Band den Weiterweg. Um es zu erreichen, müssen wir uns 15 Meter schräg nach abwärts abseilen und unter gelber und überhängender Wand hinüberqueren. Zu Dritt zusammengesellt gehts dann steil empor zu einer Folge von überhängenden Rissen, die aber, da sie gut griffig und fest sind, eine wirklich genussreiche Kletterei bieten. Ein guter Standplatz folgt, von dem aus wir der beiden Innsbrucker gewahr werden, die eben den Pfeilerkopf erreichen. — Nachher erfordert ein brüchiger, dazu noch überhängender Riß sauberstes Sehen, denn gefährlich kann hier unnötige Hast sich auswirken! Franz, bereits am Ende des Risses angekommen, zieht, gesichert durch einen Mauerhaken, das Seil ein, so daß ich nachkommen kann. Da von einem Stand bei ihm drüben keine Rede sein kann, schlägt er einen zweiten Haken. Gut kann ich ihn gebrauchen, denn ich habe außerdem auch vor, die nun folgende schwierigste und gefährlichste Stelle der Schüsseltar-Südwand, die sogenannte „Achtmeterwand“, während Franz sie meistert, zu photographieren.

Ungemeine Brüchigkeit und absolute Senkrechtigkeit, das sind die Haupteigenschaften dieser „historischen“ Stelle. Toni übernimmt die Sicherung seines Bruders von unten und gibt mir dadurch die Möglichkeit, unbehindert jede Bewegung von Franz durch den Apparat zu verfolgen: Mit größter Vorsicht, denn sie sind kleingriffig und splitttrig, tastet er sich von Griff zu Griff, von Tritt zu Tritt, weil nur geschulte Technik und nicht rohe Kraft die Überwindung dieser äußerst schwierigen und gefährlichsten Wandstelle ermöglicht. Beim ersten Haken hängt er den Karabiner ein und zieht das Seil durch, jedoch die folgenden läßt er alle unbenützt und beweist dadurch abermals seine ungemein große Sicherheit. Meter für Meter kommt er höher; jetzt nimmt ihn ein kurzer Riß auf, — dann wieder hängt der Körper frei über dem Abgrund, wenn er einen Überhang bezwingt, und endlich hat er einen guten Standplatz erreicht. Da kann ich Toni nachkommen lassen und während ich auf ihn warte, gleitet mein Blick die haltlosen Platten entlang, hinunter ins Kar, wo zwei winzige Menschlein aufmerksam unser Tun verfolgen. Wie wir später erfahren: Südwand-Kandidaten, die sich aber am frühen Morgen durch das zweifelhafte Wetter abhalten ließen, einzusteigen und deshalb nicht gerade

sehr rosigter Laune waren, als sie droben die zwei Partien beobachteten und der Himmel inzwischen strahlend blau geworden war! —

Toni und ich haben uns zu Franz emporgearbeitet und stehen nun mit ihm vor der „abenteuerlichsten Stelle“ des Berges, dem berühmten Pendelquergang. Jede Möglichkeit eines Weiterkommens scheint hier wirklich ausgeschossen: Ober uns ein Riesenüberhang, rechts ungangbarer Fels, links eine fast senkrechte Plattenmulde! Nur drüben links, in 15 Metern Entfernung, wäre an einer Kante ein Weiterkommen! Die Lösung, durch Seilquergang oder im kühnen Flug des Pendels dahin zu gelangen, ist und bleibt eine ganz gewaltige Tat der Erstbegeher, besonders auch im Hinblick darauf, daß diese bereits im Jahre 1913 den Weg durch die Südwand fanden. Wir natürlich wollen uns den Genuß eines freien Schwebens nicht entgehen lassen und müssen zu diesem Zweck das Pendelseil in den von Herzog geschlagenen, sehr massiven Pendelhaken hängen. 12 Meter über unserm Standplatz steckt er unter einem dachartigen Überhang und Franz klettert durch einen Riß zu ihm hinauf. Sorgfältig untersucht er die Seilschlinge, zieht das Seil durch, um wieder zu uns zurückzukommen. Und noch einmal wird alles überschaut und nachgesehen, werden Pendel- und Sicherungsseil geprüft, denn verhängnisvoll könnte hier Leichtsinns- und Oberflächlichkeit werden!

Dann tritt Franz, im „Dülfer-Kletterschluß“ sitzend und gesichert von mir, daß, sollte er drüben den Griff nicht aufs erstemal erwischen, ich ihn sofort zurückziehen kann, die Luftreise an. Doch erweist sich diese letztere Vorsorge als unnötig, denn im Vollbewußtsein seiner wichtigen und entscheidenden Aufgabe, erhascht er blitzschnell einen winzigen Griff, zieht sich ein paar Meter nach links an die Kante und der Karabiner schnappt in den vorhandenen Haken!

Toni und ich werden es leichter haben: Sollte einer von uns den Griff nicht erwischen, kann uns ja Franz hinüberziehen. So ist für uns beide das Pendelmanöver eigentlich ein ganz großer Genuß. Mit welchem Hochgefühl schwebe ich, nachdem ich mich mit fester Wucht von der Wand weggestoßen habe, von allem Irdischen losgelöst und mit dem Leben nur durch ein dünnes Seil verbunden über einer Senkrechten von 250 Metern! Auch Toni scheint restlos begeistert zu sein, denn ein freudiges „Hejuabe“ entringt sich kräftig seiner Kehle, da er als Letzter auf uns zuschwebt.

Wir lassen unser Pendelseil für die nachkommenden Innsbrucker hängen, welche es dankbar benützen und ihr mitgebrachtes die Wand hinunterwerfen können. Erschauernd wird uns da die ungeheure Exponiertheit der Route klar, als wir das Seil in ruhigen Kreisen, ohne daß es jemals den Fels berührt, der Tiefe zuschweben und unten am Einstieg im Kar landen sehen!

Doch wollen wir schnell weitergehen, um den Innsbrucker Platz zu machen. Zweimal müssen wir uns jetzt schräg nach links abseilen, daß wir den Anfang der 120 Meter hohen Kaminreihe erreichen, die zum Gipfel führt. Eine kurze Rast dann. Hier ist ein ebener Platz, noch dazu mit Graspolstern bedeckt, auf dem wir Körper und Nerven vollkommen entspannen können. Wie gut, unendlich gut, tut die Ruhepause und das beseligende Bewußtsein, das Schwerste hinter uns zu haben! Wenn auch die folgenden Stellen noch manche Nuß zu knacken geben werden, — den Sieg wird uns nichts mehr entreißen können! — Da es erst 1 Uhr ist, dürfen wir die Rast wohl auf eine halbe Stunde ausdehnen und so gleitet der Blick über Täler und Berge, um in weiter Ferne an den traumhaften Gletschern der Zentralalpen haften zu bleiben, die in der heißen Mittagssonne blinken. Sehnsüchtige Erinnerung erwecken sie an einsame Fahrten im weißen Firn, an Gipfelglück im Reiche der Dreitausender. . . .

Im Fluge vergeht die Zeit und mahnt zum Ausbruch. — Von den beiden Innsbruckern ist noch immer nichts zu sehen. Ob sie der Pendelquergang solange in Anspruch genommen hat? Wir werden jedenfalls erst oben am Grat auf sie warten.

Die Kaminreihe bietet genußreiche Kletterei, während zwei Überhänge nochmals den Einsatz aller Kräfte fordern; dann gibt ein breites Band von rechts her den Weg zur Schlucht frei. —

Geradezu eine Erholung, noch dazu weil jede Ausgesetztheit fehlt, dünkt uns im Verhältnis zu allem Vorausgegangenem diese letzte Kletterei hinauf zum Grat. Aber wiederum, am Ende der Schlucht wehrt sich der Berg, — zum letztenmal; wehrt sich mit einer überhängenden, kleingriffigen Wandstelle, die wir mit größter Aufmerksamkeit überlisten müssen.

Dann endlich treten wir hinaus auf den Grat. Der Sieg ist unser! Die Schüssellkar-Südwand bezwungen! Heiß schlagen die Herzen, der Mund aber schweigt, als wir drei Freunde uns glücklich die Hände reichen. . . .

Wieder einmal ist ein Traum Wahrheit geworden, sind uns Stunden zähen Ringens in schwerstem Fels zum Ereignis erwachsen, hat uns dieses: das Leben erleben, wunschlos glücklich gemacht! Kann es Augenblicke geben, die noch schöner, noch größer sind? —

Schwelgend in dem Genuß der wohlverdienten Gipfelzigarette schauen wir hin über den Kranz der Berge ringsum und schon stecken wir uns voller Begeisterung ein neues Ziel: Das Totenkirchl im Kaiser, — direkte Westwand! Auf deinem Gipfel, Schüssellkarspitze, haben wir diese Fahrt beschlossen und 8 Tage später ausgeführt!

An einer windgeschützten Stelle, etwas unterhalb des Grates, müssen wir auf die Innsbrucker warten, da sie ja noch unser Seil haben. Zwar ist es erst

4 Uhr, doch müßten sie bald kommen, denn infolge der fortgeschrittenen Jahreszeit, neigt sich der Tag schon bedenklich dem Ende zu und wir haben noch den ganzen Abstieg, über den Westgrat zur Wangscharte und hinunter zur Oberreintalhütte vor uns! — Die kleine Hütte! Da liegt sie tief unten, friedlich und einsam und die frühen Abend Schatten der Berge wollen sie unsern Blicken verbergen. . . .

Dann werden endlich Stimmen laut, — die Innsbrucker nahen. Rasch wird Abschied vom Berg genommen und von den beiden Menschen, denen wir nie vorher im Leben begegnet sind, und die wir künftighin vielleicht nie wieder sehen werden, die aber heute in den erlebnistiefen Stunden irgendwie mit uns verbunden waren. —

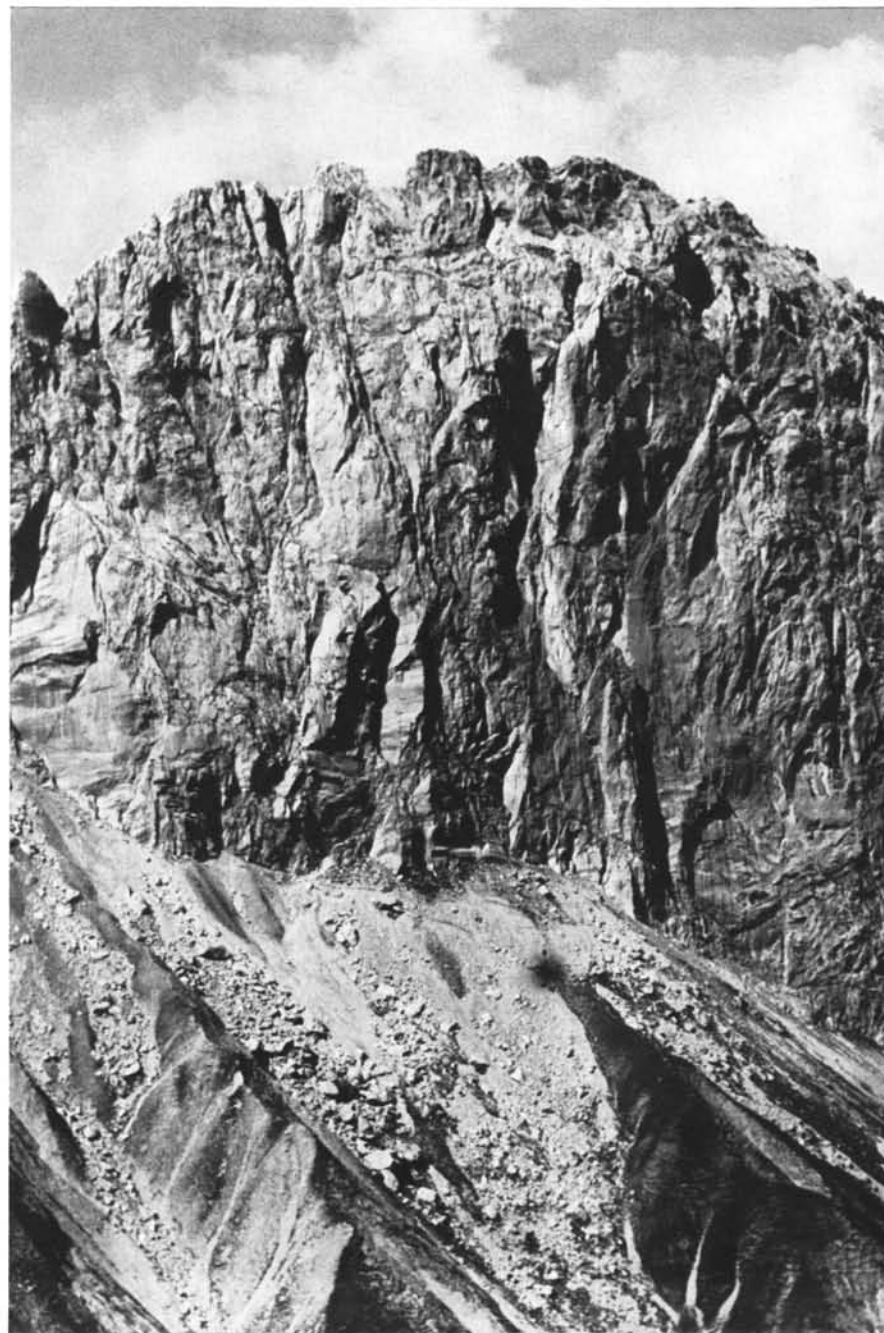
Eilends, denn es hindert uns ja auch kein Seil mehr, geht's den Westgrat hinunter, so daß wir schon nach einer Stunde bei unsern Schuhen auf der Wangscharte stehen. Weiter! Tief schon steht die Sonne am westlichen Horizont, in einer halben Stunde wird es Nacht sein. . . . Über leichten Fels steigen wir zum „oberen Schüsselfkar“ ab, in tollen Sprüngen „türmen“ wir gleich einer wilden Hezjagd den Schutt hinunter und wollen möglichst noch vor Einbruch der völligen Dunkelheit den „unteren Abbruch“ erreichen.

Indessen hat sich der Himmel mit schweren Wolken überzogen. Sollten wir wieder einmal Glück mit dem Wetter gehabt haben? — Während wir den „unteren Abbruch“ hinter uns bringen, fängt es auch zu regnen an und als wir endlich vor der Hütte stehen, rauscht des Himmels Naß schon ganz ausgiebig hernieder. Jetzt kann's uns ja gleich sein! — So dunkel ist es, daß wir Mühe haben, das Schlüsselloch zu finden. Müde verzehren wir dann unser kärgliches Abendbrot und als wir spät noch einmal vor die Hütte treten, regnet es immer noch. . . .

Nur wenige Stunden können wir uns den wohlverdienten Schlaf gönnen, denn um 5 Uhr heißt es bereits unbedingt zum Frühzug in Garmisch sein. Der Abmarsch von der Hütte muß auf 2 Uhr festgesetzt werden. Da aber ein Wecker nicht vorhanden ist und jeder von uns Dreien einen zu festen Schlaf befürchtet, helfen wir uns auf Tonis Vorschlag damit, daß jeder mindestens 2 Liter Tee trinkt! Und die Folgen haben uns auch pünktlich geweckt. . . .

Ver schlafen stolpern wir die Serpentinien zur Partnach hinunter und unter strömendem Regen das Reintal hinaus nach Garmisch.

Garmisch—München! Und wieder hinein ins Grau der Großstadt, ins Getriebe des Alltags — aber mit glücklichem Erinnern an die erlebnisreiche Bergfahrt der Schüsselfkar-Südwand.



Schüsselfkarspitze — Südwand



Pendelquergang

Toni und Franz auf dem Pfeilerkopf
an der Schüsselkar Spitze — Südwand

Alpines Zigeunerleben

Von Georg Wieber

Alpines Zigeunerleben! — Vor Jahrzehnten noch ein ungewohntes Wort, ist es heute, den Zeitverhältnissen entsprechend, zum unumgänglichen Begriff für die junge Bergsteigergeneration geworden.

Wohl werden es viele nicht verstehen können, aber es ist der einzige Weg, den wir aus dem Chaos wirtschaftlicher Nöte heraus in das so heiß ersehnte Zauberland unserer geliebten Berge finden konnten. Wo eben der Geldbeutel schmal und engbrüstig sein schattenhaftes Dasein führt, beginnt für uns das freie Leben des ungebundenen Zigeunertums. Wenn es uns auch manche kleinen Unannehmlichkeiten und Entbehrungen aufbürdet, so wiegt die Freiheit, in die es uns abseits vom großen Touristenstrom führt, alles reichlich auf und wir fühlen uns wohl und glücklich dabei. Unsere Verbündeten sind die Unbekümmertheit der Jugend und die gesunde Kraft unseres Körpers. Mit Zelt und Schlafsack, den unzertrennlichen Begleitern auf unsern Fahrten, ziehen wir aus, dem großen Erleben entgegen. Irgendwo, wie es uns gerade paßt oder die Gelegenheit günstig erscheint, schlagen wir dann unser Heim auf, verträumen die Nacht fern von den nüchternen Stätten der geschäftigen Menschheit und belauschen die schlafende Bergwelt in ihrem geheimnisvollen Zauber.

Es ist etwas Eigenes um eine solche Biwaknacht droben im einsamen Kar zwischen düstern Wänden, wenn Berg und Mensch — sonst oft erbitterte Gegner — Frieden feiern. Zwei Arten von Biwachten gibt es im Leben des Bergsteigers: die unfreiwillige und die beabsichtigte; die erstere, wenn der Berg der Stärkere war und der Mensch, hilflos den Naturgewalten preisgegeben, am Felsen, der ihm kaum Platz bietet hastend, in stundenlangem Harren und Frieren das erste Grauen des neuen Tages erwarten muß; die letztere, wenn in behaglicher Muße das Zelt aufgeschlagen ward, der gebnete Lagerplatz gemütliches Ruhen verspricht und die Freunde, gedankenvoll um das prasselnde Feuer sitzend, ihre Erlebnisse austauschen — Erlebnisse von Bergglück und Bergnot, wie sie nur solch andachtsvolle Feierstunde über die Lippen gleiten läßt —, wenn Ziele gesteckt und Pläne geschmiedet werden zu neuem Kampf und neuer Tat. Denn dürstend füllt die Jugend stets aufs neue den Becher am ewig fließenden Born des Ungewissen.

1927! Wieder holen wir drei Freunde, die Brüder Schmid und ich, Zelt

und Schlassack hervor. Schwere und schwerste Bergfahrten haben aus uns eine Kameradschaft zusammengeschmiedet, die vertrauend allen mit unsern künftigen Plänen verbundenen Gefahren und Schwierigkeiten ins Auge schauen kann.

Schon in München bekommt jeder von uns sein Amt: Franzl übernimmt die undankbare Würde des Finanzministers, die seinen Wirkungskreis zwar auf ein Minimum beschränkt, ihn aber trotzdem vor fast unlösbare Aufgaben stellt. Er rückt dafür in unsern Augen auch zum einstimmig anerkannten, gewaltigen Häuptling auf. Toni werden die Ernährungsorgen aufgebürdet, während ich, zufällig im Besitz der neuesten Auflage der „Tausend Worte Italiens“, mich dieser kulturellen Aufgabe intensiv zu widmen gedanke. Dann geht jeder im Bewußtsein seiner Verantwortung an die Vorarbeiten.

Franz stellt die billigste Fahrtnmöglichkeit nach Pieve di Cadore zusammen, mit viel Personen- und wenig Schnellzügen. Toni sucht uns immer aufs Neue, wenn auch vergeblich zu überzeugen, warum und wieso in Südtirol Polenta und allenfalls Spaghetti die gesuchtesten und wohlgeschmecktesten Gerichte seien und ich endlich arbeite mich schier auf im Sprachstudium. Aber dies sind nicht unsere ausschließlichen Aufgaben. In unsern heimatischen Bergen wollen wir nochmals prüfen, was wir später in den Dolomiten zu leisten imstande sein werden und haben uns zu diesem Zweck die Validerer Nordwand erkoren.

Schwer bepackt sind unsere Räder, auf denen wir bei einbrechender Dunkelheit die Hinterriß erreichen. Wolken ziehen am nächstlichen Himmel über die gewaltige Mauer von Validers, als wir uns am kleinen Ahornboden zu kurzer Rast niederlassen; dann wieder küßt das fahle Licht des Mondes wie spielend die Flanken dieser schaurig schönen Wandflucht, die jedem Versuch sie zu bezwingen, Hohn zu lachen scheint. Um Mitternacht haben wir die Falkenhütte erreicht, wo Waszl, der Hüttenwirt, sofort unsere Absichten für morgen errät, trotzdem wir das Geheimnis streng zu wahren bemüht sind.

Tiefste Ruhe herrscht noch ringsum, wie wir uns morgens um 6 Uhr zum Einstieg bereit machen. Und dann — folgen zwölf Stunden schwersten Ringens in lichtloser düsterer Wandflucht, während deren man so oft sehnsüchtig zur Höhe schaut, ob denn die Mühsal noch immer nicht zu Ende geht und während deren man sich doch immer tapfer mit Herz und Sinn und voll Ehrfurcht vor der Allgewaltigkeit unserer Umgebung höher kämpft, dabei inne werdend, daß dies Ringen mit dem unbarmherzigen Fels, dessen Ende wir herbeisehnen, doch Erfüllung unserer innersten Wünsche darstellt. Riesengroß ist die Ausgesetztheit und Nebel, unser ärgster Feind in dieser Wand erschwert die Orientierung aufs Äußerste. Aber langsam sinkt die Tiefe unter

uns, die Mauer zu unsern Häuptern wird niedriger. Berauscht vom lockenden Ziel nehmen wir die letzten Seillängen in wildem Ansturm, fast die Vorsicht außer Acht lassend. Freudetrunken, mit schlagenden Pulsen und leuchtenden Augen reichen wir uns dann auf einsamer Höhe die Hände und wissen, daß uns der Berg sein Schönstes und Heiligstes gegeben hat.

Inzwischen kommt auf leisen Sohlen die Nacht geschlichen und es ist uns längst klar, daß wir heute nicht mehr den kürzesten Abstieg durch die Bockfarschlucht, der drohende Nebel entsteigen, wählen können. Auch lockt uns mehr das Kar und die grünenden Matten drunten im Hinterautal. Aber um einem Bivak im Irrgarten des Rosflochs zu entinnen, müssen wir die letzte Tagesstunde ausnützen, um so schnell wie möglich hinunter zum Jagdhaus Karsten zu gelangen. Dann solls hinaus nach Scharnig gehen!

Langsam, aber unaufhaltsam bemächtigt sich eine große Abspannung unserer Glieder; der Hunger wühlt in uns. Wir betrachten wehmütig die Kletterschuhe, von denen sich die Sohlen lösen. Franzl entschließt sich sogar, angesichts ihres jammervollen Zustandes trotz wundgelaufener Fersen barfuß zu gehen.

Unendlich lang dehnt sich das Hinterautal. Nachts 11 Uhr erreichen wir Scharnig. Toni und ich spähen sehnsüchtig nach einem Heustadel hinüber, der unsern müden Gliedern herrliche Rast verspricht. Aber Franz treibt uns energisch weiter. Er fürchtet mit Recht, daß man auf der Falkenhütte über unser Ausbleiben in Sorge ist. Also raffen wir uns erneut auf und bringen bei strömendem Regen weitere zwei Stunden hinter uns. Dann aber ist's endgültig aus! Franz schlägt sich seitwärts in die Büsche; wir tun sofort das Gleiche und ohne daß auch nur ein Wort fällt, strecken wir uns ins regennasse Gras. Lange können wir uns allerdings der wohlthätigen Entspannung nicht hingeben, denn die morgendliche Kälte jagt uns auf und weiter.

Bei Tagesanbruch stehen wir droben auf der Hochalm, durchwühlen unsere sämtlichen Taschen nach Geld und bringen gerade soviel zusammen, daß es zu einem Waidling heißer Milch, der ersten Nahrung seit unserm Aufbruch von der Falkenhütte, reicht. Neugestärkt legen wir auch die letzte Station unseres Kreuzweges zurück und betreten nach 26stündiger Fahrt, leidlich wohlbehalten unsern schmucken Falkenhorst, glücklich im Bewußtsein, die Hauptprobe für unsere Dolomitenfahrt mit bestem Ergebnis abgelegt zu haben.

Acht Tage später beginnen wir nach feuchtfrohlichem Abschied direkt von unserm Münchener Clubheim aus schwerbepackt die große Reise. Der Nachtschnellzug bringt uns nach Kuffstein. Weiter erlaubt unser geringes Kapital eine so großzügige Beförderung nicht mehr und wir müssen die erste Nacht im Wartesaal ausharren, bis uns früh der Personenzug nach Cortina und von da eine Kleinbahn nach Pieve di Cadore befördert.

Pieve di Cadore, der Geburtsort Tizians, ist der Ausgangspunkt zu den schönsten Bergfahrten in den karnischen Voralpen, die eigentlich diese verkleinernde Bezeichnung gar nicht verdienen. Einmal bilden sie eine wildromantische, an kühnen Türmen und abenteuerlichen Nadeln reiche Felsenwelt, zweitens aber ist ihre Ausdehnung größer als unser gesamtes Karwendelgebirge. Im Norden vom Tagliamento begrenzt, reicht die Karnia im Süden mit ihren Ausläufern weit hinein in die italienische Ebene.

Abends 8 Uhr stolpern wir, gerädert von der langen Bahnfahrt, durch die Gassen von Pieve. Da ich, unserer Rollenverteilung gemäß, nunmehr als Dolmetsch in Funktion zu treten habe, nähere ich mich einigen glutäugigen Italienerinnen älteren Jahrgangs, um sie nach einem höflichen Gruß über den Weg zur Padova-Hütte zu befragen. Leider bringt dieser Vorstoß nur negativen Erfolg. Ich weiß weder, ob ich verstanden wurde, noch ob und was sie mir antworten, denn ich ertrinke buchstäblich in ihrem Wortschwall. Auch die Zuhilfenahme weiterer Vertreter männlichen und weiblichen Geschlechts verschlimmert die Angelegenheit nur und mir wird klar, daß ich mit meinen „Tausend Worten Italienisch“ restlos Bruch gemacht habe. Wer weiß, ob ich nicht unter den redseligen Ergüssen der glutäugigen Grazien schon nach der ersten halben Stunde ein unrühmliches Ende gefunden hätte, wäre Toni, dem das ganze Palaver zu dumm wurde, mir nicht mit dem schlichten Vorschlag „geh zua, schleich'n ma uns!“ zu Hilfe gekommen. Tief bedrückt verlassen wir den Schauplatz meiner ersten Niederlage und schlagen außerhalb von Pieve unser Zelt auf.

Die erste Nacht auf Mutter Erde! Auch die zwanzig folgenden sollte sie uns als Ruhestätte dienen. Ein Meer von Sternen blinkt zu unsern Hauptern. Still und klar ragen die Berge unserer Sehnsucht in den nächtlichen Himmel und breiten ein Gefühl tiefen und feierlichen Glückes über uns.

Schon der frühe Morgen sieht uns auf der Straße nach Calalzo, wo wir einen Teil unseres umfangreichen Gepäcks zurücklassen. Nun sind die Rucksäcke, Gottlob, etwas leichter geworden. Frohgemut wandern wir durch Valosella hinunter zur alten Holzbrücke und, die Piave überschreitend, hinein ins Val Lallagona. Wie so ganz anders ist hier die Berglandschaft gegen die unserer Heimat! Kein dunkler Tannenwald, keiner der stillen Bergseen, kein wechselndes Wolkenspiel am tiefblauen Himmel! Arm und bescheiden wie ihre Menschen ist die Natur der Karnia und ihr einziges Wachstum bilden die riesigen Maisfelder, die sich schier ins Unendliche dehnen und für unsere Augen etwas Neues sind.

Glühend heiß brennt die Sonne, während wir langsam höher kommen! Wilde Zacken und Türme winken; die Berge der Karnia!

Dann haben wir die Padova-Hütte erreicht, wo unser eine freudige Überraschung harrt. Heimatliche Laute, ein Gruß aus deutschem Mund! Wem wird leichter ums Herz, als mir, dem „Dolmetsch“? — Nürnberger Bergsteiger, die sich später so recht als Leute unseres Schlages entpuppen, empfangen uns und wollen es gar nicht wahr haben, daß wir nach kurzem Aufenthalt wieder weiter ziehen. Wir müssen ihnen feierlich versprechen, abends wiederzukommen!

Für uns bringt der Tag noch allerhand Arbeit. Um einen geeigneten Bivakplatz ausfindig zu machen, streifen wir nach Indianerart ausgegwärmt durchs Gelände, jeder nach einer anderen Richtung. Franzl hat bald den schönsten Platz gefunden und inmitten einer herrlichen Felsenlandschaft schlagen wir unser Lager auf. geraume Zeit dauert es, bis aus dem Chaos von Gepäckstücken eine Wohnung entsteht; aber bei Einbruch der Nacht erhebt sich das Heim fix und fertig und wir hätten unser gebührenfreies Domizil mit keiner noch so komfortablen Clubhütte mehr vertauschen mögen. Ja, als es ein paar Tage später sogar noch ein Holzdach bekommt, ist es nicht nur unser Stolz, sondern auch eine Sehenswürdigkeit für die italienischen Touristen geworden, die eigens von der Padova-Hütte zur Besichtigung heraufpilgern und unserer Villa die Laufe erteilen. Ein besonders Begeisterter schreibt sogar auf den Tisch vor unserm Zelt: „Rifugio Monaco, sàr schön!“

Unser Berg und Ziel in den karnischen Alpen ist der Campanile di Val Montanaia, der Glockenturm im Montanaia-Tal. Wolf von Glanwell und Freiherr von Saar betraten als Erste sein stolzes Haupt, nachdem Cozzi, einer der besten italienischen Kletterer, in halber Höhe des Berges abgeschlagen worden war. Eine der schwersten Stellen dieses seltsamen Obeliskens trägt ihm zu Ehren den Namen „Cozzi-Riß“.

Viel schon hatten wir von der schauerlichen Ausgesetztheit dieser Tur, vom Glanwell-Riß und der 36 Meter-Abseilstelle gehört und wir waren begierig, unsere Kräfte an diesen Schwierigkeiten zu messen. Aber am ersten Morgen nach unserer Ankunft klatscht der Regen eintönig aufs Zeltdach und schwemmt unsere Pläne weg. Als sich gegen 9 Uhr die Witterung bessert, wandere ich zu Tal, um den Proviant zu ergänzen, während Franzl und Toni inzwischen die zweite Erstigung des Campanile Toro auf ihr Konto buchen können.

Den Abend verbringen wir auf der Padova-Hütte, wo unsere Nürnberger Freunde inzwischen zarte Beziehungen zu drei rassisten Lehrerinnen aus Venedig angeknüpft haben. Beziehungen, die leider ein tragisches Ergebnis zeitigten. Denn als gegen Ende der Woche die Italienerinnen heimwärts zogen, verspürten auch die Nürnberger plötzlich eine unbezwingbare Sehnsucht

nach den sybaritischen Gestaden des Lido und wurden den Bergen einfach untreu. Beweis dafür, welche unvermuteten Gefahren der Bergsteiger in diesen fernen Gebieten ausgesetzt ist.

Als wir am zweiten Morgen erwachen, reiben wir uns verdußt die Augen. Es schneit! Weißer Flaum bedeckt Zäcke und Grate und ohne Aufhören schüttelt Frau Holle ihre Betten. Am Abend klart es auf. Bitterkalt wird es im „sonnigen Süden“, aber diese Kälte ist uns eine gute Vorbedeutung für morgen.

Im ersten Dämmerlicht entzünden wir vor unserer Villa ein lustiges Feuer, das unsere Glieder, denen es während der Nacht beinahe zu frisch geworden wäre, wohligh durchwärmt. Um 5 Uhr werden Stimmen laut; zwei von den Nürnbergern wollen mit uns auf den Campanile. Die übrigen bevorzugen, wie sie uns mitteilen lassen, eine minder alpine Tätigkeit. Sie sind als Beschützer der italienischen Damen zum Beerenfuchen gegangen.

In einer endlosen Geröllrinne stapfen wir mühsam — noch dazu mit Haferlschuhen — im knietiefen Schnee empor zur Forcella Montanaia, wo wir zum erstenmal unsern Berg als unglaublich kühne Riesennadel inmitten des Tales aufragen sehen. Wahrlich eine trutzige Burg, die heiß erkämpft sein will! Über Blockwerk stürmen wir hinab zum Einstieg.

In genußreicher, für uns nicht allzu schwerer Kletterei kommen wir rasch höher und stehen bald am Beginn eines engen, senkrechten Kamins, aus dessen schwierigen Überhängen ein schmales Band rechts um die Ecke zum Cozzi-Riß leitet, den Franzl bereits mit gelassener Ruhe meistert. Eine Seillänge gut gestuften Felsens, und wieder haben wir eine der historischen Stätten dieses Berges und zugleich den Schlüssel zur Ersteigung vor uns. Unter absolut überhängendem Fels führt ein Band nach links, wird schmaler und hört endlich auf. Dort steckt ein Mauerhaken. Die berühmte Stütztraverse! In Hüfthöhe stützend, die Tritte einwärts an der gelben Wand ertastend, schwindelt sich Franz hinüber zum Haken. Eine großartige Kletterstelle, schauerlich anzusehen und doch so wundervoll genußreich, wenn man dann selbst den Gang wagt! Hinter der Ecke verbreitert sich das Band wieder bis zu einem halben Meter und bringt uns zum stark überhängenden Glanwell-Riß, jener Stelle, wo der Turm nochmals sein letztes Geheimnis verteidigt.

Dann stehen wir auf dem Ringband, das, wie sein Name besagt, um den ganzen Berg herumführt. Nichts hält uns mehr zurück! Die letzten Seillängen nehmen wir im Sturm und landen bald glücklich auf dem Gipfel, den eine Glocke zierte. Frohes Läuten, dessen Schall sich an den Wänden des Monfalcone bricht, verkündet unsern Sieg! Ein kräftiger Händedruck — wieder einmal hat sich ein Traum durch die Tat erfüllt.

Zu langer, selten schöner Gipfelrast hält uns der Campanile im Bann. Auch die Nürnberger sind inzwischen angelangt und nun sitzen wir friedlich vereint mit ihnen auf hoher Warte und erzählen von unsern heimatlichen Bergen, die ja auch ihnen nicht unbekannt sind.

Endlich nehmen wir schweren Herzens Abschied vom Scheitel des kühnen Turmes. Auf dem Ringband queren wir in die Nordseite hinüber und stehen dann vor der abenteuerlichsten Stelle des Berges. Überhängend wölbt sich die Wand über grauwollter Tiefe. Die Abseilstelle! Einige Haken weisen den Beginn. In 36 Meter hoher, völlig freier Luftfahrt geht es hinunter und 80 Meter Seil erfordert das kühne Unterfangen. Dieses Schweben im freien Raum, losgelöst von allem Irdischen, gehört zu den abenteuerlichsten Erlebnissen in meinem Bergsteigerdasein! Auf Franzl, der als Letzter folgt, muß die Lustreise noch unheimlicher wirken, da es für ihn ja keine Sicherung von oben gibt. Nochmals folgt eine 20 Meter hohe Abseilstelle, dann eine kurze Kletterei und wieder halten wir am Einstieg.

Auf dem Rückweg schauen wir noch oft zu „unserm“ Berg zurück und auf der Scharte grüßen wir ihn abschiednehmend lange ein letztesmal. Um ein großes Erlebnis reicher kehren wir in unser Lager zurück. In der Padova-Hütte aber ist für heute Abend ein großes Siegesfest angesagt, von dem wir als Hauptbeteiligte sehr, sehr spät heimkehren und todmüde auf unser Lager kriechen.

Der nächste Tag, ein Sonntag, ist auch für uns als Ruhetag angesetzt. Aber er hält uns, wenn wir auch keine Tur unternehmen, doch gehörig in Atem, denn fürchterlich sieht es in unserm Haushalt aus. Es läßt sich nicht mehr verhehlen, an allen Ecken und Enden merkt man das Fehlen der züchtigen Hausfrau, des für solche internen Angelegenheiten geschaffenen Wesens. Aber trotzdem ziehen wir uns sieghaft aus der Lage, putzen und ordnen, was das Zeug hält und sind ungeachtet der uns fremden Beschäftigung in ausgelassenster Stimmung, denn köstlich blaut der Sonnenhimmel zu unsern Häupten und in den Wänden schmilzt der Schnee. In einem, nach unsern Begriffen schlemmerhaften Mahle findet dieser Sonntag seinen Höhepunkt!

Montag! Ein stolzer Turm droben an der Forcella-Scodavacca, der Torre Berti harret seit 1910 der zweiten Besteigung. Ihm gilt heute unser Kampfwillen.

Spät erst verlassen wir das Lager und steigen langsam die endlosen Serpentin zu Scharte hinauf. Es herrscht, wie man bei uns zu sagen pflegt, eine „Prügelhitze“. Am Einstieg verstauen wir Schuhe und Rucksack, stellen vorsorglich eine Feldflasche kühl und beginnen unsere nicht leichte Aufgabe. Wir wollen den Turm auf neuem Wege an seiner senkrechten Westwand anpacken.

Ungemein brüchig ist diese, die Wetterseite, und nur zu bald sehen wir ein, daß unsere Mühe vergeblich ist. Wir müssen uns also entscheiden! Entweder zurück, oder den Quergang in die Nordseite zur Route der Erstbegeher wagen. Denn in diesem Fels, wo jeder Griff und Tritt bei der leisesten Berührung zur Tiefe poltert, wäre ein Versuch weiterzuklettern, Frevel am Leben gewesen. Zwar sieht die Quering nicht verlockend aus, aber wir entscheiden uns doch für sie und einmal auf dem Wege, gibt es kein Zurück mehr. Wirklich froh sind wir, als uns nach diesem Spiel mit dem Schicksal die Kaminreihe der Nordwand den Weiterweg zeigt und im Eiltempo geht es stemmend und schwitzend zum Gipfel hinauf, den wir nachmittags 4 Uhr erreichen. Ein eigenartiges Gefühl überfällt uns, als wir dem Steinmann die vergilbten Karten unserer Vorgänger vom Jahre 1910 entnehmen und feststellen, daß wir wirklich erst die zweite Seilschaft sind, die auf dem schmalen Scheitel dieses nach allen Seiten jäh abstürzenden Turmes steht.

Zu kurzer Nachtruhe heimgekehrt ruft uns ein strahlender Morgen zu neuen Taten. Eine Geröllschlucht zieht zur Forcella Both und von da eine Kaminreihe weiter zur Forcella Irma. Hier befindet sich der Einstieg zum Torre Cridola, heute Torre Hübel benannt. Der feste Fels unter Füßen und Fingern bereitet uns keine Schwierigkeiten, mag der Führer auch von glatten, ausgefetzten Platten mit kleinsten Haltepunkten berichten. Stolz tragen wir uns als erste ins mitgebrachte Gipfelbuch des C. A. J. ein und beschauen das weite Berggrund bis hinüber, wo fern der Großglockner grüßt.

Hätte uns nicht in allernächster Nähe die auffallend kühne Felsnadel des Campidello Irma gelockt, so hätten wir sicher länger auf unserm Gipfel gefaulenz. So aber treibt es uns alsbald wieder hinunter, denn jener Turm fordert ein Bergsteigerherz geradezu heraus. Prächtig in Form meistern wir zügig die schweren und ausgefetzten Wandstellen, stehen nach einer Stunde auf dem Gipfel und haben damit die zweite Begehung nach einer Zeitspanne von 20 Jahren in der Tasche.

Jetzt erst gönnen wir uns ausgiebig Rast und entwerfen, vom nagenden Hunger befeuert, gleich die Speisensolge für den Abend. Es soll ein Abschiedsmahl werden, denn morgen wollen wir die Karnia verlassen. Dann seilen wir uns über die rote, überhängende Ostwand ab und sind bei Einbruch der Nacht wieder im Zelt.

In aller Frühe brechen wir Wohn- und Schlafgemach ab, verstauen die Rükeneinrichtung in die Rucksäcke und wandern talwärts neuen Zielen und Hoffnungen entgegen, während einsam der stille Lagerplatz ruht mit dem frostlosen Bild seiner verrotteten Latschenmatrasen, die manches erzählen könnten von schweren Träumen der alpinen Zigeuner.



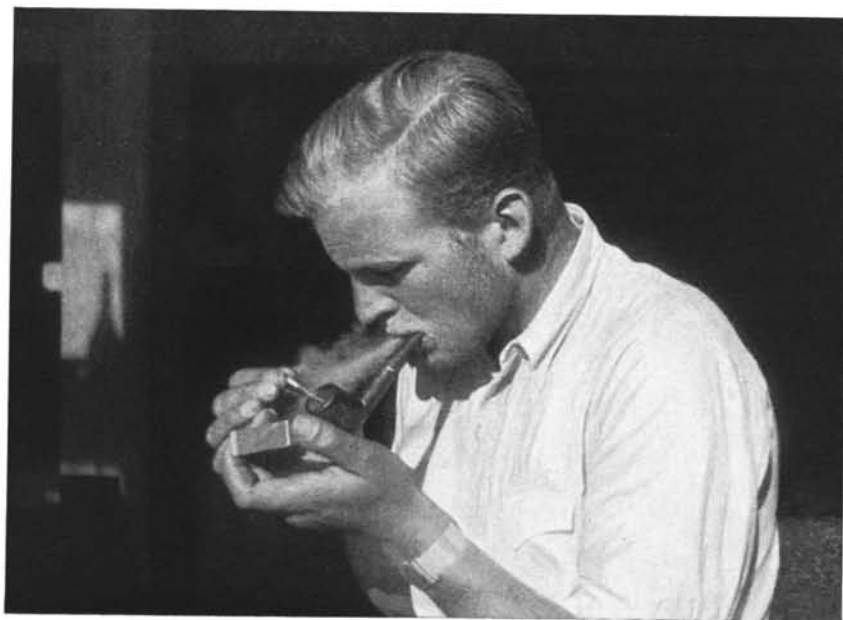
Zeltleben



Campanile di Bal Montanaia



„Unser Hanomag“



„Aller Anfang ist schwer“

Abends schlagen wir wieder bei Pieve di Cadore das Zelt auf, diesmal ohne federnde Latschenunterlage und versinken bald in traumlosen Schlummer. Früh müssen wir heraus, denn wir wollen den ersten Zug nach Cortina benutzen und haben vorher noch allerhand einzukaufen. Eine Art Spezereiwarenhandlung primitivster Art scheint uns für diesen Zweck geeignet. Leider versteht der Besitzer, der uns mit eigenartigem Lächeln empfängt, kein Deutsch. Mit immer freundlicher werdendem Grinsen schaut er uns zu, wie wir mit heißem Bemühen das rote Büchlein „Tausend Worte Italienisch“ von Hand zu Hand reichen, um die nötigsten Ausdrücke für eine Verständigung herauszubuchstabieren. Plötzlich überschüttet er uns mit einem Wortschwall welscher Reden, die die heikle Situation eher verschlimmern als verbessern. Toni zeigt sich auch hier der Sachlage gewachsen. Schweigend tritt er hinter den Ladentisch, öffnet eine Schublade nach der andern und legt das, was wir brauchen können, heraus, während dem Gehege unserer Zähne allerhand wenig schmeichelhafte Titulaturen für den Verkäufer im heimatischen Dialekt entströmen. Beim Zahlen treibt es uns angesichts der ungeheuerlichen Summe den kalten Schweiß aus und unser Schimpfen verdoppelt sich im Bewußtsein, daß uns der damit Gemeinte doch nicht versteht. Aber als wir seufzend das teuer erstandene Gut in die Rucksäcke verstauen wollen, fallen wir beinahe wie vom Schlag gerührt um, denn freundlich lächelnd fragt der von uns Geschmähte in reinstem Tirolerisch: „Habt's jetzt olles?“ — Wir hatten plötzlich höchste Eile zum Zug!

Wir wollen über den Falzaregopass und Andraz nach Alleghe. Dort hatten Colleder und Lettenbauer in fünfzehnstündiger, schwerster, an der Grenze des Möglichen liegender Felsarbeit in der Nordwestwand der Civetta das letzte größte Problem der Ostalpen bezwungen. Der Wiederholung dieser gewaltigen Tur gilt unser Sehnen.

Es ist keine reine Freude, mit riesigen Rucksäcken auf staubiger Landstraße 35 Kilometer wandern zu müssen. Aber Not macht erfinderisch! Auf der Höhe des Falzaregopasses bauen wir aus unsern mitgebrachten kleinen Rädern und aufgelesenen Kriegsüberresten ein schmuckes Wägelchen, das wir „Hanomag“ taufen, mit Vierradbremse, Schwingachsen und sonstigen Schikanen, weihen es feierlich ein und lassen das Los entscheiden, wer zuerst ans Steuer darf. Toni ist der Glückliche und siebert vor Ungeduld, denn der Anblick der unzähligen schönen Straßenwindungen nach Andraz hinunter hat ihn völlig der Ruhe beraubt. Wir mahnen ihn noch väterlich, ja niemals mit mehr als 80 Kilometern in die Kurven zu gehen und dann — sehen wir nur mehr eine riesige Staubwolke. Froh unserer Rückenlast ledig zu sein, sausen wir sämtliche Abschneider in tollstem Tempo abwärts und haben trotzdem große Mühe, unserm Renn-

fahrer auf den Hacken zu bleiben. Er hat ein unglaubliches Tempo; viel zu scharf für einen fabriktneuen Wagen! Die Folgen zeigen sich auch bald. Kurz vor Andraz muß das Kabriolet schon zum erstenmal überholt werden. Bremsen und Räder sind nicht mehr in Ordnung. Der Schaden an ersterer ist bald behoben. Für die locker gewordenen Speichen gibt es ein anderes Mittel. Wir lenken das Fahrzeug in ein Bachbett und lassen die Felgen etwas aufquellen, wodurch sie ihre Stabilität wieder erlangen. Dann gibt Toni Gas und weiter geht die tausende Fahrt über Andraz nach Caprile, immer die leuchtende Niesenmauer der Civetta vor Augen.

Von Le Grazie können wir auch schon den Alleghesee erblicken und endlich, abends 8 Uhr, erreichen wir Alleghe selbst. Ein günstiger Parkplatz ist bald gefunden. Fast ebenso schnell ist aber auch das ganze Dorf auf den Beinen in heller Verwunderung ob des sonderbaren Vehikels. Immer mehr Menschen kommen und staunen; uns bleibt nur Rettung durch schamhüchliche Flucht. Auf einer kleinen Bergwiese oberhalb des Dorfes schlüpfen wir in die Schlafsäcke. Nochmals müssen wir nach Alleghe, um unsern Brot- und Spaghettivorrat zu ergänzen und nehmen Gelegenheit eine Neuheit unserm Speisezettel einzuverleiben. Ziegenalami, die wir als Dauerproviant jedem Touristen empfehlen können. Sie hält deshalb unglaublich lange vor, weil man immer nur einen oder zwei Bissen hinunterwürgen kann. Und noch eine freudige Entdeckung machen wir! Eben wie wir das Dorf verlassen wollen, bleiben wir ruckartig stehen. Meine Augen weiten sich — es riecht nach Bier! Bald ist auch die Quelle dieser Köstlichkeit gefunden und wir lassen uns das edle Getränk so lange munden, bis Finanzminister Franzl unerbittlich auf die schweren Rucksäcke und zur Tür deutet. Da lassen wir die schöne Welt und ihre Versuchungen fahren und schleppen bepackt wie Mauli unser Hab und Gut, Haus und Hof zur Soldai-Hütte hinauf. 10 Meter vom Eingang schlagen wir unser Zelt auf, sehr zum Ärger des Wirtes, dessen anfängliche Freundlichkeit bald einer offiziellen Kühle weicht. Aber wir lassen uns nicht leicht beleidigen und schieben sein förmliches Verhalten unserm nicht gerade gepflegten Auseren zu.

Der nächste Tag sieht uns im Gelände umherstreifen, Kletterübungen an einem riesigen Felsblock machen und schließlich den Col Negro besteigen, von dem aus wir die Nordwestwand unseres Berges gründlich studieren können. Unglaublich eindrucksvoll häumt sie sich in starrer Wildheit zum Himmel und einen lieblichen Gegensatz zu dieser abweisenden Ungebärdigkeit bilden die zahllosen Edelweiss um uns; so friedlich und still leuchten sie, als hätte sie die Vorsehung eigens zum versöhnenden Ausgleich in diese steinige Wildnis gesetzt.

Wir entwerfen den Feldzugsplan. Franzl wird mit Toni den Durchstieg durch die Wand versuchen, während ich auf leichterem Wege Schube und

Proviant zum Gipfel bringe. Dort werde ich, da ja auch die Freunde mit einem Bivak rechnen müssen, die Nacht verbringen.

Wird der Durchstieg gelingen oder nicht? Keiner will am Erfolg zweifeln. Aber immer wieder überprüfen gedankenvoll die Augen den mächtigen Gegner.

Es sollte anders kommen, als wir gehofft hatten. Aus bewundernder Freude ward graufiges Entsetzen und wenn mich damals jemand gefragt hätte, warum wir da die Gefahr suchen, wo sie am größten ist — ich hätte ihm die Antwort schuldig bleiben müssen.

Gegen Abend fällt dicker Nebel ein. Es beginnt zu regnen und regnet noch, als wir morgens aus dem Zelt schauen, regnet, regnet! Wie wir einen solchen Tag in dem engen Raum zubringen, wenn draußen der Himmel seine Schleusen geöffnet hat, ist schwer zu sagen: Essen, schlafen und wieder essen! Ein italienischer Hüttengast hat Erbarmen mit uns und lädt uns ein, ins Haus zu kommen. Wir folgen seiner Aufforderung und sind bald in anregendem Gespräch mit ihm, was man so „Gespräch“ nennt, denn er kann gerade so viel deutsch, wie wir italienisch.

Abends bemerken wir mit Schrecken, daß unser Zeltboden unter Wasser steht. Als wir uns anschicken den Schaden zu beheben, lädt uns der Italiener freundlich ein, auf seine Kosten in der Hütte zu schlafen. So beschließen wir, trotz der Sintflut nicht ganz leichtem Herzens, für diese Nacht unserm Zelt untreu zu werden. Doch wir sind stolz und lassen uns nichts bezahlen! Wenn auch Rudatis, der Italiener, ebenso wie der Hüttenwirt den Kopf schüttelt und uns eifrig zuredet, wir legen uns kurzerhand auf den Zimmerboden. Durch unser Verhalten haben wir aber bedeutend in der Achtung des bekannten Bergsteigers gewonnen und er erwies sich später als echter Kamerad, der uns mit Rat und Tat uneigennützig beistand.

Auch der nächste Tag vergeht unter strömendem Regen. Gegen Abend bricht die Sonne durch; Neuschnee liegt auf den Höhen. Unter solchen Umständen ist die Nordwestwand unmöglich! Aber wir scheinen nochmals Glück zu haben. Denn als wir am darauffolgenden Morgen um 9 Uhr das Zelt verlassen, lacht blauer Himmel hernieder. So wollen wir denn heute alle zusammen der Civetta auf der normalen Route unsern Antrittsbesuch machen.

„Mühsam und anstrengend“ schreibt der Führer. Und er hat Recht! Der Anstieg führt über endlose Rinnen und Schluchten, über schweißtreibende Geröllfelder zum 3218 m hohen Gipfel. Schwer wäre der Abstieg im Nebel zu finden und wir setzen deshalb einen Steinmann nach dem andern. Wie große Dienste sollte uns dies Hilfsmittel noch erweisen! Um 2 Uhr haben wir den Gipfel erreicht. Franzl aber drängt angesichts des günstigen Wetters zum Ausbruch. Morgen wollen sie die Bezwingung der Nordwestwand versuchen.

Bitterkalt naht die Fröhe. Silbern glänzt der Reif auf den Hängen vor dem Zelt. Der Kocher verbreitet wohlige Wärme in unserer kleinen Stube, während Franz und Toni schweigend die letzten Vorbereitungen treffen. Eine eigenartige Spannung läßt die gewohnte frohe Stimmung missen. — 5 Uhr! Ein Händedruck, der in dieser Stunde mehr als Worte sagt und der, ohne daß wir es ahnten, beinahe ein Abschied für immer geworden wäre — dann ziehen die beiden Freunde dem großen Erlebnis entgegen. Lange noch schaue ich ihnen nach, wie sie von Block zu Block springen, ihre Gestalten immer kleiner werden, bis sie endlich um eine Ecke verschwunden sind.

Unendlich langsam schleicht die Zeit. Wieder steige ich zum Col Negro hinauf, von dem aus man die Wand so unerbittlich in die Wolken ragen sieht. Aufmerksam verfolge ich die Freunde, wie sie Meter um Meter dem Fels abringen und eine leise Wehmut ob der eigenen Untätigkeit will mich beschleichen. Ahnte ich doch nicht, daß unsere Trennung unser Glück bedeutete.

Plötzlich zeigen sich am Himmel die ersten Anzeichen eines Wetterumschlages und treiben mich in Sorge um die Freunde zu höchster Eile an. Rasch geht's zum Zelt; das Nötwendigste wird in den Rucksack verstaut und auf bekanntem Pfade steige ich zum Gipfel der Civetta. Mag der nun einsetzende Regen schuld sein, die große Einsamkeit, die mich umgibt, oder das Bangen um das zweifelshafte Schicksal zweier lieber Menschen — es wird ein harter Gang, so hart, daß ich ihn wohl nie vergessen werde. Jeder fallende Stein überjagt mich mit kaltem Schauer und läßt mich aufhorchend den Schritt hemmen. Bedeutet er nicht den Sturz eines Menschen drüben in der Wand? Die anfängliche Unruhe wird zur bangen Ahnung. Berg, warum wehrst Du Dich mit Deiner stärksten Waffe? Warum breitest Du so gefühllos jenen weißen Mantel um Dich, warum hüllst Du die steilen Flanken in eisigen Hermelin? Hat uns das Glück, das uns so lange treu war, plötzlich verlassen? —

Immer furchtbarer wirkt die Ruhe ringsum, das lautlose Fallen der Flocken auf mich. Zu denken, daß Menschenwille und Kraft scheitern muß an der Unberechenbarkeit der Naturgewalten! Dann kündigt eisiger Wind, denn sehen kann ich längst nichts mehr, den nahen Gipfel, den ich um 5 Uhr nachmittags erreiche.

Vergebens rufe ich in die Wand, die senkrecht vor mir in die Tiefe stürzt, obwohl ich weiß, daß meine Stimme niemals bis zum Ohr der Freunde dringen kann. Ich wiederhole dies zwecklose Unterfangen, bis die Lunge versagt. Es ist so furchtbar, untätig dem Schicksal seinen Lauf lassen zu müssen! Worte können das Gefühl nicht ausdrücken, das mir jene einsamen Stunden droben auf der Civetta unauslöschlich ins Herz gegraben haben.

Langsam sammle ich meine Gedanken zur Überlegung. Hier oben auf die

beiden zu warten, wäre zwecklos gewesen. Ich hätte ihnen ja doch von hier aus keine Hilfe bringen können. Es wäre auch, so egoistisch dies klingen mag, Frevel am eigenen Leben gewesen. Rasch ist mein Entschluß abzusteigen gefaßt. Es besteht immerhin die Möglichkeit, daß sie, — nach Franz's letzten Worten allerdings nur bei einem Unfall — umgekehrt sind. Von unten ist eine Hilfeleistung eher möglich.

Für den Fall, daß sie sich nach einem Bivak doch noch einen Ausweg nach oben erkämpfen, verberge ich Schuhe und Proviant sorgfältig im Steinmann und mache mich schweren Herzens an den Abstieg. Unterwegs erhöhe ich die halb verschneiten Steindauben und komme, trotz größter Hast, nur langsam abwärts. Ich lasse die Felsen hinter mir, gelange zum Ausstieg und bin froh, das kleine zur Hütte führende Steiglein so rasch gefunden zu haben. Immer nagt in mir die Frage, welche Nachricht wird mich unten empfangen? Immer banger wird mir, je näher ich dem Rifugio komme.

Da plötzlich — der Steig biegt um eine Ecke — traue ich meinen Augen nicht! Franz und Toni stehen vor mir! — Es dauert eine geraume Weile, bis das erste Wort fällt. Auch sie waren besorgt um mich gewesen und so groß war diese Sorge, daß sie sich ihrer gefährlichen Lage in der Wand gar nie so recht bewußt wurden. Es liegt nicht im Sinne des Bergsteigers, immerwährend das hohe Lied der Freundschaft zu singen. Still und bescheiden ist unser Tun! Aber es muß gesagt werden, daß nur die Not es an den Tag bringt, welche hohe Ausmaß stiller Größe solche Bergkameradschaft annehmen kann! Was jedoch die Freunde in der furchtbaren Wand der Civetta erlebten, mag in kurzen Worten Tonis Tagebuch erzählen:

Mittwoch, den 7. September. Um 4 Uhr Sternenhimmel. Abkochen. Um 1/2 6 Uhr verlassen Franz und ich das Lager. Am See vorbei queren wir über riesige Blöcke zur Wand hinüber. Im Osten steigt blutrot die Sonne hoch. Um 7 Uhr erreichen wir ein steiles Schneefeld, den Einstieg. Es geht zuerst einen brüchigen Sockel hinauf bis zur überhängenden Wand. Überall läuft Wasser herunter und bald sind wir völlig durchnäßt an der brüchig-schmierigen, schweren Einstiegstraverse angelangt. Nach dieser bricht Franz, der an einem Überhang hängt, der Mauerhaken aus und er stürzt rückwärts 12 Meter in die freie Wand hinaus. Seinen linken Arm hat er sich dabei geprellt. Sonst fehlt nichts. Bald hängt er wieder am Überhang, den er nun auch ohne Haken meistert. Beim Weiterklettern macht ihm sein Arm immer mehr zu schaffen und bringt ihn an den folgenden, ungemein schwierigen Wandstellen fast zum abermaligen Stürzen. Nur mit großer Anstrengung vermag Franz das Unheil, das uns beide betroffen hätte, abzuwenden. Ein Sturz wäre unser beider Verderben gewesen, denn ich stand nur auf hand-

breiter Leiste, an wackeligem Haken hängend.

Nach zwei Seillängen gelangen wir in einen Geröllkessel. Etwas über ihm entschließen wir uns schweren Herzens zur Umkehr. Das Wetter wird immer schlechter. Bald sind wir in dicken Nebel getaucht. Um 13.30 Uhr treten wir bei beginnendem Regen den Rückzug an. Bald sind wir wieder völlig durchnäßt. Unter diesen Umständen die 300 Meter hohe Wand abzuseilen ist gewiß kein Vergnügen! Obendrein kann Franz seinen Arm nicht mehr gebrauchen, so daß ich die ganze Sicherung auf mich nehmen muß. Um 15.30 Uhr haben wir das Schwerste hinter uns gebracht. Um 18 Uhr treffen wir bei strömendem Regen in der Hütte ein. Um 19 Uhr kommt auch Schorsch zurück; leider ohne unsere Schuhe, die er auf dem Gipfel gelassen hat. —“

Das sind die einfachen nüchternen Aufzeichnungen über ein heroisches Ringen mit übermächtiger Naturgewalt.

Da am nächsten Tag die Neuschneegrenze bis zur Hütte reicht, ist an einen Aufstieg zum Gipfel der Civezza vorerst nicht zu denken. Wenn uns auch der Rasttag gut tut, so wird doch die Sorge um die Schuhe, die friedlich oben im Steinmann ruhen, besonders bei Toni immer größer. Der Hüttenwirt will um keinen Preis mit seinen Stiefeln aushelfen. Er beteuert immer wieder: „Toni kaputt, Schuhe kaputt, alles kaputt!“ Weil wir aber doch nicht gut barfuß nach München zurückkommen können, will Toni am nächsten Tag allein aufsteigen.

Nicht ohne Sorge sehen wir ihn dann auch tatsächlich in aller Frühe in meinen, ihm viel zu großen Haferlschuhen dem Einstieg zuwandern. Schwere Arbeit steht ihm bevor, denn über Nacht hat der Winter seinen Einzug gehalten. Und erleichtert atmen wir auf, als um die Mittagszeit aus ferner Höhe ein Jodler, der nur von Toni stammen kann, zu uns herabdringt. Nun wissen wir, daß er glücklich den Gipfel erreicht hat und auch glücklich wieder seine Schuhe an den Füßen haben wird.

Und dann kommt die Stunde, wo wir der Königin Civezza Lebewohl sagen müssen. Soll ihr weißes leuchtendes Winterkleid uns den Abschied leicht machen? Um ein Erleben und eine Erfahrung reicher lenken wir wieder einmal, schwer bepackt unsere Schritte talwärts, holen in Alleghe unter Beteiligung des ganzen Dorfes unsern „Hanomag“ aus der Garage und ziehen frohgemut, im Bewußtsein, daß noch einmal alles gut abgelaufen ist, talwärts, Corvara zu.

Schifahrt auf den Montblanc

Von Max Zoeltzsch, München

Frühlingmorgen 1932. In den Wiesen des Chiemgaaues lagen die Nebel. Das Motorrad sang sein dröhnendes Lied über die menschenleere Straße. Und in diese stählerne Melodie jauchzten unsere Herzen: Montblanc, Montblanc! Die heimatlichen Berge leuchteten im klaren Licht des Morgens. Wir eilten von ihnen fort, nordwärts, München zu.

Aber als die Türme der Stadt auftauchten, ereilte uns das Mißgeschick: Rahmenbruch des Motorrades. Ein böser Anfang, doch wir gaben nicht auf. Einen tiefen Griff in die Geldtasche kostete es, als wir in München die Fahrkarten nach Genf nahmen; unsere ganze Bilanz geriet damit ins Schwanken.

Am gleichen Abend verbrachten wir in Zürich ein paar köstliche Stunden in einer Gartenwirtschaft unter blühenden Kastanienbäumen am nächtlichen See. Dann trug uns der Nachtschnellzug südwärts.

Als wir im ersten Frühlicht mit verschlafenen Augen aus dem Fenster sahen, fuhr der Zug schon hoch über dem Genfer See dahin; jenseits der weiten Wasserfläche lag das Ziel unserer Reise, die Berge Hoch-Savoyens. Und plötzlich schob sich eine große Wolke breit und hoch hinter den Höhen am See empor, alles überragend. Ihr Scheitel erglühete in zartem Rot, während die Welt ringsum noch in nächtlichem Dunkel lag. Doch es war keine Wolke, es war Schnee, ein gewaltiger Eisberg, es war der Montblanc, der „Weiße Berg“.

5 Uhr morgens erreichten wir Genf. Die Straßen waren menschenleer. Eine Stunde später führte uns der Zug das Tal der Arve aufwärts, zwischen Bergen hindurch, deren Namen wir nicht kannten. In St. Gervais les Bains mußten wir in die Zahnradbahn umsteigen, die uns in einer Stunde über wilde Schluchten hinaustrug ins Tal von Chamonix. Und als wir in dieses Tal einbogen, da entrollte sich langsam ein gewaltiges Bild, das unsere kühnsten Vorstellungen weit übertraf. Eis, nichts als Eis, das sich aus riesiger Höhe, spaltendurchfurcht, bis ins grüne Tal wälzte. Erst allmählich kamen Felspartien in das Landschaftsbild, die das Bedrohliche, Fremde des Eises milderten.

In Chamonix entstiegen wir dem Zuge und begaben uns sogleich auf die Suche nach einem Quartier. Am Nachmittag zogen wir Erkundigungen ein

bei der Talstation der Drahtseilbahn, die von Les Pélérins über die unteren Steilhänge hinaufführt bis in Höhe der ebenen Terrasse des Bossons-Gletschers. Leider mußten wir erfahren, daß die Bahn sich außer Betrieb befand, da ein Tragsseil auswechslungsbedürftig war.

Am nächsten Morgen verließen wir Chamoni mit geschulterten Schiern und wanderten auf der Landstraße hinüber zur Station der Drahtseilbahn. Von dort stiegen wir, den eisernen Sitterträgern folgend, in gerader Linie durch Wald und Gestrüpp empor, als Ziel immer die mittlere Bergstation La Para vor Augen. Bald tauchten Eisplatten und Schneefelsen in dem wüsten Unterholz auf; jeder führte auf eigene Faust einen erbitterten Kampf mit den Lücken des unwegsamen, steilen Waldes. Endlich, als der Wald sich lichtete, trafen wir uns in der Nähe der Station wieder, und plötzlich wurde die Schneedecke so zusammenhängend und der Schnee so morsch, daß wir die letzten 50 Meter die Bretter anlegen mußten.

Auf der Betonterrasse des Stationsgebäudes brauten wir einen heißen Tee, dazu gab es Weißbrot, Butter und den guten fetten Savoyer-Käse. Nach langer Rast schnallten wir an und stiegen weiter die steilen, kahlen Hänge hinan, die über dem Walde gegen die obere Station Les Glaciers emporziehen.

Eine letzte Querung zu diesem Hause war bei dem schweren, nassen Sulzschnee sehr lawinengefährlich. Auf der Station trafen wir den Hüttenwart George Couffet der Grands-Mulets-Hütte, der im Begriffe war, abzufahren. Da wir nur in Begleitung des Hüttenwarts oder eines Führers die Hütte benutzen durften, verhandelten wir mit ihm über den Preis. Inzwischen begann es zu regnen und zu schneien. Nebelschleier zogen über Berge und Gletscher, die Wetterausichten für den nächsten Tag waren gleich Null.

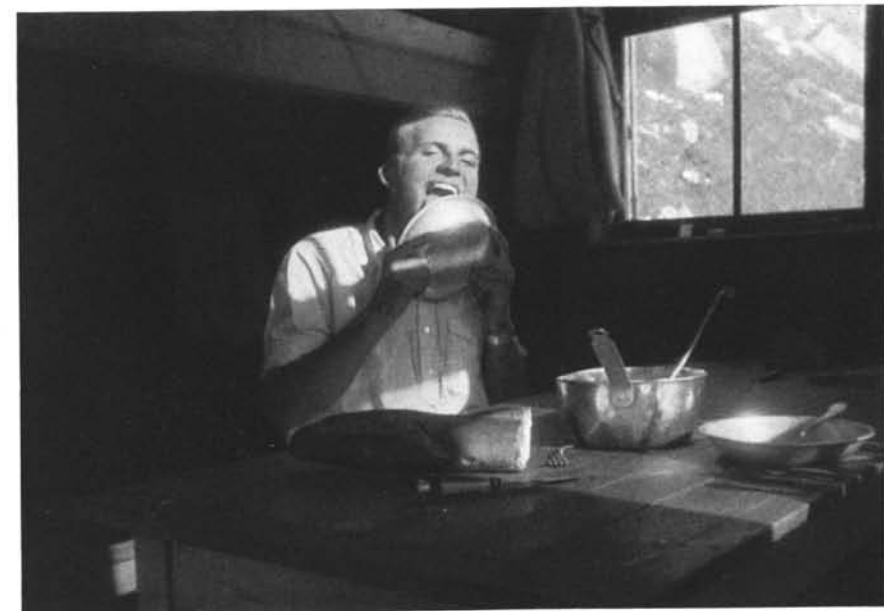
Wir beschloßen daher, abzufahren und aus finanziellen Rücksichten günstigeres Wetter unten im Tal abzuwarten. Gemeinsam traten wir die Abfahrt an. Der Hüttenwart ritt auf seinen massiven Schifstöcken in gerader Linie hinter, wir schwangen um ihn herum und lösten bei jedem Schwung einen Schneerutsch aus, der sich als zischende weiße Schlange talwärts schob, sich rapid vergrößerte und unten als schöne Lawine über die Felsabbrüche hinabdonnerte. Es war eine aufregende Sache, wir standen oft wie auf schmalen Inseln zwischen rauschenden Lawinenströmen.

Weiter unten wurde es besser, die Hänge waren von den Lawinen glattgefegt und der gefährlichen Oberschicht beraubt. Wir waren froh, als wir die mittlere Station erreichten.

Unser Hüttenwart verhandelte mit den beiden auf der Station anwesenden Maschinisten, worauf wir gegen einige Francs Trinkgeld mit der Materialbahn zu Tal fahren durften. Es war zwar kein Vergnügen, bei strömenden



„Muß net immer Erbstwurf sein“



„Guat wars“



Montblanc-Massiv
vom Mer de Glace



Montblanc-Gipfel

Regen zu dritt mit Schiern und Rucksäcken in dem geneigten, nur etwa handhohen Bretterkasten über der Tiefe zu schaukeln, aber immer noch besser und vor allem schneller, als durch den regentriefenden Wald hinabzugehen.

Am nächsten Morgen zogen wir zu Fuß ohne Ausrüstung über Le Lavancher hinauf zum Mer de Glace. Im Ansteigen zerriß die tief liegende Wolkendecke, die Felsen blauen Himmels wurden größer und zusammenhängender und als wir oben an der Seitenmoräne des mächtigen Eisstromes standen, zogen die letzten Nebel von den Bergspitzen weg und zerflatterten im Himmelsblau.

Gegenüber ragte in leuchtendem Neuschneegewand die Aiguille des Grands Charmoz. Drüben im eigentlichen Montblanc-Stock standen wehende Schneefahnen auf den Graten, zu Füßen der gewaltigen Berge breitete sich das grüne Tal von Chamonix. Wir konnten uns kaum sattsehen an der Pracht; aber wir mußten uns endlich doch losreißen, denn unser Ziel, der Weiße Berg, lockte und mahnte.

Im Eiltempo gingen wir wieder hinunter ins Tal, packten unsere Sachen zusammen und verständigten telephonisch den Hüttenpächter von Grands-Mulets. Er versprach, etwa in einer Stunde aufzubrechen und wir verabredeten als Treffpunkt die mittlere Seilbahnstation.

Wir hofften, wieder mit der Materialbahn bis La Para fahren zu können, doch der anwesende Ingenieur lehnte dies sehr höflich, aber entschieden ab. So mußten wir zum zweiten Male durch den steilen Wald hinauf, allerdings hatten wir am Vortage die schwere Ausrüstung oben deponiert und außerdem fanden wir diesmal einen Steig, der in unzähligen, ganz kurzen Serpentinaen zur Station führte.

In der warmen Sonne machten wir es uns dort bequem, legten die Klebfelle in aller Ruhe auf und warteten auf George Couette. Endlich, spät am Nachmittag, kam er — mit der Seilbahn, der Schlaue.

Wir zogen nun in langen Serpentinaen gemächlich die Steilhänge hinauf. Manche Strecke war ziemlich lawinengefährlich, da den ganzen Nachmittag die pralle Sonne auf den Hängen geblüht hatte. Bei sinkendem Tage erreichten wir die Station „Gare des Glaciers“, 2406 Meter.

Erbarmungslos rasselte morgens gegen 2 Uhr der Wecker. Wir schlürften einen Becher heißen Tee's, dann traten wir in die klare Mondnacht hinaus. Tief unten funkelten die Lichter von Chamonix. Die Felsen der Aiguille du Midi standen schwarz und drohend über den gleißenden Schneehängen.

Zunächst ging es von der Station noch ca. 100 Meter den Hang empor, dann begann die lange Querung durch die großen Steilhänge, die zum Bossons-Gletscher hinüberleiten. Bald mußten wir durch hartgefrorene

Lawinenbrocken hindurchklettern, bald hatten wir eisige glattgefegte Lawinenrinnen zu queren. Um zu Fuß zu gehen, war der Harscht nicht tragfähig genug, doch auf den Schiern stehend hatten wir Mühe, mit den Stahlkanen Halt zu finden. Zur Sicherung trat der Pickel in Tätigkeit. Diese Strecke war der unangenehmste Teil des ganzen Anstieges.

Als wir die flache Terrasse des Bossons-Gletschers betraten, ging der Mond unter. Wir zündeten die Laterne an und verbanden uns mit dem Seil. Dann glitten wir auf fingerhohem Pulverschnee über den nächtlichen Gletscher.

Drohende Spalten tauchten in den Lichtkreis der Laterne und verschwanden wieder in der Nacht. Als wir bei dem Eisbruch „La Jonction“ anlangten, dämmerte der neue Tag herauf. Ziemlich leicht kamen wir zwischen den Séracs und Spalten hindurch. Die Neuschneedecke nahm an Stärke zu und den Steilhang hinauf zur Grands-Mulets-Hütte mußten wir regelrechte Spurarbeit leisten.

Mitten zwischen wilden Eisströmen steht auf den Felszacken „Les Grands Mulets“ die Hütte gleichen Namens (3050 Meter). Drei Stunden hatten wir von Gare des Glaciers bis hierher benötigt.

Ohne Aushalt gingen wir weiter. Da wir uns zu weit links gegen die Felsen hielten, mußten wir etwas höher eine heikle Querung in einem äußerst steilen Hang ausführen. Zwischen Séractrümern hindurch, die dem Eisabbruch des Dôme du Gouter entstammten, gelangten wir zum Petit Plateau, wo wir früh 7 Uhr auf dem Benzinkocher Tee brauten.

Die Berge der Umgebung leuchteten in der Reinheit des Morgens, das Tal war tief hinabgesunken; dieser große Höhenunterschied von fast 3000 Metern war uns neu.

Langsam schoben wir uns Schispiße vor Schispiße über das Petit Plateau und die anschließenden Hänge empor, bis wir zum Grand Plateau gelangten, zu dem der Nordabsturz des Montblanc absetzt. Statt das Plateau zu durchqueren und in der schönen, allerdings zunächst nicht sichtbaren Mulde zum Col du Dôme anzusteigen, ließen wir uns verleiten, gleich nach rechts hinaus zu gehen, wo wir bald auf dem Kamm zu sein hofften.

Doch die Kammlinie kam nicht näher, denn wir bewegten uns unterhalb des Dôme du Gouter an dessen schier endloser Kuppelwölbung immer weiter nördlich. Als wir den Irrtum einsahen, mußten wir sehr weit wieder in entgegengesetzter Richtung hinüber zum Col du Dôme (4240 Meter) queren.

In der letzten halben Stunde hatten wir bereits die Höhe gespürt; vielleicht war auch unser Tempo noch zu ostalpin. Im Sattel ließen wir die

Schier zurück und stiegen über den vereisten, mäßig geneigten Hang zur Vallot-Hütte empor (4362 Meter).

Die kleine Hütte war zum Teil voll Schnee und Eis, doch bot sie willkommenen Schutz vor dem Höhenwind. Hier führten wir einen hartnäckigen Kampf mit dem streikenden Benzin-Kocher und erst nach langer Zeit gelang es uns endlich, eine warme Suppe herzustellen.

Wir zogen die Sturmkleidung über und legten die Steigeisen an. Über den gefrorenen Schnee, in dem die Eisen sehr gut griffen, und über körniges Eis stiegen wir langsam Schritt für Schritt den Grat hinauf über die Bosses du Dromadaire (4525 Meter und 4536 Meter) und den anschließenden Hang, teilweise in mühsamer Spurarbeit durch mehligem Schnee, zum Gipfelgrat.

Aber die oberste, wenig überwächete Firnschneide gingen wir dann leicht steigend zum Gipfel des Montblanc (4810 Meter), wo wir ca. 12 Stunden nach Ausbruch von Gare des Glaciers anlangten.

Im letzten Stück hatten wir etwas unter Kopfschmerzen und Atemnot gelitten und erleichtert ließen wir uns daher im Gipfelschnee nieder. Rings um uns, ein gutes Stück tiefer, breitete sich das Meer von Gipfeln in unabsehbaren Wogen. Alle großen Berge der Nachbarschaft verschwanden in der Masse der anderen Berge, der Anblick von dem weitaus höheren Standpunkt nahm ihnen ihre Wucht.

Am eindruckvollsten erschien mir der Tiefblick nach Chamoni mit seinem Höhenunterschied von 3800 Metern. Der Blick aus diesen eisstarrenden Höhen in das lachende grüne Tal war wie ein Blick in eine ferne Welt des Unwirklichen.

Lange hielt es uns nicht oben; bald verließen wir den Gipfel, nicht ohne leichtes Zögern, denn es ist ein eigenes Gefühl, auf Europas höchstem Punkt zu stehen, zu wissen, daß wir beide uns in diesem Moment hoch über allen Menschen eines ganzen Erdteiles befanden. Doch wie es im Leben kein Verweilen auf einem Höhepunkt gibt, so mußten auch wir uns wieder von diesem Gipfel, den wir so lange in Wunsch und Traum ersehnt hatten, abkehren.

Wir schritten den Grat entlang und stiegen über die Bosses du Dromadaire wieder hinab zur Vallothütte, in deren windgeschütztem Raum wir eine kurze Rast hielten.

Dann ging es rasch tiefer zu den Brettlern am Col du Dôme. Wir zogen die Steigeisen aus und legten die Schier an. Nach ein paar vorsichtigen Stembögen über eisigen Windharscht tauchten wir in den Pulverschnee der großen Gletschermulde, die zum Grand Plateau hinableitet. Eine genussvolle Seilfahrt begann. Schwung reihte sich an Schwung, im unteren Teil setzten

wir zum Schuß an, der uns fast über das ganze Grand Plateau hinaustrug bis zur nächsten Steilstufe. Als wir diese hinabfuhren, spürten wir plötzlich, daß der Hang zu Schneebrettgefahrt neigte.

Ein kurzer verständiger Zuruf, dann lenkten wir die Schispißen in die Falllinie und in pfeifender Fahrt trug es uns aus dem Steilen hinaus ins Petit Plateau.

Bald gerieten wir in das Gewirr des Sérac-Sturzes. Plötzlich erhielten wir beide einen heftigen Ruck um den Leib, der uns hinterrücks zu Boden riß. Das Seil hatte sich, da wir es infolge der schönen Fahrt nicht mehr sorgfältig genug bedienten, um einen Eisblock gelegt und uns umgerissen.

Um nun die unangenehme Quering vom Aufstieg zu vermeiden, fuhren wir noch ein ziemliches Stück geradeaus tiefer, in der Hoffnung, dort eine gute Durchfahrt zu finden. Doch auf einmal standen wir an einer Art Bergschlund, der den ganzen Hang durchriß. Die Oberlippe hing etwas über, unterhalb war die Durchfahrt zwischen den Spalten klar vorgezeichnet.

Zurück wollten wir nicht mehr, denn vom Steigen hatten wir für heute genug, wir erwogen daher, mittels gegenseitiger Seilsicherung zu Fuß hinabzuspringen. Nach näherer Prüfung versuchte es mein Gefährte, mit kurzem Anlauf über den Schrund hinabzufahren und unterhalb mit gerissenem Querschwing abzustoppen. Es ging fabelhaft und gleich darauf stand auch ich unten.

Nach einigen Bögen ging es nun in saufender Schußfahrt die folgenden flachen Hänge quer hindurch; noch ein paar Schwünge, und wir standen am Fuße der Grands Mulets, von denen die Hütte herunterwinkte. Wir lösten uns vom Seil, das uns 14 Stunden verbunden hatte und kletterten über die verschneiten Felsen hinauf zur Hütte.

Der Hüttenwart, der am Vormittag von Gare des Glaciers heraufgegangen war, erwartete uns schon. Wir nahmen eine kleine Stärkung zu uns, dann setzten wir uns vor die Hütte in die warme Sonne und sahen voll Zufriedenheit auf unsere Spuren und den im milden Abendlicht glänzenden Gletscher, bis der Sonnenball hinter den Bergen im Westen versank.

Am nächsten Morgen rasselten wir über den stellenweise verharschten Gletscher hinab zur „Jonction“ und querten den großen Lawinengang unter der Aiguille du Midi zu Fuß.

Von der oberen Seilbahnstation gab es in dem allmählich erweichenden Firn noch eine prachtvolle Fahrt bis zur Station La Para. Hier schulkerten wir die Brettl'n und gingen durch den Wald, in dem das erste Grün sproßte, hinab nach Chamonix.

Am Nachmittag lagen wir oben bei Le Lavancher im kurzen Gras einer

Bergmatte, in einem Bächlein hatten wir ein paar Flaschen Bier kühl gestellt und ein Stativ-Fernrohr hatten wir uns auch von unseren Wirtsleuten mitgenommen. Dort faulenzten wir nach Herzenslust und blickten ab und zu durch das Fernrohr hinauf zum Gipfelgrat des Montblanc, auf dem heute wieder die silbernen Schneefahnen standen. Das Bild des Weißen Berges, wie es sich an jenem Nachmittag uns darbot, werden wir beide nie vergessen!

Ausklang

Letzte Bergfahrt

Von Ernst Krebs, München

Schwer, bitter schwer wird es mir, meine Gedanken zurückzuzwingen zu jenem düsteren Pfingsttag des Jahres 1932, der mich in einer bangen Minute hinabstieß aus lachender Gipfelfreude in die Tiefen finsterster Verzweiflung; der so unvermittelt und jäh mir den liebsten Freund von der Seite riß und ihn, den lachenden kampffrohen Menschen, ahnungs- und abschiedslos das Tor der ewigen Nacht durchschreiten ließ. Und doch hebt sich mählich Schleier um Schleier vor der Erinnerung. Freundschaft und treues Gedenken heißen mich zur Feder greifen, denn es ist mir, als ob das Bild des unvergeßlichen Freundes nicht vollständig wäre, trüge es nicht auch die fahlen entgeisterten Züge der letzten schreckvollen Stunde vor die Augen der Mitwelt. So will ich denn versuchen, noch einmal jene letzte Fahrt zu schildern, jenen Weg zweier lebensverbundenen Bergtreuen, an dessen Ende der grausame Trennungstrich eines unerbittlichen Schicksals steht.

Pfingsten! Zwei freie, frohe Tage liegen vor uns! Sehnsucht nach den geliebten Bergen springt auf und läßt uns große Pläne schmieden. Steile Wände aus Fels und Eis stehen vor unserm geistigen Auge. Nach langem Winter treibt uns die freudige Begier zu kühnem Ringen mit den Gewalten der Bergwelt. Wie konnten wir ahnen, daß diese Gewalten, so oft schon von uns gemeistert, diesmal die Stärkeren sein sollten; daß Vorsicht und alle Künste raffiniertester Technik ohnmächtig blieben gegen die Tücke eines unvorhergesehenen Zufalls?

Unser Plan war, am Pfingstsonntag die Nordwestwand des Wiesbachhorns zu begehen, über den Raindlgrat abzusteiern und auf Schiern zur Oberwalderhütte hinüberzuwechseln. Der Montag sollte uns dann die klassische Eistur durch die Pallavicinirinne auf den Glockner bescheren. Bloß die Schneeverhältnisse machten uns etwas Sorge. Pfingsten lag diesmal sehr früh und wir konnten zu unserm Vorhaben keinen Neuschnee brauchen. Aber was schadete uns dieser letzten Endes? Ging unser Plan schief, so hatten wir doch unsere lieben Brett'ln, auf denen sich ja auch noch manches bergfrohe Erlebnis herbeizaubern ließ.

Mit viel Liebe und Sorgfalt prüfen wir unser Rüstzeug. Mit ebensoviel Liebe und viel Langriemen verstaun wir es auf dem Motorrad, das wir zwecks schnellerer und billiger Beförderung benutzen wollen. Es ist kein ganz



Wiesbachhorn — Nordwestwand

einfaches Problem, auf einer Solomaschine zwei Paar Schier, zwei dicke Rucksäcke, Pickel, Stöcke und die dazu gehörige Menschenlast zu verstauen, aber schließlich gelang es doch, uns neben dem gewaltigen Gepäck auf die schwer geprüfte Maschine zu zwängen.

Am Sonnabend vor dem Fest fahren wir los. Ruffstein wird um 2 Uhr passiert. Nach kurzer Rast auf dem Paß Thurn geht es über den ersten Schnee, der dort auf der Höhe liegt. Toni ist übermütig. Die bösen Schlenkerer, die das schwer gepackte Rad auf dem nassen Untergrund vollführt, entlocken ihm zu meiner Enttäuschung dauerndes Freudengeheul. Aber diese Enttäuschung ist nur scheinbar und ich werde bald von der Ausgelassenheit und Vorfreude meines Freundes angesteckt.

Num entdeckt Tonis scharfes Auge das Wiesbachhorn, wie es unvermittelt hinter einer Berggabel emporwuchtet. Wir legen uns ins junge blasse Gras und schauen. Zu unserer Freude zeigt die Wand sich nicht in ganz makelloser Weise. Einige dunkle Eisflecken durchmustern sie. „Die geht!“ meint Toni und alle Neuschneesorgen werden beiseite geworfen. Kaprun wird passiert. Die letzte böse Steigung zum Kesselfallhaus beginnt unser Vehikel mühsam hinaufzukeuchen. Da langt Tonis Hand nach vorn und streichelt den Tank: „Brav warst! A bisserl noch, glei darfst kaputt gehn!“ schmeichelt er liebevoll und tröstend der treuen Maschine.

Still und verwaist liegt das im Sommer so belebte Haus. Wir rüsten uns zum Marsch. Oberschuhe und Mäntel hängen wir über den Sattel des Motorrades. Wir brauchen sie ja erst übermorgen bei der Heimfahrt. Mit geschulterten Schiern stapfen wir den noch mit Lawinenresten bedeckten Sommerweg empor. Auf dem fast ebenen Moserboden wird die Schneedecke zusammenhängend. Wir können anschnallen und gleiten leicht und schnell über die Fläche. Ein köstlicher Abend blüht um uns. Silbern leuchten die Gletscher in den letzten Sonnenstrahlen. Zauberhaft schön ist dieser einzigartige gewaltige Talschluf.

Toni erzählt unterwegs wieder einmal von der Tur seines Lebens. Schildert Einzelheiten und ich höre und spüre aus seinen Worten die Genugtuung über den Sieg und die Freude über Kraft und Können, die ihm einen solchen ermöglichten. Wir fachsimpeln über Ausrüstung und Toni weist stolz seinen Pickel, den ihm nach der Matterhorn-tur die Zermatter Führer schenkten und von dem er begeistert ist. Lang und schmal ist die Haue; prächtig liegt er in der Hand. „Schau“ meint er, „der schreit direkt nach Eis!“

Es dämmert schon stark, als wir die letzte große Kehre zum Unterkunfts-haus Moserboden angehen. Rechts unter uns in der Talsohle liegt eine gewaltige Lawine. Zwei junge Wiener Bergsteiger ruhen noch unter ihrer Last. Im

Sommer hofft man ihre Überreste vielleicht bergen zu können. In uns tauchen Erinnerungen empor. Gedanken an Kameraden, die der Bergtod während der letzten Jahre aus unsern Reihen gerissen. Namen klingen auf: Brendel, Rittler, Brehm. Mit jedem waren wir verbunden durch eine Lur, durch ein Erlebnis! — Ein wenig still sind wir geworden.

Dunkle Nacht ist es, als wir vor der Hütte anlangen. Warmer Lichtschein quillt aus den Fenstern. Wir treffen liebe Bekannte und sitzen noch ein Weilchen gemütlich beisammen. Aber bald ruft das Lager.

Früh 5 Uhr beginnt unser neues Lagerwerk. Der Himmel ist klar und wolkenlos. Über hartgefrorenen Schnee steigen wir die Steilhänge hinauf zum Schwaigerhaus. Wir sind vom winterlichen Schilauß gut trainiert und erreichen die Hütte in knapp 2 Stunden. Im Hüttenbuch lesen wir die Eintragung einer Grazer Seilschaft — der Brüder Ruppilius mit einem Freund, die sich auch die Nordwestwand des Wiesbachhorns zum Ziel gesetzt haben.

Weiter gehts, hinauf zum Raindlgrat. Golden steigt das erste Pfingstleuchten über die besfirnten Tauerngipfel. Sonntagsfrieden herrscht noch im Saldunkel. Wir lassen Schier und Rucksäcke neben denen unserer Vorgänger und mustern die Wand, unser Ziel, an das sich der Wille drängt. Fast 600 Meter steigt sie im Winkel von 60 bis 70 Grad an, halbhoch in ganzer Breite von einem gewaltigen überhängenden Eiswulst durchzogen, der nur an einer Stelle in geringer Einbuchtung Angriffspunkt und Ersteigungsschlüssel bietet. Hier drangen 1924 die Erstersteiger Welzenbach und Kiegele in schwierigster Eisarbeit aufwärts. Wir freuen uns der kommenden Aufgabe. Keine Spur ängstlichen Zweifels stört unsere Hoffnung. Schwereres haben wir schon überstanden. Sivetta-Nordflanke, Lallidererwand, Pallavicinirinne! Und im Herzen Tonis brennt noch die Siegerfreude vom 2. August, als sich ihm die Nordwand des Matterhorns ergeben mußte. Vielleicht schweifen seine Gedanken eben zurück zu jenen stolzen Tagen, da sein Name in aller Munde war und die deutsche Sportwelt seine Tat mit ihrer höchsten Auszeichnung, der Adlerplakette ehrte.

Aber genug des Schauens! Eine lange Tagesarbeit liegt noch vor uns. Bald haben wir den Steilhang zum unteren Gletscherboden bewältigt. Die Eisen werden angelegt. Mit viel Sorgfalt habe ich sie zuhause an die Stiefel gepaßt und es freut uns kindisch, wie sie mit kurzem Schnappen sich um die Tricomi-sohlen und zwischen die Nägel legen. Das 40 Meterseil wird angelegt und in nicht zu tiefem Pulverschnee stapfen wir den anfangs flachen, später immer steiler werdenden Hang in den Spuren unserer Vorgänger hinauf. Aber uns klirren Pickelschläge. Wir schauen auf und sehen die Grazer Herren, die dem Eiswulst direkt zu Leibe wollen und sich unter dem Überhang mühen. Zuruf

und Antwort! Wir verständigen uns. Das Eis dort oben muß schlecht, glas-hart sein, denn wir sehen, wie sie einigemal vergeblich Haken zu schlagen versuchen. Die Eisstücke umschwirren uns.

Wir verlassen deshalb die Spur und queren nach Nordosten, wo in fels-durchsetzter Eisrinne die Route der Erstersteiger aufwärts führt. Aber gerade hier zeigt der Berg sein grimmigstes Gesicht. Aus gutmütigem Firn wird hartes, feindseliges, schwarzgrünes Wassereis, das plattig und spröde unterm Pickel wegsplittert und das Stufenhauen erschwert. Wir haben zwar das steilste Wandstück unter uns. Aber unser Vordringen verlangsamt sich und bald müssen wir die langen Eishaken benutzen. In der Führung abwechselnd dringen wir über die nächste sehr steile Strecke vor. Recht froh ist jeweils der Zweite, wenn er seine vom Warten kalt gewordenen Füße beim Weitergehen wieder warm treten kann. Die dunklen Wassereisstellen, die wir schon vom Tal aus beobachtet haben, drängen uns immer weiter nach links, wo aus dem Eis scharfe Felsrippen heraustreten.

Toni geht wieder das 40 Meterseil aus. Wir haben leider nur wenig Eisenzeug mitgebracht und müssen mit den Sicherungen sparsam sein. Und Sicherung ist nötig auf dem tückischen, steilgebäumten Grund. Eine der scharfen Felsrippen drängt Toni nun wieder nach rechts in eine der schwarzen Eisplatten. „Ich hau einen Haken!“ ruft er zu mir herunter. Er nimmt ihn vom Gürtel und treibt ihn ins splittende Eis. Völlig frei steht Toni auf schmalgekerbter Stufe etwa 30 Meter über mir, der ich zu notdürftiger Sicherung das Seil über die eingehauene Pickelspitze laufen lasse.

Die unsichere Stellung zwingt Toni zu raschster Arbeit. Klirrend fährt der Hammer auf den stählernen Stift. Gottlob, er sitzt, wenigstens zur Hälfte. Schon will Toni den Karabiner einschnappen lassen und rüttelt noch einmal prüfend am Haken. Da bricht dieser mitsamt einer tellergroßen Eisscholle aus der Wand und entgleitet seinen Händen. Der letzte Haken! Der darf nicht verloren gehen! Toni packt zu, ein sekundenlanges Verschieben des Gleichgewichts, die Zacken brechen im schlechten Eis aus — die Katastrophe ist da! Lautlos gleitet Toni aus dem Stand. Immer rascher rutscht er auf mich zu. Einige Meter Seil ziehe ich noch ein. Nicht einmal erschrocken bin ich. Nichts kann ich denken als nur Halten! Das ganze Gewicht lege ich auf den Pickel; die Finger umkrampfen das Seil — so erwarte ich den Ruck. Da fangen sich Tonis Eisen an winzigen Vorsprüngen. Aus dem Gleiten wird ein Stürzen, kopfüber in die harten Felsrippen.

Jetzt erreicht mich der Ruck! Der Pickel kracht aus dem Eis. Das Gewicht ist zu groß. Erst jetzt fährt mir ein lähmender Schreck durch die Glieder. Das

Seil zischt brennend durch meine Finger, dann reißt mich eine unwiderstehliche Gewalt im Bogen aus der Wand.

Stürzen — Springen in riesigen Säsen. Rucke durch das wirbelnde Seil. Wieder ein furchtbarer Aufsprall. Kleine helle Kreise im Hirn, in rasender Schnelligkeit sich drehend, irrsinnige Gedanken, Gefühl des Schwebens, jäh zerstört durch neuen harten Aufsprall — und dann ohne Übergang schwärzeste Nacht. Wie leicht ist das Sterben! Es war nur Staunen, was mich bewegte, als ich mich langsam wieder zurückfand. Viel weiß ich nicht mehr von den folgenden Stunden. Nur eines hatte sich mir gleich mit deutlicher, grausamer Gewißheit im pochenden Schädel festgesetzt: Toni ist tot! Mit letzter Kraft krieche ich zu ihm, will nach ihm schauen, ihm die verquollenen Augen öffnen — vergebens. Und wieder umsing mich die Nacht.

Indessen hatten die Grazer schwere Mühe. Zwei Stunden kleben sie schon unter dem weißglühenden Überhang und kommen nicht vorwärts. Endlich entschließt sich der Vormann, Dr. Ruppilius, ebenfalls für den Quergang zur Eisrinne, wo wir 100 Meter höher, ein paar Seillängen vom Gipfel getrennt, arbeiten. Plötzlich Poltern der Steine und Eisbrocken. Entsetzt blickten die Grazer nach oben. 15 Meter entfernt sausen in ständigem Überschlagen zwei Körper zu Tal, bis sie 500 Meter tiefer reglos auf einem Lawinenfegel liegen bleiben. Minutenlang starren die Augenzengen des furchtbaren Unglücks sich in die schreckensbleichen Gesichter. Mit äußerster Willenskraft zwingen sie die zitternden Nerven zum Gehorsam.

So rasch sie nur irgend können steigen sie ihrer eigenen Spur folgend die Eiswand herunter. 4 Stunden später, nachmittags $1\frac{1}{2}$ Uhr sind sie bei uns. Toni liegt tot mit zertrümmertem Hinterkopf; den zerschmetterten Eispickel mit den Schlingen des gerissenen Seiles noch in der Faust. Der Körper ist schon erstarrt, gebrochen die blauen Siegeraugen. Hier ist der Beistand vergebens.

Stöhnend erwarte ich die Hilfe, die mir mit liebevollster Sorgfalt zuteil wird. Wie durch ein Wunder bin ich mit schweren Quetschungen und Abschürfungen des Körpers davon gekommen. Die Helfer lösen Seil und Eisen von meinen wunden Gliedern. Da rauscht es verdächtig über uns. Eine Lawine setzt 10 Schritt entfernt die Wand herunter und reißt den Toten mit sich, ihn teilweise verschüttend. Nach überwundenem Schreck ziehen die Grazer unsere Körper eilends zum sicheren Gletscherboden hinunter, versorgen mich dort mit warmen Kleidungsstücken und wickeln mich in ihren Zeltsack. Zum Glück für mich hat man Kocher und etwas Verbandzeug bei sich. Dr. Ruppilius, der sich mit Bruder und Freund in rührendster Aufopferung müht, bleibt die lange furchtbare Nacht bei mir. Die beiden andern eilen zu Tal, um Hilfe zu holen. Bergwacht und Freiwillige ziehen zu unserer Bergung aus, allen voran

der 70jährige Führerveteran Altenberger. Schlechtwetter ist eingetreten; Regen und Schnee hindern die Sicht; die Lawinengefahr ist ungeheuer. Trotzdem arbeiten die Helfer mit aller Hingabe, schleppen unsere auf Schier geschnallten Körper über Eishänge, seilen sie durch Steilschluchten ab und nach 28stündiger ununterbrochener Bergetätigkeit befinde ich mich endlich in Sicherheit und Pflege.

Der sterbliche Rest unseres Toni aber findet im schlichten Kapruner Bergkirchlein kurze Rast. Dort bahrt man den toten Matterhornsieger auf. Silig gewundene Kränze schmücken den Sarg. Auf der Brust des stillen Bergsteigers ruht der zerbrochene Eispickel und ein bescheidenes Sträußchen daran kündigt den letzten Gruß der Berge, denen der Tote Liebe und Leben schenkte.

Ich selbst habe an das, was nach meinem Sturz geschah, nur dunkle und verschwommene Erinnerung. Als mein Bewußtsein allmählich klarer ward, habe ich mit Gott und Menschen gehadert, habe es als Unrecht empfunden, noch lebend auf der Welt zu sein; habe oft und sehnlichst gewünscht, es wäre dies alles nur ein böser, häßlicher Traum.

Nach Monaten erst, noch auf Krücken humpelnd, stand ich vor dem schlichten schönen Grab meines unvergeßlichen Freundes auf dem Münchener Waldfriedhof. Heiß stieg es mir in die Augen. Nun wußte ich, was es heißt: „Ich hatt' einen Kameraden!“

Heimkehr

Von Paul Hübel, München

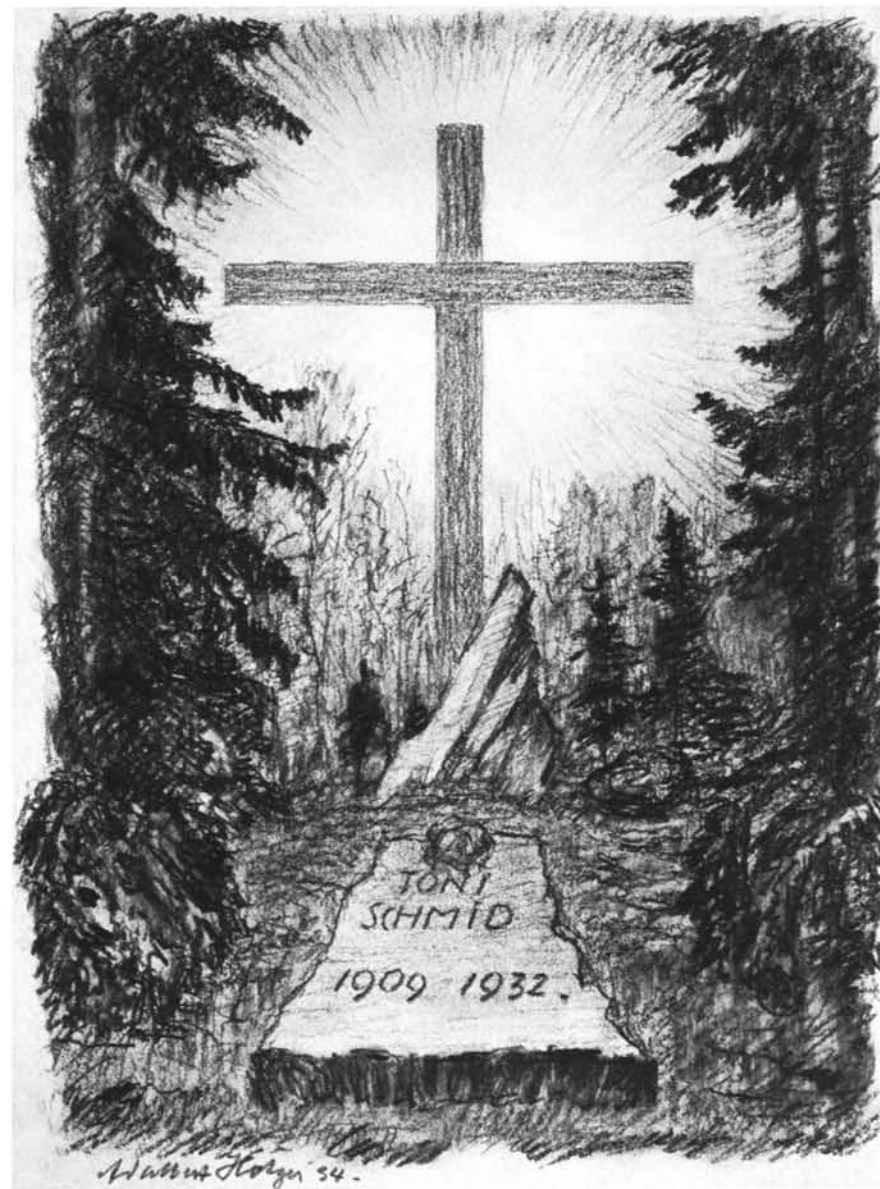
Am 19. Mai 1932 hat man Toni Schmid auf dem Münchner Waldfriedhof zur letzten Ruhe bestattet. Einer, dem die Natur und ihre Berge über alles gingen, der zu jener stürmischen und begeisterten Jugend zählte, die keine bequeme oder sentimentale Gemeinschaft sucht, sondern die Kräfte des Geistes und Körpers immer von neuem zu erproben strebt, einer, der die sprudelnden Quellen eines liebevollen Herzens, eines idealen Denkens nicht nur vor den starren Gebilden aus Fels und Eis, sondern auch den Gefährten erschloß, mit denen er auf den Höhen und im Tal durch treueste Freundschaft seilverbunden blieb, ist nun der Erde wiedergegeben, die er so liebte.

Strahlender Frühlingshimmel leuchtete dem langen, langen Zug derer, die dem Toten das Geleit gaben. Es schien, als wollte ganz München seinem jungen Helden, dem Sieger vom Matterhorn, die letzten Ehren erweisen. Kameraden im schlichten Bergsteigergewand, unter ihnen zwei Zermatter Führer, schritten an den Seiten des kranzbedeckten Sarges, auf dem der treue Pickel und das zerchliffene Seil ruhten. Das schier unabsehbare Gefolge der Leidtragenden zog durch ein Spalier von vielen Hundert Menschen, die gekommen waren, um Abschied zu nehmen. Das offene Grab zierten, von Lorbeerbäumen umrahmt, unzählige herrliche Kränze aus dem Grün bergduftender Latschen geflochten und durchwoben von Edelweiß und anderen Alpenblumen.

Alle Häupter senkten sich in teilnehmendem Schmerz, alle Herzen schlugen von Trauer erschüttert und über die gebräunten, wettergefurchten Wangen der Bergkameraden bahnten sich bittere Tränen den Weg, als Kaplan Gundlach von St. Margareth die segnenden Abschiedsworte sprach:

„Wenn ich heute die gewaltige Teilnahme der Bevölkerung an diesem Begräbnis überschauere, dann muß ich sagen, das deutsche Volk empfindet die Tat vom Matterhorn als eine deutsche Tat!

Wer den Verstorbenen gekannt hat und ihm näher gestanden ist, der wird es wohl geahnt haben, daß die Berge sein Schicksal bedeuteten und daß sie einmal sein Leben fordern würden. Denn wer einmal einen Berg bestiegen hat in Mühe und Schwierigkeit, wer gar im trotzigen Kampf einer Erstbesteigung den Gipfelsieg errungen hat, den läßt der Zauber der Berge nicht mehr los, in dessen Sinn ruht sein Leben lang der Zug zur Höhe; immer möchte er Höhenwege beschreiten!



IN MEMORIAM

Die Kirche segnet diesen Zug zur Höhe. Erst in der jüngsten Zeit haben wir in unser Gebet den Segen aufgenommen über die Werkzeuge des Bergsteigers, über Pickel und Seil, über Eisen und Schneeschuh. Es sind die Werkzeuge, die zum Gipfel führen. Unser Papst ist selber dem Zauber der Berge verfallen und als er während seiner Bibliothekarzeit zu Mailand den Monte Rosa und den Montblanc bestiegen hatte, schrieb er: Von der ganzen Welt segnet Gott am meisten die Gipfel der Berge!

Die Kirche segnet die Werkzeuge der Bergsteiger und segnet mit ihnen den ganzen Alpinismus, den Zug zur Höhe, alle Gewandtheit und alle Kraft, allen Mut und alle Ausdauer, alles Ringen mit hartem Gestein und schroffem Fels, segnet alle Einfachheit und alle Reinheit in den Bergen — die Kirche segnet allen Höhenflug!

Wir dürfen sicher glauben, daß der Verstorbene viel von der Seele Christi in sich aufgenommen hat, den Mut und die Ausdauer, das Gefühl der Unbesiegbarkeit, die treue Kameradschaft und das zähe Aushalten bei seinen Freunden in Augenblicken der Gefahr. Seine Berge sind ihm ein Weg geworden zu Christus, der der Gipfel ist!“

Alle alpinen Korporationen hatten ihre Vertreter geschickt, als Zeichen, welche Liebe und Achtung der Dahingegangene in weitesten Kreisen Deutschlands und darüber hinaus besaß.

Der Vorsitzende der Sektion Oberland, Generalstaatsanwalt Gotier, beklagte den schweren Verlust, den diese alpine Körperschaft durch den Tod eines ihrer Besten, auf den sie mit Recht stolz war, erlitten hat, würdigte kurz die bedeutenden Leistungen Toni Schmidts, sprach den Hinterbliebenen das herzlichste Beileid aus und versicherte, daß der Geist dieses hochgemuten Menschen in der Sektion fortleben werde. Der erste mächtige Kranz, den Angehörige der Bergsteigergruppe, Seilkameraden des Verstorbenen getragen hatten, wurde am offenen Grabe niedergelegt; zahllose andere folgten. Es sprachen weiter Dr. Hannemann namens der Schiläuservereinigung des M. L. V. 1879, deren Ehrenmitglied der Verbliebene war, Major Henle für den Schwabau München, Josef Maier für den bayerischen Schiverband, Dr. Kemmer und August Feldmeier für den Jungbayerbund, Oskar Krammer für den Österreichischen Alpenklub und für das Alpenkränzchen Berggeist, dem Toni sechs Jahre lang als zweiter Vorsitzender angehörte, Dr. Franz Seiler im Namen des Zermatter und Walliser Volkes, Josef Berger für die alpine Rettungsstelle des Deutschen und Österreichischen Alpen-Vereins und für die Bergwacht, der Toni stets mit Rat und Tat zur Seite stand. Weiter waren Vertreter der Staatsbauschule, des Sächsischen Bergsteigerbundes und des Landesauschusses für Leibesübungen anwesend,

die mit zahlreichen anderen Freunden in herzlicher Liebe und tiefster Ergriffenheit des großen Bergsteigers und des unvergleichlichen, opferfreudigen Menschen Toni Schmid gedachten. In allen Nachrufen wurden die hohen Bergsteigertugenden Tonis, sein Kameradschaftsgeist, sein bescheidenes Wesen und sein goldener Humor gerühmt als Vorbild eines wahren deutschen Alpinisten.

Es war Gebot selbstverständlicher Pflicht, daß dem unvergeßlichen Toten eine würdige Ruhestätte bereitet wurde. Zu diesem Zweck trat unter dem Vorsitz des Leiters des Wehrkraftbundes, dem Toni einstmals angehörte, August Feldmeier, ein Ausschuß zusammen, mit dessen fürsorglicher Hilfe am 22. August 1932, dem 23. Geburtstag des Verbliebenen, das Grabdenkmal erstand. Im großen Moosteppich des Waldgrabes ruht eine mächtige Platte aus Dolomitstein mit der Schrift: „Toni Schmid 1909—1932“. Am Kopfende des Grabes ragt ein wuchtiges Bergkreuz aus roh bearbeitetem Lärchenholz 4 Meter über den Erdboden. Vor diesem Kreuz lagert ein Felsblock, Teil jenes Berges, des Matterhorns, mit dem Toni Schmid's Name für immer verbunden bleiben wird. Die Familie Geiler in Zermatt hat ihn gestiftet, Bergführer haben den gewaltigen 18 Zentner schweren Stein am Fuße des Matterhorns, in der Gegend von Z'mutt geborgen und in mühevollster, selbstlofter Anstrengung zu Tal gebracht. Die schweizerischen und deutschen Bahnen übernahmen kostenlos den Transport. Der Entwurf des ganzen Denkmals stammt von Diplomingenieur Gustav Albert und zeigt in seiner wirkungsvollen Schlichtheit ein künstlerisch hochwertiges Werk.

Der Stadtrat Münchens hat das Grab in das Verzeichnis der in den städtischen Friedhöfen beerdigten berühmten und verdienten Verstorbenen aufgenommen und nach Ablauf der derzeitigen Nutzungsfrist Weiterbestand und Pflege des Grabes aus öffentlichen Mitteln verfügt. Im Zusammenhang mit diesem Beschluß wurde auch eine Straße Münchens nach dem Toten benannt. Die „Toni Schmid-Straße“ verläuft in dem neuen Stadtviertel bei Trudering zwischen der Matterhorn- und der Wiesbachhornstraße.

Ewige, eherner Gesetze sind es, die Werden und Vergehen aller Kreatur bestimmen. Es ist Notwendigkeit, daß ein Wesen, dessen Kräfte erschöpft sind, dessen Daseinszweck erfüllt ist, der neuen, kommenden Generation Platz macht und Raum zur Betätigung gibt.

Aber es ist uns immer aufs Neue unfaßbar, wenn ein junger, blühender Mensch vom jähen Gensenschlag des großen Schnitters herausgerissen wird aus seiner Bahn, aus seinem Wirkungskreis. Unter allen Rätselfeln, die das Walten des Schicksals uns aufgibt, scheint dies das grausamste und schmerzlichste. So mußte auch dieser jugendfrohe, kraftstrotzende Mensch, dessen

Latendrang die Sterne am Himmel nicht zu hoch hingen, von uns gehen; ein Mensch, dem es vergönnt war, kaum erst ins Leben eingetreten, die Aufmerksamkeit und Bewunderung der ganzen Welt auf sich zu lenken, die drei Viertel Jahre später entsetzt und fassungslos die Nachricht vom Hingang ihres jungen Helden erfahren mußte.

Toni Schmid hat nicht vergeblich und nutzlos gelebt! Sein heroisches Beispiel wird weiterbestehen im Herzen der deutschen Jugend! Und wenn wir das Schicksal grausam nennen, das ihn fällte, so liegt doch Schönheit und Trost in dem Gedanken: Nicht Siechtum und Elend, Krankheit oder Verzweiflung am Leben hat ihm die letzte Stunde verdunkelt. Er ist in die Ewigkeit gegangen in höchstem Daseinsgefühl, im Glücksrausch pulsender Kraft. Nahe vor ihm das lockende Ziel, umleuchtet vom schimmernden Glanz des strahlenden Frühlings, im brechenden Auge noch den Widerschein der Bergschönheit, die seinem Leben Inhalt und Wert gegeben hat.

Seine Jungsiegfriedgestalt wird die Erinnerung seiner Freunde ebenso erfüllen, wie es die ewigen Steinmale der Berge tun, die er geliebt hat und für die er gestorben ist.

Inhalt

	Seite
Geleitwort Hans Baumeister, Darmstadt	3
Loni Schmid:	
- Der Bergsteiger Dr. Anton Schmid, Landshut	9
- Der Schiläufer Dr. Erwin Hoferer	25
- Olympia-Ehrung Dr. Karl Ritter von Halt	29
München und sein Held Adolf Cottier	32
Matterhorn	
- Erlebnis in Zermatt Hans Baumeister, Darmstadt	34
= Wie die Nordwand fiel Loni Schmid †	43
Die Kameraden erzählen:	
Dent d'Hérens-Nordwand Friedl Brandt	52
Durch den Dülferriß zur Fleischbank Friedl Brandt	61
Durch den Trichter der Böll-Westwand Karl Deeg, Stuttgart	65
Barbarine Willy Ehrlich, Dresden	72
- Ortler-Nordwand Hans Ertl	79
- Bergfahrten in Grönland Hans Ertl	89
- Die erste Winterbegehung der Blau eisumrahmung	Raphael Hang, Ramsau b. Berchtesg. 97
Glockerin-Nordwestwand Oskar Krammer	107
Hochwanner (Direkte Nordwand) Oskar Krammer	113
Der Weg über den Grat (Val di Roda-Kamm)	Oskar Krammer 118
Laliderer-Nordwand Ernst Krebs, Gauting b. München	129
- Civetta-Nordwestwand Ernst Krebs, Gauting b. München	135
Guglia di Brenta-Ostwand Willi Leiner, Portenkirchen	143
Die Nordwand der Bertainspizze Siegfried List, Pasing	147
Fleischbankspizze-Südostwand Franz Schmid	154
Erste Überschreitung der sieben Bajolettürme Georg Sirt, Kufstein	163
Totenkirchl (Direkte Westwand) Georg Sirt, Kufstein	169
Gehrenspizze-Nordwandriß Walter Stöber, Pforzheim	178
Die Südwestkante der Marmolata Walter Stöber, Pforzheim	188
Zwei neue Wege aufs Bietschhorn Walter Stöber, Pforzheim	203
Der direkte Südgrat des Großen Doldenhorns Walter Stöber, Pforzheim	231
Schüsselfar-Südwand Georg Wieber	248
Alpines Zigeunerleben Georg Wieber	257
- Schifahrt auf den Montblanc Max Zoeltsch	271
Ausflug	
= Letzte Bergfahrt Ernst Krebs, Gauting b. München	280
= Heimkehr Paul Hübel	286

Wo kein Wohnort angegeben, ist München zu lesen

Bilder

Tafel	Seite
1 Loni Schmid †. Nach einem Gemälde von Oscar Wiedenhofer, München . . .	3
2 Loni Schmid †. Lichtbild von Franz Wagner München . . .	8
3 Franz und Loni Schmid. Lichtbild von Merkl, München . . .	16
Loni im Münchener Klettergarten. Lichtbild von Georg Wieber, München . . .	16
4 Bildnis Loni Schmid †. Lichtbild von Editha Kauffmann, Niedersiedlig . . .	17
Loni als Wettkämpfer. Lichtbild von Gustl Feldmeier, München . . .	17
5 Loni im Quersprung. Lichtbild von Georg Wieber, München . . .	25
Neujahrsspringen am Gudiberg. Lichtbild von B. Johannes (E. Beckert), Garmisch-Partenkirchen . . .	25
6 Goldene Olympische Medaille . . .	32
7 Adlerplakette . . .	33
8 Nach dem Sieg. Franz und Loni beim Abstieg vom Matterhorn . . .	40
9 Vor der Hörnli-Hütte mit den Clubkameraden. Aufgenommen unmittelbar nach Rückkehr der Brüder vom Matterhorn . . .	41
Dr. H. Seiler mit den Brüdern Schmid. Lichtbild von Paul Hübner . . .	41
10 Sein Berg — Lichtbild von Franz Kröner, München . . .	44
11 Matterhorn (4505 m) = Nordwand. Nach einer Zeichnung von Otto Brandhuber, Wien (Verlag des Hauptauschusses des Deutschen und Osterreichischen Alpenvereins, Autotypie von F. Bruckmann, A.-G., München, Zeitschrift 1932, Seite 139) . . .	45
12 Matterhorn vom Bivak an der Dent d'Hérens. Lichtbild von Hans Ertl, München . . .	48
13 Der Fuß der Nordwand mit den Spuren. Lichtbild von Paul Hübner, München . . .	50
Matterhorn im Schneesturm. (Aufgenommen am zweiten Tag der Nordwand-Ersteigung. 1. August 1931) von Paul Hübner, München . . .	50
14 Loni am Weißhorn (4512 m) = Ostgrat. Lichtbild von Friedl Brandt, München . . .	51
15 Dent d'Hérens (4180 m) mit Schönbühl. Lichtbild von J. Sobez, München . . .	52
16 Im Eiskamin. Lichtbild von Friedl Brandt, München . . .	53
17 Gipfelwand. Lichtbild von Friedl Brandt, München . . .	60
18 Fleischbank (2187 m) von Südosten. Lichtbild von G. Berthold, München . . .	64
19 Göl (2522 m) = Westwand. Lichtbild von L. Ammon, Schönau bei Berchtesgaden . . .	65
20 Quergang zum Trichter (Göl — Westwand). Zwei Aufnahmen von Max Hofmann, Nürnberg . . .	66
21 Barbarine am Pfaffenstein. Lichtbild von Walter Hahn, Dresden . . .	72
22 Loni Schmid an der Barbarine. Lichtbild von Rudolf Kobach, Dresden . . .	73
23 Ortler (3902 m) = Nordwand. Lichtbild von Hans Ertl, München . . .	80
24 Raka-Atasek (1800 m) — Rongerdluffjord-Nordwestgrönland —, Lichtbild der Universal-Fant-Grönland-Expedition . . .	96
25 Loni hält Gipfelrast. Lichtbild von Georg Wieber, München . . .	97
Hans Ertl und Loni Schmid. Lichtbild von Paul Hübner, München . . .	97

Tafel	Seite
26 Blick auf Hundstod (2594 m). Lichtbild von Walter Höfig, Berchtesgaden . . .	104
Blaueis (2480 m) = Nordgrat und Hochkalter (2608 m). Lichtbild von Walter Höfig, Berchtesgaden . . .	104
27 Glockerin (3425 m) = Nordwestwand — Wiesbachhorn (3570 m). Lichtbild von Ernst Baumann, Bad Reichenhall . . .	112
28 Hochwanner (2747 m) = Nordwand. Lichtbild von Dr. Erwin Hoferer, München . . .	113
Schwerer Felsgang. Lichtbild von Max Hofmann, Nürnberg . . .	113
29 Pala di San Martino (2996 m) und Val di Roda-Kamm (2780 m). Lichtbild von Oscar Schwarz, Nürnberg . . .	128
30 Laliderer (2650 m) = Wände. Lichtbild von Dr. Hans Pfeifer, München . . .	129
31 Civetta (3220 m) = Nordwestwand. Lichtbild von Josef Meyer, München . . .	136
32 Guglia di Brenta (2872 m). Nach einer Zeichnung von Loni Schmid † . . .	144
33 Guglia di Brenta. (Vergabe des Verlages E. S. Beck, München; aus dem Buch „Gipselfahrten“ von Paul Hübner) . . .	145
34 Fleischbank (2187 m) = Südostwand. Lichtbild von Ernst Baumann, Bad Reichenhall . . .	160
35 Auf dem Fleischbank-Gipfel (Ernst Krebs, Loni Schmid — stehend —, Franz Fischer). Lichtbild von Robert Donat, München . . .	161
36 Bajelett-Lürme. Lichtbild von Ernst Baumann, Bad Reichenhall . . .	168
37 Totenkirchl (2193 m) = Westwand. Lichtbild von G. Berthold, München . . .	176
38 Loni Schmid am großen Westwand-Quergang. Lichtbild von Friedl Brandt, München . . .	177
In der Westwand. Lichtbild von Georg Wieber, München . . .	177
39 Steigbaum. Lichtbild von Walter Stöber, Pforzheim . . .	184
Steiler Fels. Lichtbild von Walter Stöber, Pforzheim . . .	184
40 Marmolata (3360 m) = Südwestkante. Lichtbild von Friedl Brandt, München . . .	192
41 Wandkletterei über der I. Terrasse. Lichtbild von Walter Stöber, Pforzheim . . .	193
Marmolata = Südwestkante. Lichtbild von Walter Stöber, Pforzheim . . .	193
42 Bietschhorn (3953 m) von Nordwesten. Nach einem Gemälde von J. Schmid-Fichtelberg, München . . .	208
43 Bietschhorn vom Bietschjoch. Lichtbild von Walter Stöber, Pforzheim . . .	209
Blick vom Zeltlager auf die Südwand und den Südgrat des Bietschhorns. Lichtbild von Walter Stöber, Pforzheim . . .	209
44 Das Große Doldenhorn (3650 m) von Süden. Erdphotogrammetrische Aufnahme der Eidgen. Landesphotographie, Bern . . .	232
45 Schüsselfelspitze (2538 m) = Südwand. Lichtbild von G. Berthold, München . . .	256
46 Pendelquergang. Lichtbild von Georg Wieber, München . . .	257
Loni und Franz auf dem Pfeilerkopf. Lichtbild von Georg Wieber, München . . .	257
47 Zeltleben. Lichtbild von Georg Wieber, München . . .	264
Campanile di Val Montanaia (2170 m). Lichtbild von Paul Hübner, München . . .	264
48 „Unser Hanomag.“ Lichtbild von Georg Wieber, München . . .	265
„Mer Anfang ist schwer.“ Lichtbild von Georg Wieber, München . . .	265
49 „Moaß net immer Erbswurf sein.“ Lichtbild von Hans Ertl, München . . .	272
„Suat wars.“ Lichtbild von Hans Ertl, München . . .	272
50 Montblanc-Massiv vom Mer de Glace. Lichtbild von Max Zoeltich, München . . .	273
Montblanc-Gipfel (4810 m). Lichtbild von David Ellenrieder, München . . .	273
51 Wiesbachhorn = Nordwestwand. Lichtbild von Hugo Lomaschek, Mitterföll . . .	280
52 In Memoriam. Nach einer Zeichnung von Adalbert Holzer, München . . .	286

101
 102
 103
 104
 105
 106
 107
 108
 109
 110
 111
 112
 113
 114
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500

Einband- und Umschlagzeichnung von Robert Donat, München, Karlstr. 27

Prägeplatten von der Chemigraphischen Kunstanstalt Frz. Müller, München, Goethestr. 25

Druckstöcke — Leihgaben ausgenommen — von der Chemigraphischen Kunstanstalt

A. Gäßler & Co. G. m. b. H., München, Landwehrstr. 57/59

Umschlag und Buchbinderarbeit von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, Dachauerstr. 15

Buch- und Kunstdruck von Dr. C. Wolf & Sohn, Universitätsbuchdruckerei und Lithographische Kunstanstalt, München, Jungfernturmstr. 2

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000650490

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN